

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben

im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von

Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger

und Rainer Wimmer

Schriftleitung: Ursula Hoberg

BAND LXIII

SPRACHKULTUR

Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben von
Rainer Wimmer

SCHWANN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Sprachkultur / hrsg. von Rainer Wimmer

– 1. Aufl. – Düsseldorf : Pädagogischer Verlag
Schwann-Bagel, 1985.

(Jahrbuch . . . des Instituts für Deutsche Sprache ; 1984)

(Sprache der Gegenwart ; Bd. 63)

ISBN 3-590-15663-5

NE: Wimmer, Rainer [Hrsg.] ; Institut für Deutsche Sprache
«Mannheim» : Jahrbuch . . . des Instituts . . . 2. GT

© 1985 Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel GmbH Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1985

Umschlaggestaltung Paul Effert

Herstellung Lengericher Handelsdruckerei,

Jürgen Bossemeyer GmbH + Co KG, 4540 Lengerich/Westf.

ISBN 3-590-15663-5

**20 JAHRE
INSTITUT
FÜR DEUTSCHE
SPRACHE
1964-1984**

(IDS)

INTERNATIONALE
JAHRESTAGUNG 1984

Sprachkultur





INHALT

Vorwort	9
Eröffnung	11
Klaus von Bismarck / Wilhelm Siegler: Problematik der Sprachkultur im Blick auf das nicht-deutschsprachige Ausland	24
János Juhász: Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft	33
Dieter Neriüs: Zur Geschichte und Bedeutung des Begriffes Sprachkultur in der Linguistik der DDR	55
Wolfdietrich Hartung: Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe	70
Sprachkultur und Institutionen	
Gerhard Stickel: Vorbemerkungen über "Sprachkultur und Institutionen"	82
Günther Drosdowski: Die Dudenredaktion	85
Hans-Martin Gauger: Bericht über eine Akademie	93
Otto Nüssler: Die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS)	100
Karl Eibl: Sprachkultur im 18. Jahrhundert	108
Franz Hebel: Sprachkultivierung in der schulischen Bildung	125
Adolf Muschg: Sprachkultur und Literatur	139
Ludwig Harig: Das Rauschen des sechsten Sinnes	151
Uwe Pörksen: Das Demokratisierungsparadoxon	159

Sprachkultur und politische Kultur

Walther Dieckmann: Vorwort: Sprachkultur und politische Kultur	182
Wolfgang Bergsdorf: Über die Schwierigkeiten des politischen Sprechens in der Demokratie	184
Werner Holly: Politische Kultur und Sprachkultur Wie sich der Bürger politische Äußerungen verständlich machen kann	196
Gerhard Strauß / Gisela Zifonun: Sprachkultivierung als politische Aufklärung	211
Walther Dieckmann: Nachwort: Das Reden der Politiker und das Problem der Glaubwürdigkeit	223
Hugo Steger / Rainer Wimmer: Kurzbericht über die Podiumsdiskussion "Sprachglossen in Zeitungen und Zeitschriften"	230
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1984	233

Vorwort

“Sprachkultur ist die Kunst, andere zu verstehen und sich anderen verständlich zu machen. Ein wenig beherrscht sie jeder, mancher ist in ihr gewandter, keinem ist sie angeboren. Als Teil der Kultur eines Volkes drückt Sprachkultur die Fähigkeit ebenso wie die Bereitschaft der Bürger aus, sich miteinander über die individuellen und gemeinsamen Interessen zu verständigen.” So hieß es im Vorwort des Mitteilungsheftes 10 des Instituts für deutsche Sprache, das unter dem Titel “Aspekte der Sprachkultur” kurz vor der IdS-Jahrestagung 1984 erschien. Das Zitat verdeutlicht die außerordentliche Spannweite des Rahmenthemas “Sprachkultur” dieser internationalen Tagung, die vom 13. bis zum 16. März 1984 im Mannheimer Rosengarten stattfand und deren Referate und Verhandlungen in diesem Band dokumentiert sind.

Der Vorbereitungsausschuß (Siegfried Grosse, Helmut Henne, Alan Kirkness, Gerhard Stickel, Harald Weinrich) war sich darüber im klaren, daß es nicht möglich sein würde, im begrenzten Rahmen der Tagung alle wichtigen und wünschbaren Aspekte des weitgespannten Themas zu behandeln. Daß auf vieles ganz verzichtet werden mußte, daß an vielen einzelnen Punkten Abstriche zu machen waren: diese Feststellungen sind bezüglich des Sprachkulturthemas nicht nur Floskeln, mit denen Planer auf ihr “Gewissen” einwirken. Das Tagungsthema war absichtlich so gewählt, daß Anregungen für eine Diskussion und Auseinandersetzung mit Nachbardisziplinen der traditionellen Sprachgermanistik erwartet werden konnten und daß berechtigte Hoffnungen bestanden, auch eine breitere, an Sprachfragen interessierte Öffentlichkeit anzusprechen. Der Vorbereitungsausschuß hat seine Aufgabe dadurch zu lösen versucht, daß er a) Überblicksreferate vorsah, die einer Aufbereitung und Darstellung des Kenntnis- und Forschungsstandes auf dem Gebiet dienen konnten, b) bezüglich besonders zu behandelnder Themenkomplexe dort Schwerpunkte setzte, wo die Sprachkulturdiskussion in den vergangenen Jahren sehr intensiv geführt wurde, und c) sich bemühte, durch gelegentliche Variierung der Veranstaltungsform (neben großen Referaten auch Kurzreferate; Statements; Podiumsdiskussionen) die Aspektvielfalt zu erhöhen. — Die Beiträge in diesem Band sind dem Tagungsverlauf entsprechend angeordnet, so daß das Inhaltsverzeichnis zugleich ein Spiegel des Veranstaltungsprogramms ist.

Im Frühjahr 1984 bestand das Institut für deutsche Sprache zwanzig Jahre. Die Grußworte, die zum Teil aus diesem Anlaß übermittelt wurden, sind in diesen Band mit aufgenommen. — Wie bereits lange Tradi-

tion — enthält der Band am Schluß den IdS-Jahresbericht für 1984.

Abschließend bleibt mir die angenehme Pflicht, allen zu danken, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben, vor allem den Referenten und Diskutanten sowie den Mitgliedern des Vorbereitungsausschusses.

Rainer Wimmer

Eröffnung

Ansprache des Präsidenten des Instituts für deutsche Sprache, Prof. Dr. Heinz Rupp

Meine Damen und Herren,

“ein Gott hat ihn [den Menschen] auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Kultur an; denn nur durch sie beherrscht er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens ... mächtig.”

Das schrieb Herder 1784, vor genau 200 Jahren, im 3. Kapitel des 4. Buchs seiner “Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit”. Und das heißt doch wohl schlicht und einfach, daß menschliche Kultur ohne menschliche Sprache nicht denkbar ist. Oder anders gesagt, daß menschliche Sozialisation, Zivilisation und Kultur auf der menschlichen Sprache beruhen. Wenn dem so ist, und daran wird wohl niemand zweifeln, dann ist die Frage nicht nur berechtigt, sondern nötig, welche Sprache, welche Sprachverwendung die beste oder die rechte ist, um – ich möchte nicht sagen – den Fortschritt, aber die Fortbildung menschlicher Sozialisation, Zivilisation und Kultur zu gewährleisten und zu optimieren. Und damit sind wir beim Thema der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache, bei der Sprachkultur.

Das Wort ‘Sprachkultur’ ist noch nicht sehr alt. Die Sache ist aber keineswegs neu. In den sechziger Jahren des 9. Jahrhunderts hat Otfrid von Weissenburg seine Evangeliendichtung mit der dazugehörenden Kommentierung geschaffen, und da er sich als Erster fühlt, der in fränkischer, das ist deutscher Sprache eine religiöse Dichtung schreibt, versucht er sich zu rechtfertigen. Seine literarischen Vorbilder sind selbstverständlich die großen Dichter der Antike und Spätantike (Vergil, Ovid, Statius und Prudentius, Sedulius, Arator). Aber sie sind Vorbilder für das Stilistische, das heißt für den ästhetischen Bereich. Das Entscheidende ist das aber für Otfrid nicht; denn er verlangt von der Sprache zuerst einmal die ‘rihti in sconeru slihti’ (I, 1,36), das heißt die ‘Richtigkeit in schöner Einfachheit’, die ‘rectitudo’, um bei einem Begriff der Karolingerzeit zu bleiben. Die Sprache muß recht, muß richtig sein. Sie muß eine Grammatik haben, und sie muß sich in dieser Grammatik bewegen. Aber auch das ist noch nicht das Entscheidende. An anderer Stelle bittet er Gott, er möge verhüten, daß ihm – dem Dichter – ‘in themu wahren thiu wort ni missifahen’ (I, 2,16), daß er, beim Versuch zu dichten, also ‘schön zu schreiben’, sich

nicht 'am Wort vergreift'. Denn nach den Anschauungen der Zeit ist ein Vergreifen am Wort ein Vergreifen an der Sache. 'Nomen est res' — das Wort ist identisch mit der Sache. Weil aber das Wort mit der Sache identisch ist, ist ein Vergreifen, ein Vergehen am Wort, ein Vergehen an der Sache und damit an Gott, dem Schöpfer, also Sünde.

Sprache muß also richtig sein, und die Sprachrichtigkeit kommt vor der Sprachschönheit. Sprachrichtigkeit wird aber gerade dadurch bestimmt, daß man der platonisch-neuplatonischen Ansicht ist, Wort und Sache seien identisch. Sprachkultur ist für Otfrid in erster Linie ein religiöses und ein ethisches Problem.

Über 600 Jahre später: Für Luther ist kein Problem mehr, daß Wort und Sache identisch sind. Der Nominalismus hat sich durchgesetzt, das Wort ist nur noch ein Hauch der Stimme; 'nomen est flatus vocis', nicht mehr mit der gemeinten Sache identisch. Das Wort bedeutet vielmehr etwas. Aber auch für Luther ist Sprachkultur ein religiöses und ethisches Problem, schon deshalb, weil das große Vorbild — das Wort Gottes — so, wie es in der Bibel niedergelegt ist, die absolute Wahrheit ist. Dieses Wort darf man nicht verfehlen oder verfälschen, man muß es adäquat übersetzen. Zum Problem der Sprachrichtigkeit tritt bei Luther ein weiteres hinzu. Er will ja den Leuten aufs Maul schauen. Und das heißt nicht nur, daß er so redet und schreibt, wie die Leute reden — das tut er teilweise in seinen Tischreden und Pamphleten —, sondern das heißt, und vielleicht in erster Linie im Bereich der Bibelübersetzung, daß man so übersetzt, daß die Leute das Übersetzte richtig verstehen, so, wie es Gott selbst gemeint und niedergelegt hat. Zum Problem der Sprachrichtigkeit kommt bei Luther das Problem der Kommunikationssicherung. Aber wie gesagt, auch für ihn ist Sprachkultur ein ethisch-religiöses Problem.

Machen wir wieder einen Sprung von Luther zu uns, einen Sprung von wieder etwa 500 Jahren. Was sollen wir heute unter Sprachkultur verstehen und mit dem Wort meinen?

Meine Damen und Herren: Man könnte das Ende des Mittelalters leicht verschieben und die Neuzeit mit Goethes Tod beginnen lassen. In zahlreichen Bereichen der menschlichen Zivilisation ändert sich von den frühen Zeiten bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts recht wenig. Napoleons Heere sind nicht viel schneller vorangekommen als die Alexanders.

Von diesen dreißiger Jahren an ändert sich die Welt in immer schneller werdendem Tempo. Ein paar Stichwörter: Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Raumschiff; Telegraf, Telefon, Tonband, Radio, Television, Nachrichten-Telefon- und TV-Satelliten; Elektrizität, Computer, Mikroelektronik;

von der Entwicklung der Waffentechnik ganz zu schweigen. Die Welt ist anders, nicht nur im Technischen, zwangsweise auch in Politik und Jurisprudenz. Die Welt ist kleiner und komplizierter geworden. Wir selbst leben in einer anderen Welt, die gesellschaftlichen Bindungen, Familienstrukturen u.a. haben sich entscheidend verwandelt. Bei all dem, von der Technik bis zur Ich-Du-Beziehung, ist Sprache nötig.

Das Fazit: Wir stehen heute in einer Entwicklung, die nicht zu vergleichen ist mit Situationen aller vergangener Zeiten, und genau dasselbe gilt für unsere Sprache.

Damit bin ich bei der Anfangsfrage: Was muß menschliche Sprache heute leisten, wie sollten wir sie verwenden, damit unsere heutige Zeit noch menschlich, noch verständlich, noch vernünftig weiterbildbar bleibt? Teilantworten können die Vorträge und Diskussionen der nächsten Tage geben. Ich meine, 'Sprachkultur' heute sollte ausgehen von der Sprachrichtigkeit, und das heißt von der Sachgemäßheit beim Sprechen, sollte Kommunikationssicherung wo immer möglich erreichen, Kommunikationslücken ausfüllen. Kommunikationssicherung heißt aber immer auch eingehen auf den Gesprächspartner. 'Sprachkultur' ist deshalb für mich heute ein gesellschaftspolitisches, pädagogisches und ethisches Problem. Und die Sprachwissenschaft tut gut daran, wenn sie sich mit aller Nüchternheit und allem Sachverstand dieses Problems annimmt.

Daß wir dieses Thema gerade für die Tagung 1984 gewählt haben, hat noch einen besonderen Grund: Das Institut für deutsche Sprache wird in diesen Tagen 20 Jahre alt. Im März 1964 ist es vor allem dank des großen Einsatzes von Hugo Moser ins Leben gerufen worden. Es ist nach diesen 20 Jahren erwachsen. Und mehr soll aus diesem 20. Geburtstag auch nicht herausinterpretiert werden. Aber wir meinten, daß diesem 20. Geburtstag des IdS ein Tagungsthema wie 'Sprachkultur' angemessen sei, da dieses Thema Sprache in einem weiten Umfeld sieht und da dieses Thema heute mehr denn je bedenkenswert ist.

Wir freuen uns, daß so viele Gäste, Kolleginnen und Kollegen zu uns gekommen sind, darunter als Vortragende auch zwei Kollegen aus der DDR; sie sind gekommen aus Interesse am Thema und vielleicht auch etwas aus Interesse am IdS und seiner Arbeit.

**Grußwort des Bundesministers für Forschung und Technologie,
Dr. Heinz Riesenhuber**

Den Teilnehmern an der Jahrestagung "Sprachkultur" übersende ich meine besten Grüße. Ich freue mich besonders, daß der Einladung zu dieser Veranstaltung so viele Gäste aus dem Ausland gefolgt sind, insbesondere aus dem deutschen Sprachraum. Die Entwicklung unserer Sprache vollzog sich bekanntlich nicht deckungsgleich mit der staatlichen Entwicklung in Mitteleuropa. Mit dieser Tatsache haben wir nicht nur zu leben, wir müssen sie bei der Pflege und Entwicklung unserer Sprache berücksichtigen. Daß der hierzu notwendige Beitrag der Forschung seit langem in unauffälliger, partnerschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftlern der deutschsprachigen Länder geleistet wird, ist uns allen dankbar bewußt.

Das Institut für deutsche Sprache blickt in diesen Tagen auf eine zwanzigjährige Vergangenheit zurück, in der es mit beschränkten personellen und materiellen Mitteln Beachtliches geleistet hat. Ein Blick auf die lange Liste der Institutsveröffentlichungen zeigt die intensive Auseinandersetzung sowohl mit traditionellen Themen der Sprachwissenschaft als auch mit neuen Forschungsbereichen, wie zum Beispiel der linguistischen Datenverarbeitung oder dem Schwerpunkt 'Sprache und Gesellschaft'. In der Bearbeitung dieser Fragestellungen liegt für das Institut eine Herausforderung, die es — dessen bin ich sicher — meistern wird.

Das diesjährige Thema dieser seit Jahren bewährten Veranstaltung gibt aber nicht nur Gelegenheit zur Zwischenbilanz, sondern auch Anlaß, erneut auf die Gefahren hinzuweisen, denen die deutsche Sprache in steigendem Maße ausgesetzt ist: auf die zunehmende Sorglosigkeit im täglichen Sprachgebrauch und auf die Verwendung von Sondersprachen, die nur Eingeweihte beherrschen. So gibt es leider eine Sprache der Verwaltung, die im Stil und Wortlaut zwar unverkennbar, aber nicht jedem verständlich ist. Daß die Soziologen und Naturwissenschaftler ihre eigenen Sprachen sprechen, erfährt jeder, der sich auf diese Gebiete wagt. Die Verpflichtung, sich einfach und verständlich auszudrücken, verlangt von uns aber auch, den gedankenlosen Gebrauch von Fremdwörtern zu vermeiden. Ich glaube nicht, daß wir in diesem Fall dem Beispiel unseres französischen Nachbarn folgen sollten, durch Regierungsanweisung auf die Verwendung bestimmter Wörter der eigenen Sprache zu dringen. Auch ohne obrigkeitliche Regelung sollte es uns gelingen, mit unserer Sprache sorgfältiger umzugehen. Ich messe daher besondere Bedeutung all denjenigen Punkten Ihres Tagungsprogramms zu, die sich mit dieser Aufgabe befassen. Die Tagung wird dazu sicherlich einen wertvollen Beitrag leisten.

Ich wünsche der Veranstaltung einen guten und erfolgreichen Verlauf.

**Grußwort des Leiters der Kulturabteilung des Auswärtigen Amts,
Dr. Barthold C. Witte**

Das zwanzigjährige Bestehen des Instituts für deutsche Sprache ist mir ein willkommener Anlaß, die Wertschätzung des Auswärtigen Amts für die von seinen Mitarbeitern geleistete Arbeit über die deutsche Sprache zum Ausdruck zu bringen. Viele in- und ausländische Germanisten nehmen die Ergebnisse der Forschungsarbeiten am Institut für deutsche Sprache mit großem Interesse auf.

Die bewährte Zusammenarbeit zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Institut für deutsche Sprache hat gute Früchte getragen. Im Auftrag des Auswärtigen Amts hat das Institut für deutsche Sprache mehrere deutsch-fremdsprachige kontrastive Grammatiken erarbeitet. Sie stellen eine wichtige wissenschaftliche Grundlage für Sprachwissenschaftler bei der Erarbeitung von Unterrichtsmaterial in insgesamt sechs Sprachen dar und tragen damit zum Verständnis der Menschen sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne bei. Ich bin sicher, daß wir auch künftig mit Erfolg im Dienst an unserer schönen Muttersprache zusammenwirken werden.

**Grußwort des Staatssekretärs im Ministerium für Wissenschaft und Kunst
(Baden-Württemberg), Norbert Schneider**

Sehr geehrter Herr Präsident,
sehr geehrte ausländische Gäste,
sehr geehrte Gäste aus der DDR,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr, zur Jahrestagung 1984 des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim eine so große und illustre Schar von Sprachforschern hier versammelt zu sehen und darf Ihnen Grüße der Landesregierung und insbesondere des heute leider anderweitig verhinderten Ministerpräsidenten Lothar Späth übermitteln.

Ihre diesjährige Tagung gilt gleichzeitig dem 20jährigen Bestehen des Instituts für deutsche Sprache, das sich in dieser Zeit zu einem einzigartigen Zentrum wissenschaftlichen Austausches für Sprachgermanisten im In- und Ausland entwickelt hat. Die Erforschung, Dokumentation und Kultivierung der deutschen Gegenwartssprache ist schon bisher

durch dieses Institut sehr gut vorangekommen, und ich darf seinen Mitarbeitern für die Zukunft den gleichen wissenschaftlichen Erfolg wünschen wie in den vergangenen Jahren.

Die heutige Tagung steht unter dem Thema "Sprachkultur" und eröffnet damit viele Perspektiven. Sie werden nicht erwarten, daß ich mich als Politiker in einem Grußwort mit allen Aspekten dieses komplexen Begriffes befaße. Zu der Fülle von Themen, mit denen Sie sich beschäftigen, möchte ich lediglich ein paar Gedanken zu dem Bereich 'Sprachkultur und politische Kultur' beitragen, mit dem Sie sich im Verlauf dieser Tagung auseinandersetzen werden.

Politische Kultur ist zu einem erheblichen Teil auch Sprachkultur, und ich glaube, daß die Sprachkultur insoweit auch ein guter Gradmesser für die politische Reife einer Demokratie ist. Es ist dabei sehr erfreulich, daß die neuere Sprachwissenschaft schon wichtige Beiträge zu einer positiv verstandenen Kritik der politischen Kommunikation geleistet hat, und ich bin sicher, daß von dieser Arbeit für unsere Demokratie noch wertvolle Impulse ausgehen werden.

Verständigung zwischen Kommunikationspartnern setzt neben der Gemeinsamkeit des Kommunikationsmittels, der gemeinsamen Sprache, auch eine gewisse "kommunikative Ethik" voraus. Ich bin der Meinung, daß die von Heringer explizierten drei Maximen — sei informativ, rede verständlich und sei wahrhaftig — auch für die politische Sprache als Grundregel uneingeschränkt gelten müssen. Gleichwohl glaube ich, daß es nützlich ist, die Habermassche Unterscheidung zwischen verständigungsorientierter und erfolgsorientierter Kommunikation insbesondere auch auf den Bereich der politischen Sprachkultur anzuwenden.

Politische Kommunikation ist ihrer Natur nach zumindest nicht ausschließlich verständigungsorientiert, sondern in hohem Maße erfolgsorientiert. Dies kann allerdings nicht bedeuten, daß dadurch die Maxime der Wahrhaftigkeit außer Kraft gesetzt ist, vielmehr bin ich überzeugt, daß der langfristige Erfolg in der Politik entscheidend von diesem Kriterium abhängt.

Meines Erachtens muß bei der Bewertung der politischen erfolgsorientierten Kommunikation auch sehr stark das Rollenverhalten des Politikers und die Rollenerwartung des Publikums einbezogen werden, die zu Akzentuierungen im kommunikativen Handeln führen müssen, ohne daß dabei gegen die kommunikative Ethik verstoßen werden muß. Es wäre reizvoll, diese Problematik einmal in einem gemeinsamen Seminar zwischen Sprachforschern und Politikern näher zu beleuchten, was an dieser Stelle leider schon aus zeitlichen Gründen nicht geschehen kann.

Politische Kultur im besonderen und Sprachkultur im allgemeinen können fruchtbar in Deutschland im übrigen wohl nur behandelt werden vor dem Hintergrund der Teilung unseres Heimatlandes. In letzter Zeit ist zwischen den beiden deutschen Staaten eine sehr erfreuliche Annäherung in Gang gekommen, und ich könnte mir vorstellen, daß die Sprachwissenschaft hierzu einen wichtigen Beitrag leisten kann. Wir alle sollten uns dabei stets des tschechischen Sprichwortes bewußt sein, das da lautet: "Solange eine Sprache lebendig ist, ist keine Nation tot!"

In diesem Sinne wünsche ich Ihrer Tagung einen wissenschaftlich ergiebigen Verlauf und allen Teilnehmern einen angenehmen Aufenthalt in Baden-Württemberg.

Ansprache von Bürgermeister Niels Gormsen (Mannheim)

Herr Präsident,
Herr Staatssekretär,
Magnifizenz,
Frau Abgeordnete,
meine Damen und Herren,

auf der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache unter dem Thema "Sprachkultur" das Wort zu ergreifen, erfordert Mut:

Mut, sich der Sprachkritik zu stellen, die sich sezierend und decouvrierend mit dem Gesagten auseinandersetzt nach Form und Inhalt;

Mut auch deshalb, weil das Gesagte erkennen lassen kann, daß es dem Sprecher eben an der Sprachkultur mangelt.

Ich will trotzdem sprechen und dabei möglichst "informativ, verständlich und wahrhaftig" zu reden versuchen.

In diesem Sinne überbringe ich die Grüße des Oberbürgermeisters und des Gemeinderats der Stadt Mannheim und füge die herzlichen Glückwünsche zum 20jährigen Bestehen des Instituts an. Ich freue mich, zwei Gründungsmitglieder in den Herren Prof. Moser und Grebe begrüßen zu können. Wir betrachten es als eine Ehre, dieses bedeutende Institut in unseren Mauern zu beherbergen — im übertragenen Sinne der (nicht mehr vorhandenen) Stadtmauern — und auch im eigentlichen, da das IdS in einem der Stadt gehörenden Gebäude untergebracht ist. Und als kleine Gabe zum 20. Geburtstag kann ich die erfreuliche Mitteilung überbringen, daß noch in diesem Jahr der altersschwache Personenaufzug durch einen neuen ersetzt wird (nachdem der Gemeinderat im Nachtragsetat 1984 die erforderlichen Mittel bereitgestellt hat).

Als Baudezernent meint man zuerst, keine direkte Beziehung zum Tagungsthema zu haben. Beim Durchblättern des Programms, des Jahresberichts und der "Mitteilungen" habe ich als einer, der Sprache ständig konsumiert und auch produziert (als Beamter wahrscheinlich Amtsdeutsch), doch manche Beziehung festgestellt.

Wenn ich im Vorwort lese: "Sprachkultur ist die Kunst, andere zu verstehen und sich anderen verständlich zu machen", stelle ich fest, daß diese Kunst nicht überall beherrscht wird.

Wie schwierig es sein kann, einen komplexen städtebaulichen Sachverhalt anderen Menschen nahezubringen, damit sie selbst über Inhalt und Ziel urteilen und sachgerecht diskutieren können, das habe ich einmal mehr vor ein paar Tagen in einer Bürgerversammlung erfahren: als es dem sehr engagierten und mit der Problematik des Jungbuschgebiets gut vertrauten Planer nicht gelang, die Ziele und Maßnahmen eines städtebaulichen Rahmenplans den Zuhörern verständlich zu machen und ihr Interesse zu wecken. Die Bürger dieses problematischen Stadtteils wollten lieber ihre aktuellen Sorgen und Nöte vorbringen, als sich mit den – in ihrem Interesse ausgearbeiteten – Plänen für eine bessere Zukunft des Jungbuschs auseinanderzusetzen. Dazu hat sicher beigetragen, daß der Planer zwar viele schöne bunte Pläne zeigte und sie auch erläuterte, sich dabei aber einer wissenschaftlichen Fachsprache bediente, die die Frauen und Männer aus dem Jungbusch nicht verstanden: er sprach "Planer-Chinesisch".

Den Zuhörern ging es wohl wie den medizinischen Laien, die Packungsbeilagen von Medikamenten zwar lesen, aber meist nicht verstehen können, solange die am IdS bearbeiteten Empfehlungen zur Gestaltung der Texte nicht angewandt werden.

Vielleicht sollte man einige Planer-Ausdrücke in das "Handbuch der schweren Wörter" aufnehmen – besser wäre aber, den Planern eine allgemein verständliche Fachsprache beizubringen! Eine Aufgabe von Sprachkultur, die eigentlich an den Hochschulen geleistet werden sollte! Hier geht's um die "Verwissenschaftlichung und Verfachlichung" unserer Sprache, die im Blick auf echte Demokratie tatsächlich eine zwiespältige Sache ist.

Mit großem Interesse verfolgen wir die Arbeit über "Kommunikation in der Stadt", die den Zusammenhang zwischen Sprache und lokaler Kultur im städtischen Lebensraum am Beispiel Mannheim untersucht. Wir erwarten gespannt die ersten Veröffentlichungen und erhoffen uns (über den allgemein wissenschaftlichen Zweck hinaus) Anregungen dafür, wie sich die Kommunikation mit den Bürgern verbessern läßt – auch: wie

sich Verwaltung und Planung den Bürgern besser verständlich machen kann!

Sie haben sich für die Jahrestagung ein umfangreiches Programm vorgenommen — ich bedaure, daß ich manche Vorträge nicht mit anhören kann (etwa Prof. Pörksen über das Demokratisierungsparadoxon, die Diskussionen über Sprachkultur und politische Kultur oder über Sprachglossen); ich wäre auch neugierig zu erfahren, was es mit dem "Rauschen des sechsten Sinnes" auf sich hat.

Ich wünsche der Jahrestagung und allen ihren Teilnehmern einen guten, erfolgreichen und befriedigenden Verlauf.

Ich hoffe, daß sich die auswärtigen Tagungsteilnehmer und ihre Begleiter in Mannheim wohlfühlen, und denke dabei insbesondere an die vielen aus dem Ausland Angereisten. Mögen sie neben und zwischen dem vollen Programm noch die Zeit finden, außer dem Musensaal und dem Hotel einiges von unserer Stadt und ihren Schönheiten und Eigenheiten zu sehen. Vielleicht kann sie ein Besuch in der Kunsthalle — genau gegenüber auf der anderen Seite des Friedrichsplatzes — locken, die in ihrem erst kürzlich eröffneten Erweiterungsbau eine hervorragende Sammlung moderner Plastik bietet.

Ich erwarte einige von Ihnen morgen abend im Rittersaal des Kurfürstlichen Schlosses, wenn der Oberbürgermeister den Dudenpreis an Frau Prof. Guchmann aus Moskau verleihen wird — ich freue mich, Sie, gnädige Frau, heute morgen begrüßen zu können.

Ich sehe an der Teilnahme so vieler ausländischer Sprachwissenschaftler einen Beweis für die internationale Bedeutung des IdS, dem ich für die Tagung und für die weitere Arbeit viel Erfolg wünsche!

Dr. Rainer Wimmer (IdS): Zum zwanzigjährigen Bestehen des Instituts für deutsche Sprache

Sehr geehrte Damen und Herren,

es ist heute meine Aufgabe, wenigstens ein paar Worte zur Geschichte des Instituts für deutsche Sprache zu sagen, das im Frühjahr 1984 zwanzig Jahre alt wird. Herr Rupp hat in seiner Begrüßungsrede bereits darauf hingewiesen: Das Institut kommt in die Twen-Jahre — wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten. Dies ist noch kein ordentliches Jubiläum, das erst mit 25 Jahren zu begehen ist, aber es kann doch Anlaß zu einer kleinen Rückschau sein und zu einem Nachdenken über die gegenwärtige Situation des Instituts. Ich bin erst seit eineinhalb Jahren Mitarbeiter

am Institut für deutsche Sprache und deshalb vielleicht am wenigsten geeignet und befugt, etwas zur Geschichte des Instituts zu sagen. Andererseits können Sie es mir möglicherweise leichter nachsehen, wenn ich auf jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit verzichte, lediglich einige wenige Punkte aus der IdS-Geschichte herausgreife und all die Schwierigkeiten vergesse, die das Institut in seinen bewegten Teenager-Jahren durchzustehen hatte.

Das Institut für deutsche Sprache wurde im Jahre 1964 von den acht Professoren Paul Grebe, Walter Hensen, Rudolf Hotzenköcherle, Karl Kurt Klein, Friedrich Maurer, Hugo Moser, Jost Trier und Leo Weisgerber als Stiftung des bürgerlichen Rechts gegründet. Besonders bemerkenswert erscheint es mir, daß es sich hierbei um eine Privatinitiative von Sprachwissenschaftlern handelte – sofern eine wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Initiative überhaupt privaten Charakter haben kann. Jedenfalls ging die Initiative nicht von staatlichen Stellen oder anderen Institutionen aus, und – wenn ich es richtig sehe – hatte die Initiative viel zu tun mit einem Unbehagen an dem damaligen Zustand der Erforschung der deutschen Sprache, besonders der Gegenwartssprache. Es wurde zu Beginn der sechziger Jahre ganz offensichtlich, daß die germanistische Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland in der jüngeren Vergangenheit die Erforschung, Dokumentation und Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache relativ vernachlässigt hatte – relativ zu den kontinuierlichen und vergleichsweise intensiven Bemühungen um ältere Sprachstufen des Deutschen und um die Sprachgeschichte.¹

Heute hat sich diese Situation geändert, und das ist zu einem guten Teil tatsächlich mit das Verdienst derer, die das Institut für deutsche Sprache gegründet haben, und all derer, die in der Zwischenzeit oft hart und mit großer Ausdauer für die Erhaltung des Instituts gearbeitet haben. Das Institut wurde so etwas wie ein Sammel- und Kristallisationspunkt für die Sprachwissenschaft, die sich direkt mit der Erforschung der deutschen Gegenwartssprache befaßt, und auch für all die Disziplinen, die mehr oder weniger indirekt das heutige Deutsch in ihre Aufgabenbereiche mit einbeziehen. Neben dem ausschließlichen und unmittelbaren Zweck der

1 In seiner "Ansprache zur Gründung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim" sagte J. Trier: "Es hängt mit der Geschichte der Germanistik als Wissenschaft zusammen, daß die Probleme des gegenwärtigen Sprachzustandes lange Zeit hinter den Fragen der Genese zurücktraten und noch immer spürbar zurückliegen."

Stiftung, nämlich "die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache, vor allem in ihrem heutigen Gebrauch" zu betreiben, ist in der Satzung festgelegt, daß das Institut "die Zusammenarbeit mit anderen mit der deutschen Sprache befaßten Stellen im Sinne einer Abstimmung der gegenseitigen Forschungsvorhaben" pflegt. Dementsprechend wurde das Institut für deutsche Sprache im Laufe seiner Geschichte zu einem Treffpunkt und zu einer Koordinationsstelle auch für die internationale Sprachgermanistik. Es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, daß die Wirkungen des Instituts über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland hinaus wohl ebenso deutlich waren und sind wie nach "innen". Der wissenschaftliche Rat des Instituts hat hier eine hervorragende Rolle gespielt. Zahlreiche Gastwissenschaftler haben am Institut ihre Arbeiten zur deutschen Sprache begonnen und fertiggestellt. Die Zahl der Besucher hat im Jahre 1983 einen Höchststand erreicht. Das Institut unterhält inzwischen viele fruchtbare Beziehungen zu Wissenschaftlern und Arbeitsgruppen in zahlreichen europäischen und außereuropäischen Ländern.² Wir sind dankbar für diese Beziehungen, die für alle Seiten hilfreich und nützlich sind.

Eine besondere Erwähnung verdient, daß auch die DDR in den vergangenen Jahrzehnten besondere Anstrengungen unternommen hat, die Erforschung und Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache durch ein zentrales Forschungsinstitut, das an der Akademie der Wissenschaften in Berlin angesiedelt ist, zu fördern. Zwischen dem IdS und dem Zentralinstitut für Sprachwissenschaft in Berlin gibt es mittlerweile Ansätze zu einem gegenseitigen Austausch, die unseres Erachtens fortgesetzt und intensiviert werden sollten – im Dienste und zum Nutzen der gemeinsamen sprachwissenschaftlichen Aufgaben. Wer die immensen Aufgaben der Sprachgermanistik einmal abzustecken und zu überschauen versucht, wird es keineswegs für übertrieben halten, daß sich zentrale Institute in der DDR und in der Bundesrepublik gleichermaßen mit der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen. Nur eine Koordination ist nützlich und tut not.

Zurück zu den Vätern des Instituts für deutsche Sprache! Als Hugo Moser am 5.4.1974 eine Ansprache zum zehnjährigen Bestehen des IdS hielt³,

2 Vgl. den Jahresbericht 1983 in: G. Stickel (Hrsg.): *Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart 60)*, Düsseldorf 1984, 333 ff.

3 Vgl. *Mitteilungen des Instituts für deutsche Sprache* 3 (1974), 1-8.

konnte und mußte er zahlreichen Persönlichkeiten, Institutionen und staatlichen Stellen dafür danken, daß sie ihre Arbeitskraft dem Aufbau des IdS zur Verfügung gestellt hatten, daß sie für den Erhalt des IdS geworben, ihre Unterstützung gegeben und oft geradezu gekämpft hatten. Den Danksagungen von damals kann ich mich heute nur anschließen, obwohl es mir als Jüngerem und relativem Neuling im IdS eigentlich gar nicht zusteht, derartiges auszusprechen.

Auch die letzten zehn Jahre des IdS waren – soweit ich es bisher erfahren habe – hart und von zahlreichen Durststrecken gekennzeichnet.⁴ Verdient gemacht haben sich in der zwanzigjährigen Auf- und Ausbauphase des IdS insbesondere die Präsidenten des Kuratoriums, Hugo Moser und Heinz Rupp, und die wissenschaftlichen Direktoren: Paul Grebe, Ulrich Engel und Gerhard Stickel. Viele andere Namen wären zu nennen, vor allem die Namen all derjenigen, die in den Gremien des IdS ehrenamtlich gearbeitet haben und noch arbeiten. Bitte sehen Sie es mir nach, wenn ich sie in diesem Rahmen nicht alle erwähne.

Wenn ich als ein noch ein klein wenig mit der Außensicht Behafteter die Arbeit des IdS heute überblicke, möchte ich sagen: Die Mühen der Gründungs- und Aufbauzeit, die noch nicht ganz abgeschlossen ist, haben sich gelohnt. Erinnern möchte ich insbesondere an

- das Projekt “Grundstrukturen des Deutschen”, das zusammen mit dem Goethe-Institut unternommen wurde und aus dem zahlreiche Publikationen hervorgingen,
- die kontrastiven Grammatiken, die methodisch und forschungsorganisatorisch Pionierarbeiten darstellten. Die Arbeiten sind z.T. noch im Erscheinen,
- die vielen sprach- und grammatiktheoretischen Anstöße, die aus dem IdS hervorgingen,
- die Arbeiten zur deutschen Syntax und insbesondere zur Verbvalenz,
- die Arbeiten zur deutschen Wortbildung, die zur Zeit von der Innsbrucker Außenstelle des IdS zu Ende geführt werden,
- die computergestützte Aufbereitung, Bearbeitung und Auswertung von Textkorpora als Grundlage für die empirische sprachwissenschaftliche Arbeit.

4 Vgl. G. Stickel: Schwierigkeiten, das Institut für deutsche Sprache zu erhalten. Memorandum zur Situation des IdS. Mannheim 1977.

Wenn das Institut für deutsche Sprache den jetzt eingeschlagenen Weg weitergeht und sich gemäß den Empfehlungen des Wissenschaftsrats auf die begonnenen Großprojekte zur deutschen Grammatik, zur Lexikographie und zur Soziolinguistik konzentriert, wird es – da bin ich sicher – auch in Zukunft eine wichtige Rolle in der Sprachgermanistik spielen. Gemeinsam mit meinen Institutskolleginnen und -kollegen hoffe ich, daß die Anteile des Instituts an der arbeitsteiligen Erforschung der deutschen Sprache eher noch zunehmen werden.

Meine Vorredner haben zu dem Thema "Sprachkultur" unserer heute beginnenden Jahrestagung, das ja weit über den wissenschaftlichen Aufgabenbereich des IdS hinausreicht, bereits einiges gesagt. Es erscheint mir nicht opportun, dem noch etwas hinzuzufügen, was möglicherweise unangemessene Akzente setzen würde für ein Programm, das wir jetzt alle mit Spannung erwarten. Ich wünsche Ihnen allen, daß Sie sich heute und in den nächsten Tagen als Gäste des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim wohlfühlen.

Problematik der Sprachkultur im Blick auf das nicht-deutschsprachige Ausland

Das Wort "Sprachkultur" hat mich stutzen lassen. Warum? Weil ich selbst gewiß gelegentlich dagegen verstoße? Oder schwingt hier für meine Wahrnehmung noch immer etwas vom alten, stark metaphysisch befrachteten Kulturbegriff mit? Meine Nachfrage ergab, daß dieser Kulturbegriff vor, während und nach dem ersten Weltkrieg von Autoren wie Ferdinand Toennies, Oswald Spengler, Thomas Mann und vielen anderen verwendet wurde. Dieser Begriff scheint mir in seiner normgebenden Funktion auf den ersten Blick nur dort sinnvoll anwendbar zu sein, wo die betreffende Sprache als Muttersprache zu Hause ist. Ich frage mich, ob er im fremdsprachigen Ausland, wo Deutsch als Fremdsprache gelehrt wird, brauchbar ist. Der deutschlernende Ausländer, so könnte man überspitzt formulieren, steht wie das Kind noch jenseits von Gut und Böse. Wäre es nicht höchst unbillig, seine tastenden Versuche an denselben Maßstäben wie denen des Muttersprachlers messen zu wollen? Und entsprechend dazu ließe sich von den Lehrenden, den Dozenten und Sprachlehrern des Goethe-Instituts aus argumentieren, daß ihr erstes Ziel die Vermittlung der deutschen Sprache, auf welchem Niveau auch immer, und nicht deren Pflege im Dienste eines normativen Sprachkultur-Begriffs sein müsse. Richtig daran scheint mir jedenfalls zu sein, daß für In- und Ausland, der jeweils verschiedenen Ausgangssituation entsprechend, die Ansprüche, was den Umgang mit der deutschen Sprache betrifft, jeweils verschieden gesetzt werden müssen. So kann etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, der ungehemmte Gebrauch von Internationalismen, der bei Muttersprachlern zu rügen wäre, für den Ausländer gerade zum Mittel werden, das ihm zu einem raschen passiven und aktiven Gebrauch der deutschen Sprache verhilft. Es wäre somit falsch, wenn man im Ausland aus sprachpuristischen Gründen das internationale Vokabular, wie es sich aus griechischen, lateinischen und in jüngster Zeit auch aus englischsprachigen Begriffen gebildet hat, ungenützt ließe. Und aus dem gleichen Grund wird man im Ausland bereitwillig alle im modernen deutschen Sprachgebrauch angelegten Tendenzen zur grammatikalischen Vereinfachung aufgreifen. Ich höre von den Fachleuten, es handle sich z.B. um die Zurückdrängung des Konjunktivs, das Unüblichwerden vieler Genitiv-

*) D. Klaus von Bismarck ist Präsident, Dr. Wilhelm Siegler Beauftragter für Inspektion des Goethe-Instituts

wendungen oder das unaufhaltsame Vordringen des Akkusativs. Die praktische Aufgabe, dem Ausländer auf möglichst kurzem Weg die Beherrschung der einzelnen sprachlichen Fertigkeiten zu vermitteln, läßt für die moralischen Skrupel des Sprachkritikers eigentlich wenig Raum.

Insgesamt wird man somit für die Spracharbeit im Ausland mit einem gewissen Maß an Indifferenz und Laxheit gegenüber den Ansprüchen, wie sie der Begriff Sprachkultur insinuiert, rechnen müssen, sofern man bei diesem Ausdruck primär an formale sprachliche Qualitäten denkt.

Andere Perspektiven ergeben sich dagegen, sobald wir inhaltliche Gesichtspunkte in unsere Überlegungen einbeziehen. Hier ist zunächst zu fragen, aus welchen Gründen Deutsch gegenwärtig im Ausland gelernt wird, welche bildungspolitischen Ziele etwa hinter der Einführung von Deutsch als Schul- und Hochschulefach stehen. Welche Motive und Erwartungen bewegen eine Vielzahl von Erwachsenen in aller Welt, die Mühsal des Deutschlernens auf sich zu nehmen? Von der Beantwortung dieser Fragen stoßen wir, um mit dem Philosophen Karl Jaspers zu reden, auf ein "Anderes, das nicht Sprache ist, sondern durch Sprache ergriffen wird", also auf spezifische kulturelle Inhalte, die man sich durch den Erwerb der deutschen Sprache aneignen möchte. Von der geistigen Höhenlage dieser Inhalte wird das jeweils intendierte sprachliche Niveau entscheidend abhängen. Besuche in vielen Klassen im Aus- und Inland haben mich persönlich gelehrt, daß man das qualifizierte Interesse an solchen "Inhalten" kaum überschätzen kann.

Erlauben Sie mir, bevor ich mich diesen Fragen für die Gegenwart zuwende, einen kurzen historischen Rückblick. Der Aufstieg der deutschen Kultur und Sprache zu internationalem Ansehen ist sehr jungen Datums. Er vollzieht sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts und steht zunächst in unmittelbarem Zusammenhang mit der großen, Philosophie, Literatur und Musik gleichermaßen umspannenden kulturellen Bewegung, die mit dem Wirken Lessings um die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzt und mit Goethes Tod ihren Abschluß findet. Madame de Staël hatte kurz nach der Jahrhundertwende als erste diese bis dahin im Verborgenen blühende Kultur für das Ausland entdeckt und in ihrem Buch "De l'Allemagne" ausführlich beschrieben. Was ihr daran so besonders charakteristisch und bemerkenswert erschien, das enge Ineinander von Philosophie, Literatur und Leben, brachte sie mit ihrer Kennzeichnung Deutschlands als "patrie de la pensée" auf eine lang nachwirkende Formel. Auf Madame de Staël folgten rasch weitere Entdecker und Bewunderer. Ich erinnere nur an die englischen Romantiker von Coleridge und Wordsworth bis zu Carlyle oder an die Faszination, die Berlins Universität seit der Zeit, da Hegel dort als philosophischer

Lehrer wirkte, auf zahllose junge Ausländer ausübte. Aber auch Heinrich Heine ist hier zu nennen, sein erfolgreiches Bemühen in den 30er Jahren, seine Leser in Paris systematisch in deutsche Philosophie und Literatur einzuführen. Ich habe mir sagen lassen, daß im Osten Europas und insbesondere unter den Völkern des Habsburger Reiches Herders Ideen vom Volksgeist zusammen mit Schillers Freiheitsbotschaft emanzipatorische Prozesse vorbereiteten. Dies sind nur Beispiele, die sich unbegrenzt vermehren ließen. Die Wirkungsgeschichte der deutschen Kultur und Sprache im Ausland ist, wie Werner Ross 1971 in seinem wichtigen Beitrag "Deutsch in der Konkurrenz der Weltsprachen" feststellte, noch nicht geschrieben. Soviel aber ist sicher: Der eigentliche Durchbruch erfolgt erst nach der Reichsgründung, als sich zur kulturellen die naturwissenschaftliche und technische, die wirtschaftliche und politische Bedeutung Deutschlands gesellen. Erst jetzt gewinnt die deutsche Kultur – den Begriff im weitesten, alle Bereiche menschlicher Tätigkeit umfassenden Sinn genommen – jenes Prestige, das die Unterrichtsverwaltungen und Schulbehörden vieler Länder veranlaßt, Deutsch neben Französisch und Englisch als Unterrichtsfach einzuführen. Den allgemeinen bildungstheoretischen Voraussetzungen der Zeit entsprechend, treten dabei jedoch praktische hinter ideellen Zielsetzungen auch weiterhin deutlich zurück, sei es, daß man sich von der frühzeitigen Beschäftigung mit der deutschen Sprache – bei entsprechender Betonung des Grammatikunterrichts – eine besondere Schulung der Denkfähigkeit, analog zum Lateinunterricht, verspricht, sei es, daß man den Deutschunterricht von vornherein in den Dienst der Vermittlung der klassischen und romantischen deutschen Literatur stellt. Weil man in erster Linie das "Land der Dichter und Denker" sucht, bekommt das Deutschlandbild in vielen Ländern einen romantisierenden, vergangenheitsbezogenen und irrealen Charakter. Zu diesem Bild trägt auch das deutsche Selbstverständnis jener Zeit bei, das sich um den besonderen Kulturbegriff rankt, auf den ich eingangs hingewiesen habe. Aber trotzdem gilt: Deutschland entwickelt sich in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg zur führenden Macht auf dem europäischen Kontinent, seine Universitäten genießen Weltruf, und seine Sprache ist in den Schulsystemen vieler Länder, ganz besonders in Skandinavien, fest verankert. Auch die Katastrophe des ersten Weltkriegs hat erstaunlicherweise das internationale Ansehen der deutschen Kultur und die Verbreitung der deutschen Sprache nicht entscheidend geschwächt. Dies ist wohl zunächst der Tatsache zu danken, daß sich in den zwanziger Jahren der Weimarer Republik in Deutschland und nicht zuletzt in Berlin ein kulturelles Leben von so hohem Niveau entfaltete. Erst die heraufziehende Nazibarbarei und der von Hitler entfachte Weltbrand bereiten mit der Zerstörung des alten Europas auch der Weltbedeutung unserer Kultur und Sprache ein gewaltsames Ende.

Wenden wir uns der Gegenwart zu, so scheint es auf den ersten Blick, als sei inzwischen viel von dem verlorengegangenen Terrain wiedergewonnen worden. Mit einer geschätzten Zahl von 16 bis 17 Millionen Deutschschülern an Schulen im Ausland und weiteren 3 bis 4 Millionen in der Erwachsenenbildung nimmt Deutsch in der Reihenfolge der erlernten Fremdsprachen heute nach Englisch und Französisch erneut den dritten Platz ein. Im Schulbereich ist Deutsch am stärksten in Osteuropa vertreten — allein in der Sowjetunion erlernen schätzungsweise 10 bis 12 Millionen Schüler die deutsche Sprache. Auch als Verhandlungssprache erfüllt Deutsch neben Russisch in Osteuropa noch eine wichtige Funktion. In Westeuropa liegen die Schwerpunkte unserer Aktivitäten zur Förderung des Deutschunterrichts in Frankreich, den Benelux-Ländern und Skandinavien, außerhalb Europas in Japan, Indonesien und Korea.

So eindrucksvoll diese Zahlen — für sich genommen — sind, so ist doch nicht zu leugnen, daß sich die Situation gegenüber früheren Zeiten in einigen Punkten entscheidend verändert hat. Zum einen hat der unaufhaltsame Aufstieg des Englischen zu einer Art Weltverkehrssprache bewirkt, daß Englisch heute in den meisten Ländern als erste Fremdsprache gelehrt wird, während Deutsch gewöhnlich nur noch als Wahlpflichtfach (in Konkurrenz mit anderen Sprachen bzw. Sachfächern) oder gar nur als Wahlfach mit ungenügender Stundenzahl angeboten wird. Zum anderen haben sich die dem Fremdsprachenunterricht zugrunde liegenden bildungstheoretischen Konzeptionen entscheidend gewandelt. Die frühere Auffassung vom formalen oder inhaltlichen Bildungswert des Fremdsprachenunterrichts hat inzwischen einer pragmatischeren, am Gebrauchswert von Fremdsprachen ausgerichteten und folglich die praktische Sprachbeherrschung in den Vordergrund stellenden Einstellung Platz gemacht.

Anstelle einer gründlichen Beschäftigung mit Grammatik bzw. Literatur ist somit eine möglichst sichere Beherrschung des Deutschen im mündlichen Ausdruck als oberste Zielsetzung getreten.

Gegenüber dieser Entwicklung sind einige einschränkende Bemerkungen angebracht. Erstens bemißt sich der Wert dieser Konzeption zu einseitig an den Möglichkeiten des Schülers, die erlernte Sprache auch zu praktizieren und sie im späteren Leben möglichst auch beruflich zu verwerten. Auch wenn zuzugeben ist, daß diese Möglichkeiten gegenüber früheren Zeiten erheblich zugenommen haben, so bleiben sie im Schüleralltag doch relativ sporadisch und verringern sich außerdem mit wachsendem geographischen Abstand zu den deutschsprachigen Ländern. Sie dürften daher für sich allein keine ausreichende Motivation für Schüler und Eltern darstellen, sich gerade für dieses Fach zu entscheiden, zumal überall die

aus Bequemlichkeit genährte Überzeugung wächst, allein mit Englisch auf der ganzen Welt zurechtzukommen.

Der Rückgang der Schülerzahlen und verbunden damit auch ein stark rückläufiges Interesse am Germanistikstudium in vielen Ländern bestätigen diese Vermutung.

Zweitens: Ein Fremdsprachenunterricht, der auf die Vermittlung von Bildungswerten jeglicher Art verzichtet, verstößt gegen den wichtigen Grundsatz, daß Sprachen wegen der Inhalte gelernt werden sollten, denn, um das bereits erwähnte Jaspers-Zitat zu wiederholen, "... in der wahrhaften und wirklichen Sprache ist stets durch sie ein Anderes, das nicht Sprache ist, sondern durch Sprache ergriffen wird, das eigentlich Gewollte und Bezweckte: die Bedeutungen". Im recht verstandenen kommunikativen Unterricht dürfte es daher nicht um einen Verzicht auf Inhalte, sondern um deren Neufassung und Aktualisierung in Form einer zeitgemäßen, um politische und gesellschaftliche Gesichtspunkte erweiterten Kultur- oder Landeskunde gehen, in der auch völkercharakterologische Aspekte der deutschsprachigen Länder gebührend berücksichtigt werden müßten. Das Goethe-Institut hat bereits vor Jahren mit einem breit angelegten internationalen Symposium zum Thema "Die Kultur der deutschsprachigen Länder im Unterricht" auf diese Notwendigkeit aufmerksam gemacht. Ansätze zu einer derartigen Kulturkunde als integrierendem Bestandteil des Deutschunterrichts an Schulen sind aber bisher nur in wenigen Ländern, z.B. in Frankreich und in Schweden, erkennbar. Dies leitet bereits über zu meiner dritten Anmerkung: Der Deutschunterricht an Schulen scheint gegenwärtig in vielen, ich bin versucht zu sagen, in den meisten Ländern (wobei ich die besondere Situation in Osteuropa nicht behandeln möchte) an unzureichendem und veraltetem Lehrmaterial, methodisch und didaktisch mangelhaft ausgebildeten Lehrkräften und eben auch daran zu leiden, daß man sich über Stellenwert und Zweck des Deutschunterrichts nicht mehr so recht im klaren ist. Letzteres kann beispielsweise dazu führen, daß in den Unterrichtsplänen die Stundenzahl für Deutsch zugunsten anderer Fächer immer weiter reduziert wird, oder daß, wenn es um die Einsparung von Personalstellen geht, der Deutschunterricht meist vor allen anderen Fächern betroffen ist.

Die Bundesregierung bemüht sich mit einem ganzen Bündel von Förderungsmaßnahmen, an denen das Goethe-Institut maßgeblich beteiligt ist, den hier nur angedeuteten Mängeln abzuhelpen. So wichtig und unentbehrlich diese sprachpolitischen Maßnahmen auch sind, so wäre ein fundamentaler Wandel meines Erachtens doch nur unter zwei Voraussetzungen zu er-

warten: Daß nämlich einmal bei den zuständigen Erziehungsministerien wieder die Überzeugung von der Wichtigkeit der deutschen Sprache und Kultur wächst, und daß man sich zum anderen wieder verstärkt auf die spezifischen Werte, sprich Bedeutungen, besinnt, die durch den Deutschunterricht vermittelt werden sollen. Fehlt diese Dimension, so ist zu befürchten, daß die deutsche Sprache ihre jetzige Position in absehbarer Zeit an eine andere Sprache, z.B. an Spanisch, abtreten muß. Denn der reine Gebrauchswert des Deutschen ist – und war es wohl immer – im Vergleich zu anderen Sprachen relativ beschränkt.

Wenden wir uns noch kurz dem Erwachsenenunterricht zu. Hier liegen die Verhältnisse unvergleichlich günstiger. Das läßt sich schon allein durch den in den letzten Jahrzehnten ständig gewachsenen Zulauf zu den Deutschkursen an Volkshochschulen und kommerziellen Fremdspracheninstituten, zu interfakultativen Deutschkursen an Universitäten und zu den Erwachsenenkursen des Goethe-Instituts in aller Welt belegen. In bestimmten Ländern scheint ein direkter Zusammenhang zwischen der abnehmenden Bedeutung des Deutschunterrichts an Schulen und seiner Zunahme im Erwachsenenbereich zu bestehen. In manchen Regionen, in denen Deutsch an Schulen nicht oder kaum gelehrt wird, ist der Andrang zu den Erwachsenenkursen besonders groß. Dies gilt beispielsweise für Lateinamerika, wo bis vor kurzem jährlich über 20.000 Erwachsene an den Sprachkursen des Goethe-Instituts teilnahmen. Das ist nahezu ein Drittel unserer Sprachschüler in aller Welt. In den letzten zwei Jahren ist weltweit ein gewisser Rückgang der Nachfrage festzustellen, was wohl in erster Linie auf die verschlechterte Wirtschaftslage in vielen Ländern zurückzuführen ist.

Der Erwachsenenunterricht vermag wesentlich elastischer auf Nachfrageschwankungen zu reagieren, als der aufgrund institutioneller Faktoren vielfältiger Art unbeweglichere Schulbereich. Ferner sind Erwachsene im Unterschied zu Schülern stets positiv motiviert und verbinden mit dem Erlernen einer bestimmten Sprache in der Regel auch mehr oder weniger präzise Zielvorstellungen. Vom Umfang des Erwachsenenunterrichts können daher genauere Aufschlüsse über die tatsächliche Wertschätzung, die die deutsche Sprache und Kultur heutzutage in der Welt genießen, erwartet werden.

Aus den Schülerumfragen, wie sie das Goethe-Institut an den deutschen Kulturinstituten im Ausland in regelmäßigen Abständen durchführt, hebe ich folgende Ergebnisse als für unser Thema bedeutsam hervor:

1. Der Anteil von Kursteilnehmern, die ein Studium bereits abgeschlossen haben, oder sich noch im Studium befinden, liegt bei mindestens 70 %, in der Mehrzahl der Fälle sogar deutlich darüber. Ein ebenso großer Personenkreis besitzt in aller Regel neben der Muttersprache bereits Kenntnisse in einer anderen Fremdsprache. Dieser außerordentlich hohe durchschnittliche Bildungsstand der Kursteilnehmer wirkt sich unmittelbar positiv auf das Unterrichtsniveau aus.

2. Bei der Frage, aus welchen Gründen Deutsch gelernt wird, ist das immer wieder überraschende und diejenigen, die nur an ganz handfeste pragmatische Motive für jede Art menschlichen Tuns glauben, befremdende Ergebnis, daß in der Regel 50 bis 60 % der Befragten ihr Interesse an der deutschen Sprache und Literatur als Hauptgrund nennen. Erst danach folgen mit weitem Abstand die Gruppen derjenigen, die Deutsch für ihr Studium oder ihren Beruf benötigen, und schließlich jene, die sich sprachlich auf ein Studium oder eine Tätigkeit in Deutschland vorbereiten wollen. Wir werden auf dieses bemerkenswerte Ergebnis noch einmal zurückkommen müssen.

3. Eine weitere Frage bezieht sich auf die Fertigkeiten, die man vor allem zu erwerben wünscht, also Hören, Sprechen, Lesen, Schreiben. Hier lassen die Umfrageergebnisse aus der ganzen Welt klar erkennen, daß die Mehrzahl der Kursteilnehmer, im Durchschnitt mindestens 70 %, keine Spezialisierung anstrebt, sondern sich in allen Fertigkeiten gleichmäßig auszubilden wünscht. Auch dieses Ergebnis läßt den Schluß zu, daß pragmatische Interessen als Motive für das Erlernen einer Fremdsprache oder, vorsichtiger formuliert, des Deutschen, bei weitem keine so große Rolle spielen, wie man dies häufig vermutet hat.

Neben dieser Mehrheit geben gewöhnlich rund 10 % der Kursteilnehmer an, daß es ihnen primär auf die Fertigkeiten des Hörverstehens und Sprechens ankommt, und weitere 10 % sind vor allem daran interessiert, deutsche wissenschaftliche Literatur lesen zu können. Diesem letzteren Bedarf muß durch die Einrichtung von Lesekursen, die ein rasches Verständnis der spezifischen deutschen Wissenschaftssprache ermöglichen, Rechnung getragen werden. Dabei wird es vom Einzelfall abhängen, inwieweit solche Kurse bereits wieder fachspezifisch ausgerichtet sein können, sich also speziell als Lesekurse für Mediziner, Juristen, Physiker usw. verstehen, oder allgemeiner gehalten sein müssen. Ich darf erwähnen, daß das Goethe-Institut in der Entwicklung von Lesekursen für Wissenschaftler verschiedener Arten in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat.

Unsere Umfrageergebnisse lassen aber andererseits klar erkennen, daß der Schwerpunkt des Deutschunterrichts im Ausland auch weiterhin auf den alle Fertigkeiten gleichmäßig fördernden Normalunterricht gelegt werden muß. Dieses Ergebnis bedarf nun allerdings einer wichtigen Modifikation. Denn wie wir schon bei der Behandlung des Deutschunterrichts an Schulen gesehen haben, verlieren die Fertigkeiten des Hörverstehens und Sprechens mit zunehmendem Abstand zum deutschsprachigen Gebiet an Gewicht, während die geschriebene Sprache an Bedeutung gewinnt. Es ist deshalb ganz natürlich, daß in der Unterrichtspraxis der Förderung der Lesekompetenz besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Mit der Frage nach der Art der Texte, die dabei Verwendung finden, treten wir erneut in das Reich der Bedeutungen oder Inhalte ein, die durch Sprache vermittelt werden sollen. Eine Zeitlang scheint man in der Absicht, ein möglichst aktuelles Deutschlandbild und eine Sprache zu vermitteln, wie sie von breiten Bevölkerungsschichten verwendet wird, Gebrauchstexten aus dem Alltag den Vorzug gegeben zu haben, z.B. Zeitungsartikeln, unverfälschten Gesprächsprotokollen, Gebrauchsanweisungen, Werbeslogans und dergleichen. Es hat sich jedoch gezeigt, daß sich die Kursteilnehmer durch Texte dieser Art gewöhnlich nicht genügend angesprochen fühlten, und kehrte deshalb inzwischen mehr zu literarischen sowie zu inhaltlich anspruchsvollen Informationstexten aus Gegenwart und Vergangenheit zurück, zu einer Literatur also, deren dichter geistiger und emotionaler Bedeutungsgehalt den Erwartungen der Schüler am besten entspricht. Man kann sich — wie erwähnt — diese Erwartungen in der Tat nicht anspruchsvoll genug vorstellen. Ich habe in den sieben Jahren als Präsident des Goethe-Instituts immer wieder erfahren, daß etwas von dem Deutschlandbild, wie es einst von Madame de Staël und anderen gezeichnet worden war, im Ausland als Erwartung noch immer lebendig ist. Diese Erfahrung hat zwiespältige Gefühle in mir ausgelöst: *e i n e r s e i t s* Freude und Stolz, nicht nur für das reiche kulturelle deutsche Erbe heute im Ausland einzustehen, sondern auch das kulturelle Leben der Gegenwart verständlich zu machen, das in allen seinen Manifestationen erneut etwas von dem "engen Ineinander von Philosophie, Literatur und Leben" im Sinne von Madame de Staël spüren läßt. *A n d e r e r s e i t s* löst die Erfahrung dieser Erwartung bei mir auch Trauer aus: Ist es nur Hitler zuzuschreiben, daß sich Züge des Rätselhaften, Irrationalen und Unheimlichen durch die Geschichte dieses Jahrhunderts zusätzlich in das Bild des Deutschen eingebrannt haben?

Ich gestehe es: bei aller Wertschätzung Wagnerscher Musik ist mir in einigen Ländern der Welt nicht ganz wohl bei der Feststellung, daß es neuerdings fast eine Sucht gibt, sich dieses "Rätselhafte, Irrationale und oft Unheimliche" des deutschen Wesens durch eine Wagner-Renaissance bestätigen zu lassen.

Natürlich wissen wir alle, daß es einer Anmaßung gleichkäme, für die heutige Bundesrepublik in Anspruch zu nehmen, wir seien im Vergleich zu anderen Völkern noch ein Volk der Dichter und Denker. Die hohen kulturellen Erwartungen an uns mischen sich im Ausland oft auf eine quälende Weise mit dem Deutschlandbild des (für uns längst vergangenen) Wirtschaftswunders, obwohl Mercedes-Stern und Volkswagen gewiß nach wie vor Qualitätsmarkenzeichen in vielen Ländern geblieben sind.

Wenn ein Großteil der Erwachsenen, die im Ausland die deutsche Sprache erlernen, dies – wie wir festgestellt haben – um der deutschen Kultur willen tut, so ist dies im Sinne von Toynbee's "Challenge and response" eine Herausforderung an uns. Viele Programme des Goethe-Instituts in aller Welt erweisen es: Es gibt nachwachsende künstlerische Kräfte in unserem Land, die sich im Ausland sehen und hören lassen können und jedenfalls bemerkenswerte Teilantworten auf die Herausforderung der erwähnten Erwartung geben. Solange daher diese Kultur lebendig bleibt, d.h. auch, solange nicht nur das populäre Gängige, sondern auch das Experiment gefördert und die Kultur nicht unter hausbackenen Gesichtspunkten vom Staat gegängelt oder von parteipolitischen oder kommerziellen Interessen erstickt wird, solange in deutscher Sprache auch weiterhin geistige Manifestationen stattfinden, die dem Ruf einer "patrie de la pensée" Ehre machen, solange wird es auch um die deutsche Sprachkultur im Ausland nicht schlecht bestellt sein.

Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft

Ökologische Aufgaben der Linguistik

1. Kultur – Kultiviertheit des Sprachgebrauchs – Sprachkultur

Bekanntlich wird unter "Kultur" recht vieles und Unterschiedliches verstanden. So spricht man z.B. von "Kultur" im Zusammenhang mit den Künsten, im Zusammenhang mit Unterricht und Erziehung (im klassischen Latein bedeutete *cultura* u.a. 'geistige Bildung'), im Zusammenhang mit geistigen Traditionen oder überhaupt im Zusammenhang mit all dem, was sich auf die geistigen Produkte der Menschheit bezieht. Mit "Kultur" wird aber auch das bezeichnet, was das Zusammenleben der Menschheit betrifft, also in ethischen Kategorien ausgedrückt wird. Eine Differenzierung erhielt der Begriff, als man von einer "industriellen Kultur", von einer "Wohnkultur", von einer "Verkehrskultur", von einer "politischen Kultur" oder von einer "Kultur der Arbeit" zu sprechen begann, was im Grunde einer konsequenten Distanzierung vom zoologischen Individualismus gleichkam. Schließlich findet sich heute eine Interpretation des Wortes in der Bestimmung, daß darunter die Gesamtheit der Errungenschaften der Gesellschaft in ihrer materiellen und geistigen Entwicklung (Filosofskaja enciklopedija 1964, S. 118) zu verstehen ist. Daraus geht hervor, daß ein wissenschaftliches Umgehen mit dem Wort nicht ungefährlich ist; eine extensionale Definition würde ins Uferlose führen, also eigentlich keine Definition mehr sein.

Was ist nun unter "Sprachkultur" zu verstehen? Das Wort wurde vom Prager Kreis geschaffen, in der ersten Zeit allerdings noch nicht differenziert gebraucht; es konnte sowohl die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs als auch die Sprachpflege bedeuten. 1932 heißt es dann aber schon in den "Allgemeinen Grundsätzen der Sprachkultur", daß unter "Kultur der Literatursprache" die bewußte Pflege der Literatursprache zu verstehen ist (Grundlagen der Sprachkultur 1976, S. 74. Hier und im weiteren stehen die bibliographischen Angaben mit den Erscheinungsjahren der zugänglichen deutschen Ausgabe und nicht mit dem ursprünglichen Erscheinungsjahr). Mathesius betont im gleichen Jahr, daß jede Kultur eine Ordnung ist und das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache steckt (1976, S. 89).

Insofern haben die Prager das Wort zu einem Nomen actionis und den Begriff eindeutig gemacht sowie ihn zu dem traditionell "Sprachpflege" genannten Begriff in Verwandtschaft gesetzt, und in diesem Sinne werde auch ich ihn im folgenden gebrauchen. Inwiefern Sprachkultur sich auf Literatursprache bezieht, wird allerdings noch zu erörtern sein.

Sprachkultur unterscheidet sich jedoch von Sprachpflege dadurch, daß sie im Besitz einer wohlfundierten Konzeption und einer entsprechenden Methode ist. Sie unterscheidet sich von ihr nicht im Hinblick auf ihre Intentionen, d.h. auf die Verbesserung des Sprachgebrauchs. Intentionen sind aber nicht unabhängig von Konzeption und Methode, weil das Fehlen einer Konzeption oder eine unangemessene Methode u.U. das Ziel der Tätigkeit nicht richtig erkennen lassen und damit die Intention entstellen können. Deshalb sollte zwischen Sprachkultur und Sprachpflege kein Gleichheitszeichen gesetzt werden. Diese Behauptung wird im weiteren zu erörtern sein.

Das Ziel der Sprachkultur ist die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Selbstverständlich hängt dies mit der Beeinflussung der Sprache selbst zusammen. Darauf, d.h. z.B. auf das aktive Eingreifen in die Entwicklung der Literatursprache, das die "Allgemeinen Grundsätze der Sprachkultur" (1976, S. 74) sich zum Ziel setzten, gehe ich hier nicht ein, zumal die sprachliche Situation in der Tschechoslowakei jener Zeit sich von der heutigen deutschen Situation unterscheidet.

Die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist ein komplexer Begriff, dessen Kriterien mannigfaltig sind und der in engem Verhältnis zu der Kultiviertheit nonverbalen Verhaltens steht (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 33 f.). Aber selbst innersprachlich liegen die Dinge nicht einfach. Eine solche Forderung wie z.B. die der Grammatikalität der Äußerung ist nicht unter allen Umständen eine Bedingung der Sprachkultur; es ist keine seltene Erscheinung, daß die Situationsadäquatheit z.B. einen Anakoluth fordert – was natürlich keiner allgemeinen Rechtfertigung ungeordneter Satzmen-gen gleichkommt.

In provisorischer und grober Formulierung: Das eigentliche Kriterium der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist die Situationsadäquatheit. Verständlichkeit, Partnerbezogenheit, Themaabhängigkeit usw. sind im Grunde genommen Forderungen, die in der Kultiviertheit drinstecken.

Man könnte einwenden, daß eine solche Auffassung sich mit dem deckt, was man in der einschlägigen sowjetischen und DDR-Literatur (Riesel/Schendels 1975; Michel 1968; Fleischer/Michel 1979; u.a.) unter funktionaler Stilistik versteht. Der Einwand ist berechtigt, es gilt jedoch, eine entsprechende Stilistik praktikabler zu gestalten, da eine Stilistik, die aufs

Ganze geht, stets Züge der Wissenschaft u n d der Kunstkritik aufweist und daraus eine der größten theoretischen und praktischen Schwierigkeiten entsteht.

Diese Feststellungen reichen selbstverständlich noch nicht für die Bildung einer konsistenten Konzeption der Sprachkultur aus. Weder der Zusammenhang zwischen nichtsprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit, noch die Kriterien für eine Beurteilung sprachlicher Äußerungen werden dadurch geklärt bzw. festgelegt. Infolge der genannten Schwierigkeiten verzichte ich auf eine Definition und versuche zur Klärung des Begriffs der Kultiviertheit mit einer *B e s c h r e i b u n g* beizutragen; ich möchte im folgenden beweisen, warum und bis zu welchem Grad der Begriff der Sprachkultur operationalisierbar ist, was seine Anwendung erforderlich macht, und andeuten, welche Aufgaben eine Sprachkultur heute in der deutschen Sprachgemeinschaft zu lösen hat. Sprachkultur soll also nicht als ein statischer Begriff, sondern als eine Tätigkeit dargestellt werden.

Daß eine ausführliche Darstellung der Problematik in diesem Vortrag, ja selbst in einem ganzen Buch nicht möglich ist, bedarf wohl keines Beweises. Die Auswahl der Probleme weist aber auf die Aktualität der Intentionen hin. Keines Beweises bedarf es weiterhin, warum die Ausführungen sich auf die Arbeiten der Prager Schule stützen, und wenn einiges auch schon längst bekannt ist, so verweise ich auf die alte Weisheit, daß alles Vernünftige schon einmal gesagt worden ist...

2. Einschränkungen der Möglichkeiten von Sprachkultur

Zunächst möchte ich über den erwähnten Zusammenhang von außersprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit kurz nur so viel sagen, daß darüber in den 60er Jahren schon viel diskutiert wurde, auch im Institut für deutsche Sprache, nämlich damals, als die Norm auf der Tagesordnung stand (Jahrbuch des IdS 1966/67) und man zu dem Konsens gelangte, daß Sprachkritik bzw. Sprachnormenkritik nicht mit Sozialkritik verwechselt werden darf. Ich schließe mich dieser Auffassung an, besonders so, wie sie von Werner Betz (1968) und Peter von Polenz (1968) formuliert wurde, und bedauere, daß die Verwechslung in den letzten Jahren wieder auftaucht, und zwar in Form der Forderung nach Demokratie (z.B. Heringer 1982). Es wäre aber zumindest ein Mißverständnis, mit "Sprachkultur" Sozialkritik üben zu wollen (vgl. Juhász 1980; Juhász 1984). Daran ändert sich auch nichts, wenn man nicht "Sprachkultur", sondern "Sprachkritik" sagt.

Sodann muß eine weitere Einschränkung vorgenommen werden. Es gibt zwei Anwendungsbereiche der Sprache, wo es unsinnig ist, Bemühungen um die *u n m i t t e l b a r e* Verbesserung des Sprachgebrauchs zu verlangen. Dies sind die Belletristik, innerhalb dieser vor allem die Lyrik, und der Humor. Man müßte dazu erst genauer wissen, was sprachliche Kreativität ist. Da es hier nicht möglich ist, auf diese Problematik einzugehen, möge ein Beispiel aus dem relativ neuen Sprachgebrauch zeigen, wie vorsichtig man in der Sprachkultur mit Bewertungen der Kreativität umgehen muß.

Das Beispiel steht an der Nahtstelle von verbalem Humor, also Okkasionalität, und kodifizierter Norm. Das Verbgefüge *etwas verbrochen haben* hat die Eigentümlichkeit, i.a. mit einem Indefinitpronomen in der Akkusativ-Leerstelle zu stehen. Man kann also nicht sagen **Er hat einen Mord verbrochen*. Nun hat sich aber seit geraumer Zeit (laut Küpper 1963 stammt der erste Beleg aus dem Jahre 1860, laut Trübner 1956 aus den 1930er Jahren) die Form eingebürgert, Publikationen bezeichnende Substantive in der Leerstelle zu gebrauchen, und zwar mit einem ironischen Effekt. Also wenn z.B. dieser Vortrag einmal im Druck erscheinen wird, so werde ich jemandem, dem ich einen Sonderdruck geben will, sagen können: *Ich habe hier einen kleinen Beitrag über Sprachkultur verbrochen. Haben Sie Interesse dafür?* Dies ist ein typischer Fall für den Übergang vom Wortspiel, vom verbalen Humor zur Veränderung der Norm. ("Wortspiel" ist hier nicht zu verwechseln mit dem Wittgensteinschen "Sprachspiel"-Begriff, obwohl die beiden Dinge natürlich miteinander zusammenhängen.) Und eben dieser Übergang ist es, der eine Prognose beim ersten Auftauchen der Inkompatibilität erschwerte und der es der Sprachkultur nicht gestattet, apodiktische Feststellungen zu machen.

So gab es bei dem erwähnten Beispiel u.a. folgende Unsicherheitsfaktoren:

- a) Da es sich um einen Neologismus handelte, konnte man nicht wissen, wie langlebig er sein wird.
- b) Verbreitete sich auch der Gebrauch des Verbs mit einem Substantiv in der Leerstelle, so mußte sich der Lexikograph, der ja eine wichtige Funktion in der Sprachkultur hat, fragen, von wann an er die semantische Distribution des Verbs neukodifiziert. Er darf ja seiner Zeit weder hinterherhinken noch ihr vorauslaufen. (Das Ironische dürfte übrigens wohl noch lange bestehen bleiben, weil die Inkompatibilität sehr durchsichtig ist.)
- c) Da zu gleicher Zeit immer mehrere Generationen mit unterschiedlichem Normgefühl leben, war es geradezu notwendig, daß die Beurtei-

lung der Form eine Zeitlang nicht einheitlich war. Ältere Menschen halten an älteren Formen fest. Ihre gesellschaftliche Funktion ist es, für die Kontinuität der Norm, für die relative Einheitlichkeit der Kommunikation zu sorgen, während jüngere Sprachteilhaber den neuen Anforderungen der sich wandelnden Gesellschaft gerecht werden wollen (vgl. Müller 1982, S. 219). Dies sollte als eine gesunde Selbstregulierung betrachtet werden, und für die Sprachkultur ist das Verständnis dieses permanent entstehenden und sich permanent aufhebenden Gegensatzes von größter Bedeutung.

Diese wenigen vorläufigen Überlegungen mögen angedeutet haben, daß eine realistische Sprachkultur sich über ihre Grenzen im klaren sein muß.

3. Zur linguistischen Grundlage der Sprachkultur

Für eine realistische Sprachkultur braucht man eine linguistische Konzeption, die sich nicht auf das vergegenständlichte Sprachsystem und auf die Methoden der Systemlinguistik beschränkt, sondern die in Kenntnis der Ergebnisse der Systemlinguistik den sozialen Charakter jeglicher sprachlichen Äußerung berücksichtigt und deren Methoden flexibel und vielseitig sind. Dies finden wir in der Prager Schule und den an sie anschließenden Arbeiten.

Aus der Fülle der sich hier findenden Gedanken seien hier nur zwei herausgegriffen.

Der eine ist die These der elastischen Stabilität der Synchronie (Mathesius 1976, S. 89). Abgesehen von der erstaunlichen wissenschaftsgeschichtlichen Leistung, schon in den 20er Jahren, also zu einer Zeit, als synchronische Untersuchungen noch in den Kinderschuhen steckten, das Wesen der Synchronie dermaßen gut zu erfassen und damit die damals rund hundert Jahre alten Arbeiten Humboldts wesentlich fortzuführen (von de Saussure und von der Gabelentz schon gar nicht zu reden), ist diese These heute nicht nur einfach richtig, sondern sie ist auch aktuell. Aktuell ist sie deshalb, weil selbst viele spätere Schulen, wie z.B. die generative Grammatik, die den Dynamismus der Synchronie betonen, das Verhältnis von Statik und Dynamik weniger bzw. anders vor Augen halten als die Prager Schule und ihre Anhänger.

Für die Sprachkultur bedeutet die Prager These so viel, daß 1. eine Bewertung sprachlicher Äußerungen ohne die Berücksichtigung des potentiellen Sprachwandels undenkbar ist, und daß 2. "das System ein System von Möglichkeiten, von Koordinaten (ist), welche gangbare und versperrte Wege bezeichnen. Daher kann es sowohl als Gesamtheit bestimmter 'Zwän-

ge', aber auch vielleicht eher noch als ein *Komplex von Freiheiten* gelten, zumal es unendliche Realisierungen zuläßt und nur die Nicht-Beeinträchtigung der funktionellen Bedingungen des sprachlichen Instruments fordert. So ist denn seine Natur nicht 'zwanghaft', sondern eher beratend." (Coseriu 1975, S. 88)

Es ist übrigens bezeichnend, daß in den letzten Jahren viele Linguisten die Synonymie thematisierten, so z.B. Gauger 1972; Berežan 1973; Bickmann 1978; gar nicht zu reden von den Synonymwörterbüchern wie z.B. Die richtige Wortwahl 1977; Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen 1972; Synonymwörterbuch 1973; u.a.

Es ist seltsam, daß das Prinzip der elastischen Stabilität in der Sprachpflege der Deutschen und anderer Nationen wenig zur Kenntnis genommen wird – abgesehen von einigen Ausnahmen wie z.B. Wolfgang Müller in der Zeitschrift "texten + schreiben". Allerdings kann man noch hinzufügen, daß es eigentlich *n i c h t* seltsam ist; denn es ist ja bedeutend einfacher und bedarf weniger geistigen Aufwandes, die Dinge nur in Schwarz und Weiß zu sehen, als Alternativen anzuerkennen und zur Verfügung zu stellen. Viele Sprachpfleger gehen lieber den Weg des geringeren Widerstandes.

Der zweite Gedanke kann mit den Worten von Danes wiedergegeben werden: "Der Begriff des Systems ruft gewöhnlich die Vorstellung einer ganz regelmäßigen Einordnung der Elemente hervor, zu der unter anderem gehört, daß eine vollständige, erschöpfende Klassifikation aller Elemente in eine bestimmte Anzahl von zueinander in Opposition stehenden (...) Kategorien und Klassen aufgrund der relevanten Merkmale möglich ist. Doch unsere analytische Praxis überzeugt uns davon, daß eine solche Klassifikation zu vielen Schwierigkeiten und manchmal gar zu unlösbaren Problemen führt. Diese Auffassung setzt voraus, daß jedes Element alle relevanten Merkmale in vollem Maße enthält, d.h. daß die sprachlichen Kategorien und Klassen genau und scharf voneinander abgegrenzt sind. Doch es gibt kein wissenschaftliches Prinzip, das uns a priori zwingen würde, um jeden Preis eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten zu treffen, wenn im gegebenen Falle die sprachliche Realität keine Grundlage dafür bietet und sich dagegen sträubt. Meiner Ansicht nach ist es richtiger, wenn man einfach anerkennt, daß die sprachlichen Kategorien oder Klassen keine geschlossenen Schachteln sind, sondern Gebilde mit einem festen kompakten Kern (oder Zentrum) und einer diffusen Peripherie, die in die Peripherie einer oppositionalen Kategorie oder Klasse übergeht oder in sie eindringt." (1982, S. 132 - 133)

Aus diesem zentralen und die Methode determinierenden Gedanken der Prager Schule folgt vieles, was sowohl für die allgemeine linguistische Konzeption als auch für die darauf beruhende Sprachkultur wesentlich ist. Was vor allem auffällt, sind das Aufs-Ganze-Gehen und die Selbstbeschränkung zugleich. Aufs Ganze gehen die Prager, indem sie nicht vergessen, daß die Sprache letzten Endes nur als totale Einheit existiert und funktioniert. Wenn auch Segmente untersucht werden, so muß sich in ihnen das Ganze zeigen wie im Tropfen das Meer. Die Selbstbeschränkung ist komplementär dazu: Wenn nicht in jedem Tropfen (= Klasse oder Kategorie) gleichermaßen das Meer (= System) gezeigt werden kann, weil es viele solche Elemente gibt, die einander *n i c h t* i m m e r ausschließen, so gibt es eben Übergänge. Damit fällt der Sprache noch kein Zacken aus der Krone und eben deshalb auch dem Linguisten nicht.

Natürlich wäre es schön, alles säuberlich formalisieren zu können, in die Sprache der Sprachkultur übersetzt: Natürlich wäre es schön, wenn man sagen könnte "Wer *nämlich* mit *h* schreibt, ist dämlich", aber ich finde, wenn ein Lausbub mit Kreide an die Hausmauer *Hans ist dähmlich* schreibt, so ist das stilgerechter, als wenn er *dämlich* schriebe (besonders in Sachsen). Wo bleibt da Platz für absolute Oppositionen?!

Aus dieser Selbstbeschränkung wird jedoch kein Agnostizismus und auch kein Nihilismus, keine Anarchie; kein Prager hat je behauptet, daß das sprachliche System amorph sei — das wäre eine *contradictio in adiecto* —; eben die formalisierteste Disziplin der Linguistik — die Phonologie — stammt von den Pragern. Wie erwähnt, betont Mathesius das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache. Das Leitmotiv von Zentrum und Peripherie bildet die Betrachtungsweise, die Ordnung in unserem Denken über Sprache schafft. Eine funktionale Sprachkultur kann nur aufgrund dieses Leitmotivs getrieben werden.

Und wem in unserem Zeitalter des hohen Prestiges von Naturwissenschaft und Technik eine solche "unexakte" Handhabung von Sprache und Sprachkultur nicht gefällt, der erinnere sich an die Unschärferelationen Heisenbergs oder an die Wahrscheinlichkeitstheorie der Mathematik! Man findet selbst in der außermenschlichen Natur Erscheinungen, die man nur mithilfe von unscharf abgegrenzten Kategorien und Klassen beschreiben bzw. erkennen und erklären kann. Um wieviel mehr muß sich dies auf humane Phänomene beziehen, die noch dazu gesellschaftlich determiniert sind. Für diese gilt die Zentrum-Peripherie-Auffassung als *d i e* Exaktheit der Beschreibung.

"Es ist nicht möglich", schreibt Mathesius, "und es ist auch gar nicht wünschenswert, daß jedermann in jeder Situation gleich schreibt. Ein

Sprachreformertum, das das nicht erkennen kann oder will, hat seine Sache schon von vornherein verloren. Deshalb habe ich hervorgehoben, daß die Stabilität der Literatursprache elastisch sein muß. Wenn nun jemand einwendet, daß mit dieser Forderung eine genaue wissenschaftliche Festlegung des richtigen Sprachgebrauchs unmöglich wird, so stimme ich ihm bei. Ich füge aber hinzu, daß sich keine lebende Sprache wissenschaftlich fest in die Zügel nehmen läßt. Die sprachliche Praxis war und ist immer die Folge eines recht komplizierten Zusammenwirkens verschiedener Kräfte, und die Linguisten müssen zufrieden sein, wenn es ihnen gelingt, ihren klärenden Einfluß ein wenig zur Geltung zu bringen. Die Sprachkultur ist vor allem eine Sache der praktischen Erfahrung und Entscheidung. Man kann über die Prinzipien dieses Verfahrens diskutieren, aber nicht ein System zur Kontrolle der Sprache konstruieren, das präzise und in logischer Abfolge wie ein Automat funktioniert. Wir können und müssen jedoch den Sinn für eine sorgfältige sprachliche Ausdrucksweise entwickeln und ihn in unserem Volk zu einem festen Bestandteil der Allgemeinbildung machen..." (1976, S. 101 - 102)

Dies führt hinüber zu der Aktualität der Sprachkultur, d.h. welche Probleme gibt es hier und heute?

4. Die Aktualität der Sprachkultur

Zunächst eine genauere Bestimmung des Gegenstands der Sprachkultur. Wie erwähnt, spricht Mathesius von der Kultur der Literatursprache. Dazu ist zweierlei zu bemerken.

Erstens ist die einschlägige Prager Literatur in dieser Hinsicht nicht einheitlich. So macht schon Havránek 1932 darauf aufmerksam, daß es Unterschiede zwischen der Norm der Literatursprache und der der "Volksprache" gibt (1976, S. 105 - 106). Jedlička bezeichnet als Literatursprache die kultivierte Form der Nationalsprache, "die sowohl in geschriebener als auch in gesprochener Form (in dieser Reihenfolge! J.J.) verwendet wird", und meint, daß die Einbeziehung der sog. Alltagssprache in die Literatursprache offen bleibt (1982, S. 54). Und an anderer Stelle schreibt er, daß die Literatursprache in der neuen Auffassung nicht mehr auf die sog. "Buchsprache" beschränkt wurde, sondern daß als Bestandteil der Literatursprache auch diejenige Form angesehen wurde, die die eigentlichen Träger der Literatursprache im Alltag verwenden (1982, S. 46; vgl. auch Romportl 1982).

Nun besteht jedoch für die Praxis – und dies ist die zweite Bemerkung – ein schwerwiegender Unterschied zwischen der Kultur der gesprochenen

und der der geschriebenen Sprache. Die rapide Verbreitung der Massenmedien zeigt besonders in der deutschen Sprache, daß es signifikante Unterschiede zwischen den beiden Realisationsweisen der Sprache gibt und daß infolgedessen die Sprachkultur sowohl in bezug auf die Norm als auch auf die Methoden unterschiedlich vorgehen muß. Nimmt man das Hochdeutsch als Grundlage, so gibt es zwar zwischen den beiden Realisationsweisen keine Systemunterschiede, aber besonders zwischen dem Usus und in gewisser Hinsicht auch zwischen der Norm sind die Unterschiede recht groß (vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache 1971). Man vergegenwärtige sich nur die Äußerungen von Interviewten in Rundfunk und Fernsehen, die glauben, sich gewählt ausdrücken zu müssen, und deshalb oft das sog. Papierdeutsch sprechen! Oder umgekehrt: wie schwer es einem Schüler, der nur an den mündlichen Verkehr gewöhnt ist, fällt, ein Schriftstück aufzusetzen (vgl. Augst 1982)!

Infolgedessen ist es zweckmäßig, den Gegenstand und die Methoden der Sprachkultur zu differenzieren. Nicht geleugnet wird damit selbstverständlich, daß die Lektüre guter Literatur ("Literatur" hier im weitesten Sinne des Wortes) auch die Kultiviertheit der gesprochenen Sprache fördert.

Nach dieser Bemerkung komme ich nun zu dem, was Sprachkultur eigentlich aktuell macht. Auch für die Beantwortung dieser Frage gibt es eine Fülle von Fakten, von denen ich nur einige herausgreife, und zwar eben diese, weil sie die wichtigsten sind oder zumindest zu den wichtigsten gerechnet werden müssen.

Die Beschleunigung des Lebenstempos ist eine Eigenschaft des menschlichen Zusammenlebens, die es schon lange gibt. Schließlich hat sich kein Lebewesen so schnell entwickelt wie der Homo sapiens. Die Beschleunigung hat jedoch ungefähr seit dem vorigen Jahrhundert und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg Maße angenommen, die mit einer geometrischen Progression gemessen werden könnten. Für den Informationsaustausch bedeutet das, daß nicht nur die Sprache, sondern sogar zahlenmäßige Angaben mit konventionellen Methoden nicht mehr schnell genug verarbeitet werden können und infolgedessen neue Codes (für die Computer) erarbeitet werden müssen. Bleiben wir indes bei der natürlichen Sprache.

In einer solchen Zeit der Beschleunigung des Informationsaustauschs gilt – ausgesprochen oder nicht ausgesprochen – die Devise: Information – alles, Form der Information – nichts! (Vgl. Juhász 1982, S. 216 ff.) Man braucht gar nicht die Headlines der englischsprachigen Zeitungen als Beispiel heranzuziehen, um sich davon zu überzeugen, sondern es genügt, sich

anzuhören, wie Durchschnittsmenschen sich in den modernen Industriegesellschaften unterhalten. Ellipsen, Abkürzungen, Kurzwörter, sehr schnelle Artikulation usw. entstehen aus dem Bedürfnis heraus bzw. haben die Funktion, Informationen so schnell wie möglich zu vermitteln. Selbst in der künstlerischen Sprache ist eine solche Tendenz zu beobachten: Ich habe alte Theateraufnahmen aus den 20er Jahren mit heutigen Aufführungen verglichen und dabei beobachtet, daß früher bedeutend größerer Wert auf vollständig artikuliert Wörter und auf entsprechende Intonation gelegt wurde als heute. Es ist deshalb kein Wunder, wenn heute viele Menschen z.B. die Sprache Thomas Manns für antiquiert und artifiziert halten, ja daß manchmal sogar die Sprache eines Max Frisch für langweilig gehalten wird.

Um dem Vorwurf zuvorzukommen, daß ich damit die Position einer konservativen Sprachpflege vertrete, beeile ich mich zu betonen, daß ich das nur registriere und nicht mit einem Wertungsetikett versehe, so sehr ich als Vertreter einer älteren Generation im oben erwähnten Sinne auch in Versuchung gerate, von einer Verschlampung und Verkümmern der Sprache, von einem Sinken des Sprachgebrauch-Niveaus zu sprechen.

Eine weitere Folge des beschleunigten Lebenstempos in der modernen Industriegesellschaft ist die Uniformierung der Sprache. Dabei ist nicht nur an die erwähnten Abkürzungen usw. zu denken, sondern auch an die große Anzahl von Stereotypen, die vor allem in Form von Syntagmen vorkommen, wie z.B. *der positive Trend*. Viele Syntagmen sind mit ihrer Bildhaftigkeit recht komprimiert und deshalb zweifellos expressiv — vor allem in Reklamen —, manchmal allerdings auch katachresenverdächtig, werden jedoch so häufig gebraucht, daß die Fertigteile wenig Möglichkeit für einen individuellen Sprachgebrauch zulassen. Warum soll man diese Dinge anders ausdrücken, wenn sie einem bei diesem Lebenstempo fertig zur Verfügung stehen, könnte sich sowohl der durchschnittliche Sprachteilhaber als auch z.B. der Journalist fragen. (Auf die weitere Frage, inwiefern sie zur Verdunkelung von Sachverhalten beitragen bzw. beitragen können, gehe ich hier nicht ein.)

Nun gehört es zwar zum Wesen der natürlichen Sprache, daß man die vorhandenen Phonemsequenzen und grammatischen Strukturen mit dem Erwerb der Muttersprache in einem System bzw. in Subsystemen erhält. Selbst größere Blöcke, die Phraseologismen und Idiome, sind "vorgefertigt". Bekanntlich besteht jedoch eben eine der wichtigsten und wertvollsten Fähigkeiten des Menschen darin, die relativ kleinen Sprachentitäten zu kombinieren (= die sprachliche Kreativität), und dies wird durch Stereotypen wenn auch nicht verhindert, so doch beeinträchtigt. Hat man keine Zeit dazu, für jede Situation seine eigene und beste Kombina-

tion zu schaffen, so bleibt man bei den Stereotypen.

Zu den Stereotypen rechne ich auch solche Erscheinungen, die manchmal auf unseren Tagungen zu hören sind. So fragte einmal vor einigen Jahren ein Referent nach jeder Behauptung *okay?*, was maniriert wirkte. In einem anderen Jahr gebrauchte fast jeder Redner die Wendung *Es ist legitim, hier von dem und dem zu sprechen*.

Einräumend muß man allerdings zugeben, daß jedes Zeitalter seine Stereotypen hatte, sie wechselten aber früher nicht so schnell wie heute.

Es liegt auf der Hand, daß die Uniformiertheit des Sprachgebrauchs in erster Linie von den Massenmedien gefördert wird. Die große Zahl von Stunden, die etwa ein Engländer mit dem Lesen von Zeitungen, ein Amerikaner und ein Deutscher mit dem Sitzen vor dem Bildschirm verbringen, erweckt Erinnerungen an die Situationen in der "Brave New World" von Huxley. Es ist hier aber nicht von der sozialen Manipulation, sondern von dem sprachlichen Einfluß die Rede.

Der Uniformiertheit des Sprachgebrauchs wird übrigens auch durch die Demokratisierung der Gesellschaft Vorschub geleistet; denn je mehr Menschen sich an der Bildung der öffentlichen Meinung in der Öffentlichkeit beteiligen bzw. zu beteiligen versuchen und zu beteiligen angehalten werden, desto mehr verschiebt sich das Verhältnis der sprachlich gut Geschulten zu den sprachlich Ungeschulten zugunsten der letzteren. Die sprachlich Ungeschulten neigen zu Stereotypen, solange die Allgemeinbildung nicht wesentlich ansteigt. Dies ist ein langwieriger Prozeß, an dem mitzuwirken im Interesse der Demokratisierung u.a. auch eine Aufgabe der Linguisten ist.

Daß das Anwachsen der Bürokratie das Wuchern von Stereotypen begünstigt, braucht wohl nicht erörtert zu werden.

Für die moderne Gesellschaft ist nicht nur die Beschleunigung des Lebens tempos, sondern auch — wie gesagt — die Verbreitung der Massenmedien charakteristisch. Die Medien haben neben ihren positiven Funktionen auch noch die Auswirkung, daß sie sozusagen ein eigenständiges Leben führen und für ihre Existenz kämpfen. Dies geschieht u.a. dadurch, daß sie die Dinge "zerreden". Indem sie sie zerreden, füllen sie Spalten und Zeit aus. Auf der einen Seite treffen wir also in unserer Zeit eine größtmögliche Beschränkung des Umfangs der Informationsträger, auf der anderen dagegen eine große Redundanz. Unter solchen Umständen hat die Sprachkultur nicht nur viele Aufgaben, sondern sie hat es auch mit äußerst heterogenen, u.U. einander widersprechenden Erscheinungsformen des Sprachgebrauchs zu tun.

Die Uniformiertheit des öffentlichen Lebens und des Sprachgebrauchs löst bei der Jugend permanent die Reaktion aus, sich nicht uniformieren zu lassen – eine durchaus verständliche und begrüßenswerte Reaktion. Die Reaktion mündet jedoch oft in eine entgegengesetzte Uniformiertheit; Mode, sog. Musik, Verhaltensweisen und selbstverständlich auch der Sprachgebrauch weisen eine geradezu verblüffende Uniformiertheit auf. Die Funktion dieser Uniformiertheit ist wahrscheinlich in dem kollektivkonstituierenden Bestreben zu suchen, darin, daß der Widerstand gegen etablierte Normen mit gemeinsamen Anti-Normen leichter zu bewerkstelligen ist. Das Verständnis dieser Funktion ist natürlich nicht gleichbedeutend mit dem Sich-Abfinden: auch der Protest gegen die Uniformiertheit des Sprachgebrauchs seitens der Jugend läßt sich effektiver und vor allem angemessener realisieren, wenn die Jugend kreativ mit der Sprache umgeht.

Schließlich sei im Anschluß an die letzte Feststellung der m.E. wichtigste Sachverhalt kurz skizziert. Die Schule steht seit geraumer Zeit vor dem Dilemma, wie die Leistungen der Schüler zu bewerten seien, ob der subjektive Faktor ausgeschlossen werden könne, ob es objektive Messungen gebe. Für den Sprachgebrauch bedeutet die sog. objektive Messung der Leistung, daß der Lernende meist nur ein Kreuz zu machen oder eine Taste zu drücken braucht, also nonverbal handelt, um eine Antwort zu geben. Dies gibt es selbst schon im Muttersprachenunterricht.

Intensiviert wird das nonverbale Handeln auf Kosten des verbalen auch durch den zunehmenden Gebrauch von Computern, deren Einzug in den Schulunterricht im übrigen natürlich zu begrüßen ist.

Hier muß man schon ein Werturteil fällen und von Gefahren und Mißständen sprechen, weil eben die Schule – aber auch die Hochschule – es ist, wo der Sprachgebrauch gefördert werden muß. Wo anders sollte der Mensch seine sprachliche Kreativität am besten entfalten lernen können als eben unter der persönlichen Anweisung des dazu berufenen und qualifizierten Lehrers? Man braucht sich nur den Sprachgebrauch der Schüler anzuhören, die es mit Testern und Lehrmaschinen zu tun haben: Sie gebrauchen übermäßig viele Interjektionen und unartikulierte oder schlecht artikuliert Laute und kehren zu dem zurück, was es wahrscheinlich vor dem Entstehen von Sprachen mit entwickelten phonologischen Distributionsregeln und grammatischen Strukturen, vor der Herausgestaltung der "double articulation" gab, nämlich dazu, daß Emotionen und Gedanken vor allem intonatorisch zum Ausdruck gebracht werden. Eine Rückkehr zur Intonation als grundlegender diskreter Einheit würde eine Regression der Kultur bedeuten. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Tendenz zur unartikulierten Ausdrucksweise auch als eine Reaktion auf "die

guten alten Sitten" älterer Generationen zu verstehen ist, aber nur dieser Reaktion ist sie sicher nicht zuzuschreiben.

Die Verbreitung von technischen Geräten birgt jedoch noch eine weitere Gefahr in sich. Wenn der Schüler in seinem empfänglichsten Alter nicht dazu angehalten wird, seine Gedanken verbal zu äußern, so fragt sich, wie effektiv ein solches Lernen überhaupt sein kann. Wenn Denken ohne Sprache nicht oder nur sehr rudimentär möglich ist, so führt die "Sprachlosigkeit" des Denkens zum Abnehmen der Effizienz des Lernens, zu einer Verarmung des Denkens, zu einem Rückgang nicht nur der sprachlichen Kreativität, zu einer Verkümmernng dessen, wodurch der Mensch eigentlich zum Menschen wird.

Ich möchte mit diesen Überlegungen nicht unken. Ich bin überzeugt davon, daß die Mißstände früher oder später erkannt und beseitigt werden. Es wäre jedoch verantwortungslos, wenn gerade Linguisten zu diesem Problem nicht Stellung nehmen wollten. Eine solche Stellungnahme gehört zu unseren ökologischen Aufgaben.

Der Linguist muß sich als Wissenschaftler und als soziales Wesen der determinierenden Rolle der Schule als wichtigster institutionalisierter kulturtragender, -vermittelnder, -bewahrender und -fördernder Instanz ja eben deshalb bewußt sein, weil Gesellschaft ohne Kommunikation, ohne Sprache nicht denkbar ist. Die Normen der Sprache — und nicht nur der Sprache — werden in der Schule z.T. gefestigt und z.T. sogar geschaffen, die Bewußtheit der Normen wird unter allen Umständen hier gebildet. Darum muß die manipulierende Funktion der Schule von den Linguisten mitgestaltet und mitkontrolliert werden. Dies sind wir der Kultur der Gesellschaft schuldig; so ist u.a. die Aktualität der Sprachkultur zu verstehen.

Die aufgezählten — und auch nicht aufgezählten — Fakten hängen natürlich miteinander zusammen. Es ist hier aber leider nicht möglich, die Zusammenhänge zu explizieren, wie es auch nicht möglich ist, weitere wichtige Argumente anzuführen, die die Notwendigkeit der Beschäftigung mit Sprachkultur unterstützen.

5. Zu den Methoden der Sprachkultur und den Aufgaben der Linguistik

Nach den konzeptionellen Überlegungen und Lagedarstellungen stellen sich nun zwei Fragen:

- a) Wie soll die Lage beurteilt werden und welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen?

- b) Auf welche Weise kann man sich für einen kultivierten Sprachgebrauch einsetzen, ohne in die Fehler der traditionellen Sprachpflege bzw. eines Teils von ihr zu verfallen?

Was die erste Frage anbelangt, so bietet die Prager Konzeption eine solide und realistische Grundlage. In diesem Geiste werden keine pauschalen und zeitlosen Urteile gefällt, sondern für die Bewertung einer Äußerung bzw. als Richtlinie für die Erzeugung von Äußerungen gelten die von jeher in der Schule von besseren Muttersprachenlehrern praktizierten Grundsätze, die etwas vereinfacht etwa auf folgende Formel gebracht werden können:

Wer sagt bzw. schreibt wem was wann wo zu welchem Zweck?

Die Sprechakttheorie involviert zwar diesen Grundsatz, ist vorläufig jedoch noch zu sehr theoretisch ausgerichtet, als daß sie ihre Ergebnisse in der Praxis anwenden könnte. Die Prager Zentrum-Peripherie-Konzeption jedoch ist ohne größere Schwierigkeiten operationalisierbar.

Wenn z.B. Inhalt und Form der Äußerung nicht mehr in dem tradierten Verhältnis stehen, wenn der Informationsgehalt in kürzeren und schneller artikulierten Formen gesichert ist, ja selbst wenn Stereotypen in bestimmten Situationen weder Verständnisschwierigkeiten, noch soziale Konflikte, noch ein Sinken des kulturellen Niveaus zur Folge haben, so entsteht die berechtigte Frage, ob die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs mit den überlieferten Normen zu messen ist.

Jede Stellungnahme in Fragen der Sprachkultur muß viele Gesichtspunkte berücksichtigen, denn – die Worte Mathesius' paraphrasierend – es ist ja gar nicht wünschenswert, daß sich jeder Mensch in jeder Situation auf die gleiche Weise ausdrückt.

Es gibt auch Fälle, wo Beurteilungen sich voneinander unterscheiden, so z.B. auch in diesem Satz von mir: ... *es gibt Fälle, wo* ... M.E. ist hier Toleranz am Platze. Wer hier ... *es gibt Fälle, in denen* ... für richtig hält, der hat einen anderen Geschmack, aber deshalb sollte er nicht verurteilt werden, wie auch ich nicht verurteilt werden möchte. Das *wo* ist kürzer, ist schneller zu artikulieren, wahrscheinlich ist seine Entstehung neben den dialektalen Einflüssen auch dem beschleunigten Lebenstempo zuzuschreiben. Es befindet sich im Übergang zwischen Zentrum und Peripherie – einmal historisch und einmal stilistisch gesehen. Ob es einmal zum Zentrum gehören wird, weiß heute wohl noch niemand.

Auf die zweite Frage ist z.T. schon mit der Antwort auf die erste geantwortet. Hinzuzufügen ist, daß für die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs vor allem die Schule verantwortlich ist. (Es wäre eine wichtige Aufgabe

der letzten "kleinen" Tagung des Instituts für deutsche Sprache gewesen, diesen Aspekt der Pragmatik zu behandeln.) Nicht als ob die Rolle der Eltern, des Kindergartens, der populärwissenschaftlichen Literatur über Sprachkultur unterschätzt werden darf, die wichtigste Funktion obliegt jedoch der Schule, und hier zwar vor allem dem Muttersprachenunterricht, aber auch den Lehrern der anderen Fächer, da diese ja zusammengekommen häufiger mit den Schülern zusammenkommen als der Muttersprachenlehrer (vgl. Weinrich 1982, S. 9).

An dieser Stelle komme ich zu dem wichtigsten Punkt meiner Ausführungen. Es ist die Aufgabe des Linguisten, die Prager Konzeption weiterzuentwickeln und zu aktualisieren. Da dies kein Vortrag über pädagogische Probleme ist, noch weniger von didaktischen und methodischen Verfahren die Rede sein kann, muß ich auf die Behandlung spezifisch schulischer Aufgaben verzichten. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß es die wichtigste Aufgabe des Hochschullinguisten ist, in der Lehrerbildung und -weiterbildung die Sprachkultur in den Mittelpunkt von Lehre und Forschung zu stellen, den Lehrer dazu zu befähigen, Sprachkultur mit angemessenen Methoden zu betreiben.

6. Einige spezifisch deutsche Detailfragen der Sprachkultur

In Fortsetzung zu der Tagung des Instituts für deutsche Sprache über "schwere Wörter" ist es notwendig, nochmals auf die soziale Bedingtheit der Schwierigkeiten hinzuweisen, wie es seinerzeit von Polenz tat (1967, S. 72 ff.). Die deutsche Sprachgemeinschaft ist groß, und sie ist nicht nur deshalb groß, weil sie aus vielen Menschen besteht und weil sie in mehreren Staaten die oder eine Muttersprache der Bevölkerung ist, sondern auch deshalb, weil sie sich infolge der historischen Entwicklung sozial sehr unterschiedlich geschichtet hat. Das Soziale besteht natürlich auch in der Staats- und Klassenzugehörigkeit, im Beruf, im gesellschaftlichen Prestige und in der Bildung, es hängt aber auch mit Ethnik, Kulturkreis und nichtdeutschen Einflüssen zusammen (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 37). Eine Sprachkultur sollte deshalb mehr Toleranz walten lassen, als es gewöhnlich getan wird. Mehrere Schriftsteller zeigen auf diesem Gebiet ein gutes Beispiel, indem sie Wörter in ihren Werken gebrauchen, die nicht allgemeinbekannt und deshalb "schwer" sind. Damit helfen sie Verständnis für den Sprachgebrauch unterschiedlicher ethnischer Gruppen der deutschen Sprachgemeinschaft schaffen. Solche Schriftsteller sind z.B. Erwin Strittmatter, Siegfried Lenz, Barbara Frischmuth.

Ebenfalls der Größe und der Heterogenität der deutschen Sprachgemeinschaft zuzuschreiben sind solche Erscheinungen wie die, daß viele Deutsche, ja sogar Deutschlehrer, nur die Norm gelten lassen, die sie selbst gebrauchen. Ich habe gehört, daß Berliner Deutschlehrer ein etwas palatales /l/ im Sprachgebrauch der im Süden lebenden Deutschen nicht als normativ anerkannten. Das neue Hallenser "Große Wörterbuch der deutschen Aussprache" (1982), das zwar einen großen Schritt vorwärts zur Liberalisierung macht, vor allem durch die Kodifizierung des Schwundes der schwachtonigen Vokale in bestimmten Positionen (S. 76), geht auf solche Fragen leider nicht ein. Solange es — besonders für den Deutschunterricht an Ausländer — notwendig ist, eine hochdeutsche Norm zu kodifizieren, mag diese als Zentrum gelten. Dies bedeutet jedoch nicht, daß sprachliche Formen der Übergangszone verpönt werden dürfen. Die Devise "Meine Norm ist d i e Norm" sollte von den Hochschullinguisten nicht akzeptiert werden.

Einige Worte zum immergrünen Problem der regional bedingten grammatischen Formen. Ich bediene mich dabei zur Illustration einer Episode, die mir einmal ein Kollege erzählte: Er nahm an einer Konferenz in Eßlingen teil und saß neben einer Dame aus Bayern. Die Sitzung zog sich lange dahin, und am Ende sagte mein Kollege, als sie aufstanden: "Na, jetzt haben wir aber lange genug gegessen." Worauf die bayrische Dame empört folgendermaßen reagierte: "Aber Herr Kollege, ein anständiger Mensch sagt doch nicht *wir h a b e n gegessen!*" (Vgl. Müller 1982, S. 228 f. — Die Lesart 'im Gefängnis sein' ist hier selbstverständlich auszuschließen.)

Ich bin nicht überzeugt davon, ob das ein extremer Fall war, aber selbst wenn es einer war, so ist es doch charakteristisch, daß selbst eine Philologin mit einer syntaktischen Form "Unanständigkeit", also etwas Ethisches, assoziierte. Dieser sozusagen antagonistische Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschen trägt heute geradezu anachronistische Züge (vgl. das Didaktische dazu bei Glinz 1980, S. 65 f.).

Wenn es einem Ausländer gestattet ist, in solchen Fragen Stellung zu nehmen, so würde ich dies folgendermaßen tun: Da es für viele phonetische, lexikalische und grammatische Formen territoriale Dubletten gibt und auch sicher noch lange geben wird, sollte man sie in verschiedenen Zentren anlagern, jedem Zentrum jedoch *s o z i a l e G l e i c h - w e r t i g k e i t* zuerkennen. Erst wenn sich Ausgleichstendenzen bemerkbar machen, kann man die Sprachkultur so orientieren, daß sich bestimmte Elemente in die Peripherie verlagert haben und zum Zentrum nur noch wenige Elemente gehören.

Tut man dies nicht oder stellt man sich auf einen weniger toleranten Standpunkt, so beschwört man ein Problem herauf, das entweder nicht gelöst werden kann oder aber zu einem lächerlichen Ausweg verführt. Dieser lächerliche Ausweg ist der, daß man nur ein paar hunderttausend Deutschen – denen um Hannover und Braunschweig herum – das Recht zuspricht, Hochdeutsch zu sprechen, und Hochdeutsch sprechen ist doch ein Kriterium des sozialen Prestiges. An dem Prestige ändert sich auch nichts, wenn man anstatt "Hochdeutsch" "Standarddeutsch" sagt "Standarddeutsch" ist im nichtdeutschsprachigen Ausland übrigens so etwas wie ein Euphemismus und wird sich z.B. in Ungarn noch lange nicht durchsetzen. (Mit dem Plädoyer für die regional bedingten Färbungen ist natürlich nichts über die r e i n e n Dialekte gesagt.)

Zweifellos brauchen wir im Ausland eine einheitliche Norm, da es unmöglich ist, dem Deutsch Lernenden mehrere Normen beizubringen, und insofern haben die idealisierten Formen und ihre Kodifizierung ihre wichtige Funktion. Ja, auch in innerdeutscher Relation ist es zweckmäßig, zumindest von einer Richtungsweisung zu sprechen, wie es z.B. die Duden-Grammatik von 1959 (S. 393) und 1984 (S. 8) tut. Es heißt aber die sprachliche Wirklichkeit verkennen, es heißt eine falsche Sprachpolitik betreiben, es heißt dem dialektal gefärbten Sprachgebrauch ein schlechtes soziales Prestige zuschreiben und dieses schlechte Prestige konservieren, wenn man die regional bedingten Formen nicht als hoch- oder standarddeutsche Varianten anerkennt und sie an die horizontale Peripherie abschiebt (vgl. dazu aus der reichen Literatur die diesbezüglichen Arbeiten in: Standard und Dialekt 1979!).

Eine für die deutsche Sprachpflege und neuerdings auch für die Soziolinguistik recht charakteristische und häufige Erscheinung ist die, daß solche Wortbildungen und Syntagmen verurteilt werden, die durch die Bewußtmachung der Durchsichtigkeit, oft durch die semantische Remotivierung einer verblaßten Metapher, eine "Unwahrheit" enthalten oder zu enthalten scheinen (vgl. dazu die Kritik in Juhász 1980, S. 78 ff.; Juhász 1984). Zweifellos besteht die Möglichkeit, daß sprachliche Formen, die einem veralteten Erkenntnisstand oder einer bewußten Manipulation entspringen, beim Nachdenken über ihre Semantik falsche Assoziationen suggerieren. Dennoch gebraucht der überwiegend größte Teil der deutschen Sprachgemeinschaft die Formen unbefangen und ihrer synchronen Funktion entsprechend. Wird der Sprachteilhaber darauf nicht aufmerksam gemacht, so assoziiert er dazu nichts anderes als das, was ihm von den zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnissen vorgegeben ist. (Eine Ausnahme bilden die Kinder, die im Laufe des Spracherwerbs gern mit der semantischen Motiviertheit spielen.)

Die Praxis der Sprachpflege und eines Teils der Soziolinguistik, verblaßte Bilder zu remotivieren, ist verfehlt, da es ja zu den immanenten Eigenschaften der natürlichen Sprache gehört, daß die Motiviertheit im Laufe der Zeit verblaßt, d.h. daß das Zeichen arbiträr wird. Die Sprache ist, wie Leo Spitzer seinerzeit schrieb, eine gefrorene Metapher. Die Behauptung, "falsche" Bildungen könnten gefährlich sein, ist schlechthin eine Übertreibung, und es gehört zu den Aufgaben der Sprachkultur, auf diesem Gebiet Ordnung zu schaffen.

Ein Beispiel möge dies illustrieren. Es gibt z.Zt. die Forderung von Personen weiblichen Geschlechts, nicht mit *Fräulein*, sondern mit *Frau* angesprochen zu werden, und die Begründung dafür lautet, die Anrede *Fräulein* verrate sogleich etwas über den Familienstand und sei deshalb indiskret, außerdem sage man ja auch zu unverheirateten Männern nicht *Herrlein*. In diesem Argument – wenn man so etwas Argument nennen darf – zeigt sich, wie eine soziale Strömung, nämlich der Feminismus, sich von den Gegebenheiten der sprachlichen Wirklichkeit entfernt und eine dem eigengesetzlichen Sprachwandel widersprechende Position bezieht, um damit gewisse Ziele zu erreichen. (Ob diese Ziele berechtigt sind oder nicht, sei hier dahingestellt.)

Für ganz extrem und verstiegen halte ich z.B. auch solche Bestrebungen wie die Ersetzung des Indefinitpronomens *man* durch *frau*, wenn es sich um Personen weiblichen Geschlechts handelt, also etwa *In der Entbindungsanstalt fühlte frau sich wohl*. (Für diese Information danke ich Herrn Wolfgang Müller vom Dudenverlag.)

Die Demotivierung und Demetaphorisierung sind übrigens keine neue Erscheinung, es gab sie schon bei der romantischen Sprachpflege des 19. Jahrhunderts und auch bei anderen Nationen. Allerdings hatte sie dort andere soziale Beweggründe als heute, und sie hatte verständlicherweise eine andere allgemein-linguistische Grundlage.

7. Abschließende Bemerkungen

Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und Sprachkultur sind keine Begriffe, die sich nach der Forderung der klassischen Logik "Omnis determinatio est negatio" bestimmen lassen. Vielmehr gilt hier der Begriffsapparat der modalen Logik (vgl. Gloy 1975).

Der unbefangene Sprachteilhaber drückt sich gewöhnlich nicht in vorgefertigten, methodologisch abgesicherten Urteilen und Definitionen aus. Vielmehr kommt bei den meisten Sprechakten prinzipiell jene gewisse Kreativität zur Geltung, von der wir vorläufig nicht wissen, wie sie funk-

tioniert, sondern auf deren Existenz wir nur aufgrund von Symptomen schließen. Deshalb steht der Sprachgebrauch dem nahe, was man Kunst zu nennen pflegt.

Auf diese Weise entstehen für die Sprachkultur solche Forderungen wie die, daß man das singuläre Hier-und-Jetzt der Äußerung berücksichtige, ja daß nicht einmal subjektive Faktoren ausgeschlossen werden dürfen. Im Begriffsapparat von Coseriu ausgedrückt: "... /Man kann/ den sogenannten sozialen Aspekt der Sprache nicht einfach dem individuellen Aspekt gegenüberstellen ..., da das Individuum nicht das Gegenteil der Gesellschaft, sondern schon selbst Gesellschaft ist ..., und da der sogenannte soziale Aspekt sich gerade im konkreten Sprechen manifestiert, in den Redeakten des Individuums..." (1970, S. 199). Ich erinnere hier an die Diskussionen, die sich zwischen Deutschen mit annähernd gleicher Bildung, gleichen Interessen usw. über solche Formen zu entspinnen pflegen, für deren Bewertung es allem Anschein nach keinen Konsens gibt. Die Mannheimer Valenzgruppe wüßte über die Unterschiedlichkeit der Stellungnahmen ihrer Informanten ein Liedchen zu singen. Oder wer entscheidet z.B., ob eine Äußerung in einer bestimmten Situation durch ihre Intonation maniert wirkt oder nicht? (Die Maniertheit erhält übrigens in der traditionellen Sprachpflege einen falschen Stellenwert oder kommt überhaupt nicht zur Sprache.) Und gehört es nicht zur Kultiviertheit, daß jeder Mensch durch seinen Sprachgebrauch eine persönliche Note erhält, die ihn von allen anderen Menschen unterscheidet?!

Die Singularität, das Künstlerische, das Subjektive sind solche Faktoren, die manchen Linguisten abstoßen; viele Linguisten wissen damit nichts anzufangen, weil sie so keine Möglichkeit sehen, "exakte" Methoden anzuwenden. Eine Wissenschaft, die nicht abstrahiert, typisiert und idealisiert, ist natürlich keine Wissenschaft. Der auf der Prager Schule beruhenden Sprachkultur-Tätigkeit liegt jedoch eine gutfundierte *wissenschaftliche* Konzeption zugrunde, deren spezifisch linguistische methodologische Exaktheit in der Zentrum-Peripherie-Auffassung besteht und insofern für einen beträchtlichen Teil der Probleme eindeutige Stellungnahmen und Grenzziehungen ermöglicht. Ich bin mit Hans-Martin Gauger der Ansicht, daß der Wert einer wissenschaftlichen Methode sich nicht an dem Grad ihrer "Exaktheit", ihrer Nähe zur Mathematik, sondern letzten Endes an dem mißt, was sie der Erkenntnis der Wirklichkeit an Sicherem und Interessantem erbringt. Wissenschaft muß nicht nur "wissenschaftlich", sondern auch interessant sein (Gauger 1970, S. VIII).

Ich füge hinzu: Das Sichere ist in der Zentrum-Peripherie-Auffassung zu sehen und das Interessante darin, wie flexibel die Prager die Sprache zeigen. Sollte das für die Sprachkultur nicht genügen?

Nichts in der Gesellschaft ist fest, unveränderlich und widerspruchsfrei. Warum sollte gerade der Sprachgebrauch es sein? Und wie sollte es der Sprachgebrauch in der modernen Gesellschaft sein? Und warum könnte dann die Sprachkultur es sein?

Wollen wir jedoch unser Leben im wahrsten Sinne des Wortes menschlich gestalten, so brauchen wir eine Kultur des Zusammenlebens, die eine *r e l a t i v e* Festigkeit und eine möglichst geringe Widersprüchlichkeit, um mit Mathesius zu sprechen: eine Ordnung, nötig macht. Zu dieser Kultur des Zusammenlebens gehört u.a. auch die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Bis zu diesem Punkt dürfte wohl ein Konsens bestehen.

Wie die Kriterien der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und die Methoden der Sprachkultur *i m e i n z e l n e n* zu bestimmen sind, das konnte in diesem Rahmen nur gestreift werden; das sind die Fragen, zu deren Beantwortung diese Tagung beitragen will.

Meine Überlegungen sollten keinen uferlosen Relativismus proklamieren, sie wollten nur auf die realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Sprachkultur, auf ihre Aktualität und vor allem auf die Verantwortung und die Aufgaben der Linguisten aufmerksam machen.

Literatur

- Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1 (s. dort). S. 74-85.
- Augst, Gerhard: Soll die Schule Sprachnormen als fest, wandelbar oder veränderbar lehren? In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 126-143.
- Berežan, S.G.: Semantičeskaja ekvivalentnost' ' leksičeskich ediniz (Die semantische Äquivalenz lexikalischer Einheiten). Kišinev 1973.
- Betz, Werner: Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik. In: Sprache im technischen Zeitalter 25/1968. S. 7-27.
- Bickmann, Hans-Jürgen: Synonymie und Sprachverwendung. Tübingen 1978. (= Reihe Germanistische Linguistik, 11).
- Coseriu, Eugenio: Sprache – Strukturen und Funktionen. Tübingen 1970. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 2).
- —: Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. München 1975. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik, 2).
- Daneš, František: Zur Theorie des sprachlichen Zeichensystems. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2 (s. dort). S. 132-173.
- Die richtige Wortwahl. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1977. (= Schülerduden 10).

- Filosofskaja enziklopedija (Philosophische Enzyklopädie). Bd. 3. Moskau 1964.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. 3., durchgesehene Auflage. Leipzig 1979.
- Gauger, Hans-Martin: Wort und Sprache. Tübingen 1970. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 3).
- : Zum Problem der Synonyme. Tübingen 1972. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 9).
- Gauger, Hans-Martin/Oesterreicher, Wulf: Sprachgefühl und Sprachsinn. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 9-90.
- Glinz, Elly und Hans (Redaktion): Schweizer Sprachbuch — 9. Schuljahr, alle Schultypen. Zürich 1980.
- Gloy, Klaus: Sprachnormen I. Stuttgart/Bad Cannstatt 1975. (= problemata frommann-holzboog. 46).
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von der Dudenredaktion unter Leitung von Paul Grebe. Mannheim 1959. (= Der Große Duden, 4).
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Gerhard Augst et al. Mannheim/Wien/Zürich 1984. (= Duden Band 4).
- Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrsg. von dem Kollektiv Eva-Maria Krech et al. Leipzig 1982.
- Grundlagen der Sprachkultur — Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. In Zusammenarbeit mit Karel Horálek und Jaroslav Kuhar hrsg. von Jürgen Scharnhorst und Erika Ising. Teil 1 — 1976, Teil 2 — 1982. Berlin. (= Reihe Sprache und Gesellschaft 8/1, 8/2).
- Havránek, Bohuslav: Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1 (s. dort). S. 103-141.
- Heringer, Hans Jürgen: Normen? Ja — aber meine! In: Holzfeuer im hölzernen Ofen — Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Hrsg. von Hans Jürgen Heringer. Tübingen 1982. S. 94-105.
- Jedlicka, Alois: Theorie der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 2 (s. dort). S. 40-91.
- Juhász, János: Interlinguale soziolinguistische Überlegungen. In: Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch. Hrsg. von János Juhász. Budapest 1980. S. 77-93.
- : Diskussionsbeiträge. In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 215-221.
- : Polemisches zur Norm. In: ZGL 1984, 12.1, S. 82-85.
- Küpper, Heinz: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. I. 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Hamburg 1963.
- Mathesius, Vilém: Über die Notwendigkeit der Stabilität in der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1 (s. dort). S. 86-102.
- Michel, Georg (Leiter eines Autorenkollektivs): Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung. Berlin 1968.

- Müller, Wolfgang: Das Sprachgefühl auf dem Prüfstand der Philologie. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 203-320.
- Polenz, Peter von: Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Muttersprache 1967/3-4, S. 65-80.
- : Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik. In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik (s. dort). S. 159-184.
- Riesel, E./Schendels, E.: Deutsche Stilistik. Moskau 1975.
- Romportl, Milan: Gesprochene Sprache und Sprechkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 2 (s. dort). S. 203-233.
- Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearbeitet von Birgitta Mogge und Ingulf Radtke. Stuttgart 1982. (= Der öffentliche Sprachgebrauch III)
- Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen — Wörterbuch der treffenden Ausdrücke. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1972. (= Der Große Duden 8).
- Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67. Düsseldorf 1968. (= Sprache der Gegenwart, 2).
- Standard und Dialekt — Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwortsprache. Festschrift für Heinz Rupp zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Heinrich Löffler et al. Bern — München 1979.
- Synonymwörterbuch — Sinnverwandte Ausdrücke der deutschen Sprache. Hrsg. von Herbert Görner und Günter Kempcke. Leipzig 1973.
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet im Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i. Br. Düsseldorf/München 1971. (= Heutiges Deutsch, Reihe II, Bd. 1).
- Trübners Deutsches Wörterbuch. Begründet von Alfred Götze. Hrsg. von Walther Mitzka. 7. Bd. Berlin 1956.
- Weinrich, Harald: Der richtige und der gute Sprachgebrauch. In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 7-14.

Zur Geschichte und Bedeutung des Begriffes Sprachkultur in der Linguistik der DDR

1. Voraussetzungen und Grundlagen für die Entwicklung des Begriffes Sprachkultur in der Linguistik der DDR

Während der Begriff Sprachpflege im Deutschen schon eine recht lange, wenn auch umstrittene Tradition besitzt, stellt der Begriff Sprachkultur in der germanistischen Sprachwissenschaft und im Hinblick auf die deutsche Sprache noch einen sehr jungen, erst in Ansätzen und allgemeinen Umrissen ausgearbeiteten linguistischen Begriff dar. Sprachpflege gibt es im Sinne von Bemühungen um eine Beeinflussung des Sprachgebrauchs, vornehmlich um die sogenannte Reinerhaltung der deutschen Sprache, was immer man in den verschiedenen historischen Etappen auch darunter verstand, mindestens seit den "Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" von G.W. Leibniz aus dem Jahre 1697, von Sprachkultur ist in der germanistischen Sprachwissenschaft, von vereinzelt früheren Erwähnungen abgesehen, erst seit Anfang der 70er Jahre unseres Jahrhunderts häufiger die Rede. Dabei ist offenkundig, daß dieser Begriff nicht einfach an die Stelle des Begriffes Sprachpflege tritt, sondern einen umfassenderen, in weiter greifende theoretische Zusammenhänge eingebetteten Inhalt zum Ausdruck bringt als der freilich auch nicht überall einheitlich verstandene Begriff Sprachpflege, der überdies von der Geschichte her mit einer beträchtlichen nationalistischen und puristischen Hypothek belastet ist.

Wie kam es zu dieser Ausbreitung des Begriffes Sprachkultur? Die Sprachpflege und die ihr zugrunde liegende linguistische Arbeit hatten nach 1945 und in den ersten Jahren der DDR im Zusammenhang mit der Überwindung der erwähnten nationalistischen und puristischen Hypothek vor allem zwei Aufgaben: auf der einen Seite die Eliminierung des faschistischen Gedankengutes mitsamt seinen vielen sprachlichen Formen und auf der anderen Seite die Bestimmung, Untersuchung und Darstellung der Normen der deutschen Gegenwartssprache als Voraussetzung aller sprachpflegerischen Bemühungen. Die erste Aufgabe fand in V. Klempepers "LTI" ihren noch heute bekannten Höhepunkt, für die zweite Aufgabe war ein weitgehender Neuansatz der germanistischen Sprachwissenschaft erforderlich, denn sie war seit den Zeiten der Junggrammatiker überwiegend auf die historische Sprachbetrachtung orientiert und hatte

sich zudem während der Herrschaft des Faschismus völlig von der internationalen sprachwissenschaftlichen Entwicklung isoliert, so daß es auch diese Entwicklung erst einmal zu rezipieren galt. Wichtige Teile eines solchen Neuansatzes waren die Gründung des Instituts für deutsche Sprache und Literatur an der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1952 mit seinen vor allem durch W. Steinitz initiierten Forschungsunternehmen zur Gegenwartssprache, darunter auch das heute schon zum allgemeinen Handbuch avancierte "Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache", sowie die Studienreform an den Universitäten und Hochschulen in den 50er Jahren, in deren Ergebnis das Fach Deutsche Sprache der Gegenwart als Hauptbestandteil der sprachwissenschaftlich-germanistischen akademischen Ausbildung etabliert wurde, was natürlich auch eine entsprechende Orientierung in der Forschung nach sich zog. Erwähnt werden muß hier aber auch, daß bereits im Jahre 1952 als unmittelbares Organ sprachpflegerischer Bemühungen in der DDR die Zeitschrift "Sprachpflege" zu erscheinen begann, die ihre diesbezüglichen Ziele bis heute kontinuierlich weiterverfolgt.

Solche Aktivitäten wurden jedoch seinerzeit noch nicht mit der Bezeichnung Sprachkultur erfaßt oder in Verbindung gebracht. Die Aufnahme und Ausarbeitung des Begriffes Sprachkultur beginnt in der Linguistik der DDR, wie erwähnt, erst Anfang der 70er Jahre und leitet eine qualitativ neue Stufe linguistischer Bemühungen um die Pflege und Vervollkommen der deutschen Sprache ein. Zeitlich verläuft das ungefähr parallel mit dem, was in westlichen Ländern die "pragmatische Wende der Linguistik" genannt wurde. Damals begann unter den Sprachwissenschaftlern der DDR in kritischer Auseinandersetzung mit bisherigen Positionen und Leistungen eine intensive Diskussion über die theoretischen und praktischen Aufgaben der Sprachwissenschaft in der sozialistischen Gesellschaft. Es erfolgte eine gewisse Abkehr von der einseitigen Orientierung auf eine isolierte Betrachtung des Sprachsystems, wie sie im Ergebnis der Rezeption der internationalen sprachwissenschaftlichen Entwicklung in der Linguistik der DDR in den 60er Jahren teilweise bestanden hatte. Demgegenüber wurde der gesellschaftliche Charakter der Sprache deutlicher hervorgehoben, soziale und kommunikative Gesichtspunkte traten in der Linguistik in den Vordergrund. Sprache wurde nun stärker im Gesamtrahmen des sozialen Verhaltens gesehen und sprachlich-kommunikatives Handeln als eine besondere Form gesellschaftlicher Tätigkeit des Menschen begriffen. Neue Gegenstände wurden in der Linguistik thematisiert, die bisher vernachlässigt wurden oder am Rande des Interesses lagen, so vor allem Probleme der Kommunikation (u.a. "Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft" 1974), soziolinguistische

Fragen verschiedener Bereiche und unterschiedlicher Dimensionen, darunter Probleme der Norm und der Sprachvariation (u.a. "Normen in der sprachlichen Kommunikation" 1977), die Adaption linguistischer Erkenntnisse für die Bedürfnisse des Bildungswesens (u.a. "Sprache – Bildung und Erziehung" 1977) und Fragen der deutschen Orthographie (u.a. "Theoretische Probleme der deutschen Orthographie" 1980), um nur einiges zu nennen. Eine vorläufige Zusammenfassung dieser Neuorientierung wird in dem Buch "Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft" (1976) versucht, in dem sich allerdings im einzelnen auch die unterschiedlichen Positionen verschiedener linguistischer Forschungsrichtungen in der DDR deutlich widerspiegeln.

In diesem Zusammenhang ist auch die Aufnahme und Entwicklung des Begriffes Sprachkultur in der DDR-Linguistik zu sehen. Die Verwendung der Bezeichnung Sprachkultur wie auch die theoretische Ausarbeitung dieses Begriffes gehen dabei, wie noch zu zeigen sein wird, zunächst auf Anregungen aus der sowjetischen und der tschechischen Linguistik zurück, wo der Begriff Sprachkultur bereits eine längere Tradition besitzt. Dieser Begriff schien gut geeignet, das qualitativ Neue der Bemühungen um die Sprache zum Ausdruck zu bringen, das mit der erwähnten Neuorientierung der Linguistik in der DDR verbunden war: einerseits den Bezug zu den übergeordneten theoretischen Positionen des Zusammenhanges von Sprache und Gesellschaft und andererseits den Bezug zum sprachlich-kommunikativen Handeln, zur Entwicklung der sprachlichen Fähigkeiten des einzelnen Sprachbenutzers.

Im Laufe der 70er Jahre kam es dann unter den DDR-Sprachwissenschaftlern zu lebhaften Diskussionen um den Begriff, die Aufgaben und die Probleme der Sprachkultur und in Wechselbeziehung damit, wie schon angedeutet, auch zu neuen theoretischen und empirischen Forschungen, die die Grundlage für die weitere Entwicklung einer Theorie der Sprachkultur bildeten, deren komplexe Ausarbeitung allerdings auch heute noch eine Zukunftsaufgabe darstellt. Einer der ersten, die diese Thematik aufgriffen, war W. Motsch in einem Artikel in der Zeitschrift "Sprachpflege" (7/1972). Ihm folgten zahlreiche weitere Beiträge in dieser Zeitschrift, aber auch in anderen sprachwissenschaftlichen Publikationsorganen. Mehrere wissenschaftliche Tagungen widmeten sich Problemen der Sprachkultur, so das Kolloquium "Theoretische und empirische Probleme bei der Untersuchung der sprachlichen Kommunikation" 1973 in Berlin (Linguistische Studien, A, Nr. 8 und 9), die Arbeitstagung "Sozialistische Sprachkultur in der DDR – Begriff und Aufgaben" 1976 in Greifswald (Wiss. Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Univ. Bd. XXV) und das Kolloquium "Gesellschaftliche Funktionen und Strukturen sprachlicher Kom-

munikation" 1979 in Magdeburg (Linguistische Studien, A, Nr. 72/1 und 2). Auch auf die unmittelbare Diskussion sprachkultureller Probleme in der breiten Öffentlichkeit zielende Arbeiten entstanden in diesem Zeitraum, so das von E. Ising herausgegebene Buch "Sprachkultur – warum, wozu?" (1977) sowie Arbeiten zum Fremdwortgebrauch und zur Sportsprache. Neben diesen direkt auf die Bestimmung, Ausarbeitung und Anwendung des Begriffes Sprachkultur gerichteten Aktivitäten war es jedoch für die weitere Entwicklung besonders bedeutsam, daß auch die durch die erwähnte Neuorientierung der DDR-Sprachwissenschaft ausgelösten theoretischen und empirischen Forschungen in einem deutlichen Zusammenhang mit der Sprachkultur gesehen und als Grundlagen für ihre weitere Ausbildung verstanden wurden. So ist der Begriff Sprachkultur seit dieser Zeit zu einer wichtigen Zielstellung der DDR-Linguistik überhaupt geworden, und es gibt heute kaum eine größere germanistisch-linguistische Forschungsaufgabe oder Publikation, die nicht direkt oder indirekt auf diese Zielorientierung sprachwissenschaftlicher Arbeit Bezug nimmt.

2. Bezugspunkte und Erfahrungen aus der Arbeit mit dem Begriff Sprachkultur in anderen sozialistischen Ländern

Wie schon erwähnt, erfolgte die Aufnahme und Ausarbeitung des Begriffes Sprachkultur in der Linguistik der DDR unter deutlicher Bezugnahme auf die Erfahrungen anderer sozialistischer Länder, vor allem der Sowjetunion und der Tschechoslowakei, wo dieser Begriff schon seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts gebräuchlich ist. Natürlich konnte es sich dabei nicht einfach um die Übernahme der unter den spezifischen sprachlichen Bedingungen dieser Länder entwickelten Auffassungen zur Sprachkultur handeln, sondern um eine Anwendung der hier gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen auf die Bedingungen unseres Landes. Allerdings ist auch zu betonen, daß Sprachkultur zwar im Rahmen einer Sprach- bzw. Kommunikationsgemeinschaft verwirklicht wird, daß es aber neben spezifischen Besonderheiten auch viele allgemeine und übergreifende Merkmale dieses Begriffes gibt, die – zumal bei ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen und Sprachsituationen – auch eine sprachübergreifende Verallgemeinerung und internationale Zusammenarbeit auf diesem Gebiet ermöglichen.

Von besonders großem Einfluß auf die linguistische Beschäftigung mit der Sprachkultur in der DDR ist die Theorie der Prager Linguistik gewesen; mit den tschechischen und auch slowakischen Kollegen bestand und besteht noch heute auf diesem Felde eine enge Zusammenarbeit. Ein

wichtiges Zeugnis für diesen Einfluß und diese Verbindung sind die von J. Scharnhorst und E. Ising herausgegebenen Bände "Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege" (1976 und 1982), die viele bedeutsame Arbeiten der Prager Linguistik zu dieser Problematik überhaupt erstmals in deutscher Sprache zugänglich machen, darunter auch die "Allgemeinen Grundsätze der Sprachkultur" des Prager Linguistenkreises aus dem Jahre 1932. Die Prager hatten den Begriff Sprachkultur aus der sowjetischen Linguistik übernommen, wo er 1924 von G.O. Vinokur geprägt worden war, und hatten ihn dann vor allem mit Blick auf die damalige Situation der tschechischen Literatursprache weiter ausgearbeitet und theoretisch begründet. Das führte im Laufe der Zeit dann auch zu bestimmten inhaltlichen Weiterentwicklungen und Differenzierungen dieses Begriffes in der Prager Linguistik, vor allem im Zusammenhang mit den Veränderungen in den sozialen und sprachlichen Verhältnissen der Tschechoslowakei nach 1945, was hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden soll.

Charakteristisch und als Einflußfaktor für die DDR-Linguistik besonders bedeutsam bleibt dabei aber die umfassende, auf übergreifende theoretische Zusammenhänge gerichtete Sicht der Probleme der Sprachkultur, die eine praktizistische Enge, wie sie sprachpflegerischen Bemühungen der Vergangenheit bei uns nicht selten eigen war, von vornherein ausschließt. Für die jüngste Zeit kommen J. Kuchař und A. Stich zu folgender Bestimmung und zu folgenden Teilbereichen des Begriffes Sprachkultur in der Prager Linguistik:

- "a) Kultur der Sprache ist der Zustand des Systems der Literatursprache, der Grad ihrer Stabilisierung, des Bedeutungsreichtums, der stilistischen Schichtung und der Fähigkeit, ohne Störungen allen Bereichen der sprachlichen Kommunikation, besonders der öffentlichen, zu dienen;
- b) Kultivierung der Sprache, d.h. die Bemühungen um die Kultur der Sprache. Diese Tätigkeit ist darauf gerichtet, daß sich die Literatursprache in Übereinstimmung mit den erkannten Gesetzmäßigkeiten und den Ausdrucksbedürfnissen der Gesellschaft entwickelt;
- c) Kultur der Rede (man könnte auch den Terminus Kultur der Ausdrucksgestaltung gebrauchen), d.h. der Zustand der Summe sprachlicher Äußerungen, das Niveau der gesellschaftlichen Verständigung mittels Sprache;
- d) Kultivierung der Rede, d.h. die Bemühungen um die Kultur der Rede. Diese Tätigkeit ist auf die Erhöhung des Niveaus der sprachlichen Kommunikation gerichtet.

Für den übergeordneten Begriff, der alle vier eben genannten Bereiche einschließt, kann der Terminus Sprachkultur verwendet werden." (1976, S. 332).

Damit wollen wir unsere Aufmerksamkeit nun auf die inhaltliche Bestimmung und Ausarbeitung des Begriffes Sprachkultur in der Linguistik der DDR richten.

3. Begriffsbestimmung und Probleme der Sprachkultur in der DDR-Linguistik

Weitgehende Übereinstimmung unter den beteiligten Sprachwissenschaftlern der DDR besteht zunächst darin, daß Sprachkultur ein Bestandteil der Kultur überhaupt ist, also zu einem allgemeinen Kulturbegriff in Beziehung steht (vgl. dazu genauer die Ausführungen von W. Hartung in diesem Band). Das schließt ein, daß nicht jede sprachliche Erscheinung oder Äußerung Sprachkultur repräsentiert, sondern nur solche, die bestimmte Merkmale aufweisen, wie sie auch einem allgemeinen Kulturbegriff zuzuordnen wären, die also beispielsweise ein gewisses qualitatives Niveau, einen bestimmten Grad an Geformtheit, Gepflegtheit und Ausbildung zeigen. Ebenso ist man sich aber auch einig, daß Sprachkultur nicht mit Sprachkunst verwechselt werden darf, daß sie nicht als elitäre Befähigung weniger Könnner verstanden werden sollte, sondern im Prinzip für jeden Sprachbenutzer produktiv und rezeptiv erreichbar ist. Aus einer solchen Zuordnung ergibt sich die Notwendigkeit eines Bewertungsmaßstabes, mit dem Merkmale wie Qualität und Niveau sprachlicher Äußerungen oder Texte gemessen werden können, denn erst durch den Bezug auf einen Maßstab kann die Kultiviertheit sprachlicher Äußerungen festgestellt werden. Der Maßstab wiederum ergibt sich aus den kommunikativen Möglichkeiten und Bedingungen unter den jeweiligen historisch-konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen, er widerspiegelt die unter diesen Verhältnissen bestehenden sprachlichen Wertungen, die ihrerseits gesellschaftlich produziert und institutionalisiert werden.

Welche Gesichtspunkte sind es nun, die in der Linguistik der DDR als Bewertungsmaßstab für sprachliche Äußerungen bzw. Texte in Hinsicht auf die Sprachkultur diskutiert werden? Sie wurden erstmals in dem Versuch einer Definition der Sprachkultur von E. Ising aus dem Jahre 1974 zusammenhängend genannt. Es heißt dort: "Sprachkultur bezeichnet das Niveau eines angemessenen, normgerechten und schöpferischen Sprachgebrauchs in bestimmten Situationen, gegenüber bestimmten Partnern und unter Berücksichtigung des Gegenstandes der Kommunikation". (1974, S. 198). Die hier und später immer wieder genannten Bewertungs-

gesichtspunkte 'angemessen', 'normgerecht' und 'schöpferisch' beziehen sich auf unterschiedliche Eigenschaften sprachlicher Äußerungen und damit auch auf verschiedene Aspekte sprachlich-kommunikativen Verhaltens, das natürlich in Verbindung mit der Sprachbeherrschung der Sprachbenutzer den konkreten Eigenschaften sprachlicher Äußerungen zugrundeliegt.

Der funktionale Gesichtspunkt der Angemessenheit orientiert auf die Beachtung der Bedingungen der Kommunikation, z.B. in bezug auf die Situation, den Partner und den Gegenstand, um nur einige der Faktoren zu nennen, die A. Greule (1982, S. 285) insgesamt mit dem Begriff "Kommunikationskonstellation" zusammenfaßt. Diese Faktoren betreffen noch nicht die Beschaffenheit der sprachlichen Äußerungen selbst, sie legen nicht die Struktur der Äußerungen fest, "wirken aber auf sie ein, indem sie einen Realisierungsbereich möglicher Äußerungsvarianten organisieren. Es handelt sich um normdeterminierende Faktoren der sprachlichen Kommunikation, die ihrerseits gewissen Normierungen unterliegen" (K.D. Ludwig 1980, S. 58). Dieser Gesichtspunkt ist zunächst nicht an eine bestimmte Existenzform, etwa die Literatursprache (Hochsprache, Standardsprache), gebunden, sondern schließt alle Existenzformen der Sprache ein. Damit ist ein Diskussionspunkt angesprochen, auf den wir noch zurückkommen.

Der Gesichtspunkt der Normgerechtigkeit bezieht sich auf die Einhaltung bestehender sprachlicher Normen, im engeren Sinne zumeist auf die Einhaltung der Normen der Literatursprache, und zwar sowohl der Systemnormen als auch der kommunikativen Normen mit ihren verschiedenen Subnormen. Dazu gehören also sowohl die Einhaltung phonetisch-phonologischer, graphischer, morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Normen als auch die Berücksichtigung von Textnormen und stilistischen Normen. Ob sich der Begriff der Sprachkultur dabei allein auf die Normen der Literatursprache ausrichten sollte oder auch die Normen der anderen Existenzformen Umgangssprache und Mundart einschließen kann, ist ein in der DDR-Linguistik häufig diskutiertes und noch umstrittenes Problem.

Der Gesichtspunkt des Schöpferischen schließlich richtet sich auf bestimmte zusätzliche Merkmale der Äußerungen bzw. Texte, die noch nicht in gleicher Weise wie die beiden anderen Aspekte generalisiert und systematisiert werden können, die aber gleichwohl für die Bestimmung der Sprachkultur nicht ganz unwesentlich sind. Dazu gehören solche Merkmale wie die Ausnutzung der stilistischen Variationsmöglichkeiten, die Anschaulichkeit der Darstellung, eine gewisse Souveränität im Umgang mit den sprachlichen Mitteln, kurz, die kreative Bewältigung sprachlich-kommu-

nikativen Handelns. Auch dieser Gesichtspunkt jedoch ist nicht auf die künstlerische Sprachtätigkeit beschränkt, die ja ohnehin besonderen Bedingungen unterliegt.

Die bisher genannten Gesichtspunkte definieren die Sprachkultur als eine Eigenschaft von Äußerungen, deren Produktion beim Sprachbenutzer einen bestimmten Grad der Sprachbeherrschung und vor allem ein bestimmtes Niveau des Sprachverhaltens erfordert. Diese zunächst auf das Niveau eines bewußten Sprachverhaltens des einzelnen gerichtete Bestimmung der Sprachkultur, die, was auch hervorgehoben werden soll, sowohl die produktive als auch die rezeptive Seite des Verhaltens zur Sprache einschließt, ist in den späteren Diskussionen vor allem unter Anlehnung an die Arbeiten der Prager Linguistik erweitert worden, so daß man heute in der DDR-Linguistik zwischen der oben gekennzeichneten engeren Fassung und einer weiteren Fassung des Begriffes Sprachkultur unterscheiden kann. Die weitere Fassung dieses Begriffes schließt auch die Gesamtheit der Maßnahmen ein, die von seiten der Wissenschaft oder verschiedener Institutionen unternommen werden, um ein entsprechendes Niveau des Sprachgebrauchs zu ermöglichen bzw. zu erreichen, also das, was wir traditionell als Sprachpflege bezeichnen. Während der Begriff Sprachkultur im engeren Sinne gewissermaßen ein Ziel fixiert bzw. einen Anspruch an den Sprachgebrauch zum Ausdruck bringt, schließt der Begriff Sprachkultur im weiteren Sinne mit der nunmehr von nationalistischen und puristischen Traditionen befreiten Sprachpflege auch die Bemühungen zur Erreichung dieses Zieles ein. Dazu gehören dann aber nicht nur die Schaffung entsprechender Hilfsmittel und Anleitungen sowie die ganze Palette sprachpflegerischer Öffentlichkeitsarbeit, sondern als Voraussetzung solchen Bemühens auch die Erfassung und Kodifizierung der Literatursprache und ihrer verschiedenen systembezogenen oder kommunikativ-stilistischen Normen. Sprachkultur in dieser weiteren Fassung ist also ein Oberbegriff, der Gegebenheiten der Sprache, des Sprachverhaltens und des Sprachgebrauchs sowie Bemühungen der Sprachwissenschaft zusammenfaßt. Diese Bestimmung des Begriffes Sprachkultur finden wir resümiert bei W. Schmidt, der hervorhebt: "Im Begriff der Sprachkultur widerspiegeln sich also die Dialektik von Sprachsystem und Sprachtätigkeit (Kommunikationstätigkeit) einerseits und die Dialektik des Gesellschaftlichen und des Individuellen im Bereich von Sprache und Sprachtätigkeit andererseits" (1976, S. 136). Dementsprechend unterscheidet er zwischen Sprachkultur, bezogen auf die Gesellschaft, und Sprachkultur, bezogen auf das Individuum. Zum erstgenannten rechnet er den Zustand des Systems und der Norm der Sprache, das Niveau der Rede und die Bemühungen

um die Pflege der Sprache und Rede; zum letzteren rechnet er die Fähigkeit des Individuums zu angemessenem, normgerechtem und wirkungsvollem Gebrauch und zu sachgemäßer Beurteilung von Sprache sowie eine verantwortungsbewußte Einstellung zur Sprache und gegenüber dem Kommunikationspartner (1976, S. 137).

Der wichtigste Diskussionspunkt unter den Linguisten der DDR im Zusammenhang mit der Sprachkultur ist jedoch nicht die engere oder weitere Fassung dieses Begriffes, sondern die Beziehung von Sprachkultur und Literatursprache, die Frage, ob sich die Bemühungen um die Sprachkultur nur auf die Literatursprache und ihren Gebrauch richten oder ob sie auch die anderen Existenzformen Umgangssprache und Mundart einbeziehen sollen. Diese Frage wird unterschiedlich beantwortet. Von besonderer Bedeutung ist hier der von B. Techtmeier entwickelte Begriff der kommunikativen Adäquatheit, der vor allem einen funktional und situativ angemessenen Sprachgebrauch als Grundlage der Sprachkultur anbietet und sich nicht auf die Verwendung der Literatursprache beschränkt. Unbestritten ist jedoch, daß die Literatursprache im Zentrum der Bemühungen um die Sprachkultur stehen sollte. Das gilt jedenfalls für die Sprachsituation in der DDR, möglicherweise liegen die Verhältnisse hier in anderen deutschsprachigen Ländern, wie etwa in der Schweiz, durchaus anders. Auch wenn wir berücksichtigen, daß die Bestimmung sprachlicher Existenzformen oder Varietäten als Variantenmengen mit einem Kernbestand gemeinsamer Merkmale, vor allem funktionaler und regionaler, aber auch struktureller Merkmale, eine relativ starke Idealisierung darstellt, so steht doch außer Zweifel, daß sich auf Grund dieser Merkmale eine Existenzform feststellen läßt, die wir Literatursprache nennen und die sonst auch Standardsprache, Hochsprache, Schriftsprache usw. genannt wird. Sie ist unter den Bedingungen unseres Landes die wichtigste Existenzform, sie ist überregional, besitzt eine relativ einheitliche, wenn auch in verschiedenen Bereichen unterschiedlich stark ausgeprägte Norm und erfüllt reichere und vielseitigere Funktionen als Umgangssprache und Mundart. Sie findet in vielen Gebieten Anwendung, vor allem in Situationen und für Zwecke, die umfassendere Geltung beanspruchen, so im öffentlichen Verkehr, in der Wissenschaft, im Bildungswesen, in der Publizistik usw., wo sie für die Bewältigung der kommunikativen Aufgaben unverzichtbar ist. Mit der zunehmenden Bedeutung der Literatursprache in weiten Bereichen der gesellschaftlichen Kommunikation vollzieht sich in der DDR aber gleichzeitig auch allmählich eine Änderung in der Bewertung der regionalen Varietäten Umgangssprache und Mundart. Diese verlieren mehr und mehr ihre sozial distinktive Rolle und werden immer stärker zu funktional und situativ differenzierenden

sprachlichen Mitteln, die vornehmlich zur Unterscheidung von Graden der Officialität der Kommunikation dienen und auch entsprechend bewertet werden. Als Mittel der nicht-offiziellen Kommunikation behalten sie durchaus ihre Bedeutung, wobei auf die im einzelnen erheblichen Unterschiede zwischen Umgangssprache und Mundart hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Die Bemühungen um die Sprachkultur aber richten sich primär auf die Beherrschung der Literatursprache, sie wollen den Sprachbenutzer zu ihr hinführen, da ihre Kenntnis und Beherrschung für die Bewältigung der Anforderungen der Gesellschaft, für die erfolgreiche Teilnahme an den Bildungsprozessen, für die Mitwirkung am öffentlichen Leben auf den verschiedensten Ebenen, für die Erschließung der Kulturgüter usw. unerlässlich ist. Nur mit Hilfe der Literatursprache kann der Sprachbenutzer die vielfältigen kommunikativen Aufgaben bewältigen, die sich im Zuge der Entwicklung unserer Gesellschaft für fast jeden einzelnen ergeben. Ein Ziel der Bemühungen um die Sprachkultur, das sich daraus ableitet, ist es somit, die Literatursprache tatsächlich in vollem Umfang zum Gemeinbesitz zu machen, was heute zweifellos noch nicht der Fall ist. Gleichzeitig muß man aber natürlich auch berücksichtigen, daß die Literatursprache kein geschlossenes Gebilde darstellt, sondern mannigfaltige Differenzierungen aufweist und auch in ihren einzelnen Teilnormen unterschiedlich strengen Bewertungen unterliegt, die zum Beispiel für die geschriebene Sprache im allgemeinen wesentlich stärker ausgebildet sind als für die gesprochene Sprache, wo man eine erheblich größere Variationsbreite zu tolerieren bereit ist.

Die Orientierung der Bemühungen um die Sprachkultur auf die Hinführung der Sprachbenutzer zur Literatursprache bedeutet andererseits jedoch keine Abwertung oder gar Bekämpfung der regionalen Existenzformen, die in bestimmten, vor allem nichtoffiziellen und privaten Kommunikationsbereichen nach wie vor ihre Lebensfähigkeit behalten und diese – vor allem was die vielfältig differenzierte Varietät der Umgangssprache angeht – auch sehr deutlich unter Beweis stellen. Nicht die Verdrängung regionaler Varietäten aus den für sie angemessenen Bereichen ist das Ziel sprachkultureller Bemühungen, sondern die Erweiterung des sprachlichen Registers um die Dimension der Literatursprache für möglichst viele Sprachbenutzer.

4. Aufgaben der Linguistik zur Weiterentwicklung der Sprachkultur

Welche unmittelbaren Aufgaben erwachsen nun der Linguistik im Zusammenhang mit der Sprachkultur, welchen Anteil hat sie an der Be-

wältigung dieses gesellschaftlichen Anliegens? Wir sehen ihre Aufgaben vor allem auf zwei Ebenen:

- a) in der Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen der Sprachkultur und der Schaffung der erforderlichen wissenschaftlichen Voraussetzungen,
- b) in einer praktischen Umsetzung der theoretischen Erkenntnisse in Lehr- und Handbüchern sowie in der sprachpflegerischen Öffentlichkeitsarbeit.

Die zentrale Aufgabe ist dabei die Ausarbeitung einer übergreifenden Theorie der Sprachkultur, die, ausgehend von der Sprachsituation unseres Landes, alle Aspekte dieses Begriffes umfaßt und die Basis für alle praktischen Bemühungen auf diesem Felde darstellt. Wichtige Teilaspekte, die in eine solche Theorie eingehen müssen, betreffen z.B.:

- Probleme der sprachlichen Norm, ihres Wesens, ihrer Typologie, ihrer Entwicklung, ihrer Bestimmungsfaktoren sowie ihrer Kodifizierung in den verschiedenen Teilbereichen der Literatursprache,
- Probleme der Existenzformen oder Sprachvarietäten und ihrer Anwendungsbereiche, speziell ihrer funktionalen, situativen und strukturellen Merkmale. Von besonderer Bedeutung sind hier das Verhältnis und die Unterschiede von geschriebener und gesprochener Sprache und Kommunikation.
- Probleme des Zusammenhanges und der Unterschiede von soziolinguistischer und stilistischer Differenziertheit der Sprache sowie die Erforschung der stilistischen Mittel und Möglichkeiten der Literatursprache in ihren verschiedenen Anwendungsbereichen.

Zu diesen und weiteren Problemkreisen, die mit der Sprachkultur zusammenhängen, gibt es natürlich in der germanistischen Linguistik der DDR schon eine ganze Reihe von Arbeiten, eine zusammenfassende theoretische Grundlage für die Tätigkeit auf dem Gebiet der Sprachkultur existiert aber bisher noch nicht.

Was den zweiten oben erwähnten Aufgabenbereich angeht, so handelt es sich hier vor allem um öffentlichkeitswirksame Beiträge, die den Zugang zur Literatursprache in ihren verschiedenen Anwendungsgebieten erleichtern und fördern und die auf die Entwicklung des allgemeinen Sprachbewußtseins hinwirken. Dies ist natürlich gleichzeitig auch ein ständiges Anliegen des Muttersprachunterrichts in der Schule, der jedoch allein nicht ausreicht, um die Vielfalt der in diesem Zusammenhang erwachsenen Aufgaben zu lösen. Deshalb bedarf es dafür der aktiven Mitwirkung der Sprachwissenschaft, die durch die Schaffung entsprechender Hand-

bücher, populärwissenschaftlicher Sprach-Sachbücher und differenzierter sprachlicher Ratgeber für einen breiten Nutzerkreis sowie auch durch Sprachkritik in der Öffentlichkeit an der Entwicklung eines bewußten Sprachverhaltens mitwirken sollte. Auch auf diesem Feld gibt es bei uns mancherlei Ansätze, aber vieles läuft noch ganz spontan, zufällig und unkoordiniert, was denn gelegentlich auch schon den bisher aber noch nicht ernsthaft verfolgten Gedanken einer zentralen sprachlichen Instanz für Probleme der Normkodifizierung und der Sprachkultur auf den Plan gerufen hat. Ob eine solche Sprachakademie hier den wünschenswerten und notwendigen Fortschritt bringen könnte, muß deshalb dahingestellt bleiben. Unbestritten ist aber, daß die Bemühungen um die Sprachkultur heute und in Zukunft eine wichtige Aufgabe der Sprachwissenschaft sind und bleiben werden.

Literatur

- Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur (1932). In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1, S. 74-85.
- Buttler, D. (1974): Bemühungen um die Sprachkultur in der VR Polen. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 9, S. 56-59.
- Filipec, J. (1982): Sprachkultur und Lexikographie. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2, S. 174-202.
- Fleischer, W. (1974): Einige Bemerkungen über Ziele und Aufgaben unserer Sprachpflege. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 9, S. 38-55.
- (1976): Kommunikation, Sprachkultur und Stil. In: Sprachpflege. Leipzig. 25. J., H. 5, S. 97-99.
- Gesellschaftliche Funktionen und Strukturen sprachlicher Kommunikation (1980). Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 72/1 und 2.
- Greule, A. (1982): Theorie und Praxis der germanistischen Sprachpflege. In: Muttersprache. Wiesbaden. 92. J., H. 5-6, S. 265-292.
- Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Teil 1 (1976), Teil 2 (1982). In Zusammenarbeit mit K. Horalek und J. Kuchar hrsg. von J. Scharnhorst und E. Ising. Berlin.
- Hartung, W. (1977): Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation, S. 9-69.
- (1982): Eine hohe Sprachkultur als Aufgabe in der sozialistischen Gesellschaft der DDR. Gedanken zu einer Zwischenbilanz. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 89, S. 60-87.
- Havranek, B. (1932): Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1, S. 103-141.
- (1936): Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1, S. 142-149.

- Ising, E. (1974a): Kriterien der Sprachkultur in der sozialistischen Gesellschaft. In: Sprachpflege. Leipzig. 23. J., H. 10, S. 197-200.
- — (1974b): Zu einigen Fragen des Verhältnisses von Sprachkultur, Gesellschaft und Kommunikation in der sozialistischen Gesellschaft der DDR. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 9, S. 66-84.
- — (1977): Aufgaben, Wege und Ziele der Sprachkultur. In: Sprachkultur — warum, wozu? S. 7-48.
- — (1982): Sprachkultur und Sprachbenutzer als sprachwissenschaftliche Begriffe. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 89, S. 141-170.
- Jedlička, A. (1982): Theorie der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2, S. 40-91.
- Kačala, J. (1974): Kommunikation, Norm und Sprachkultur. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 9, S. 59-65.
- — (1980): Sprachsituation und Sprachkultur. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 72/1, S. 129-136.
- — (1982): Aspekte der Kultivierung der Literatursprache. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 89, S. 1-16.
- Kleinfeld, A. (1977): Der Beitrag der Zeitschrift "Sprachpflege" zu den Bemühungen um Sprachkultur in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Sprachkultur — warum, wozu? S. 128-155.
- Kommunikation und Sprachvariation (1981). Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von W. Hartung und H. Schönfeld. Berlin.
- Kraus, J. (1982): Zu soziolinguistischen Aspekten der Sprachkultur in der Tschechoslowakei. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2, S. 256-271.
- Kuchař, J. (1980): Die Nichtliteratursprache unter dem Gesichtspunkt der Sprachkultur. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 72/1, S. 113-122.
- Kuchař, J./Stich, A. (1976): Theorie und Praxis der Sprachkultur in der Gegenwart. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1, S. 330-357.
- Langner, H. (1976): Zum Begriff der sozialistischen Sprachkultur. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4, S. 141-144.
- Lerchner, G. (1976): Sprachkultur, ästhetische Zeichenfunktion und poetischer Sprachgebrauch. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4, S. 179-184.
- — (1977): Stand, Aufgaben und Probleme der Entwicklung einer sozialistischen Sprachkultur in der DDR. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden. 26. J., H. 5, S. 817-821.
- Ludwig, K.D. (1977): Sportsprache und Sprachkultur. In: Sprachkultur — warum, wozu? S. 49-90.
- — (1980): Zur Problematik des Verhältnisses von Sprachkultur, kommunikativer Adäquatheit und sprachlich-kommunikativen Normen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Berlin. Bd. 33, H. 1, S. 56-62.

- Michel, G. (1976): Sprachkultur und Sprachästhetik. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4, S. 175-178.
- Motsch, W. (1972): Gedanken zu einigen Fragen der Sprachkultur. In: Sprachpflege. Leipzig. 21. J., H. 7, S. 129-137.
- Nerius, D. (1980): Zur Bestimmung der sprachlichen Norm. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Berlin. Bd. 33, H. 3, S. 365-370.
- (1981): Stand und Aufgaben der Orthographieforschung in der DDR. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik. Kopenhagen. Nr. 17. S. 1-17.
- Nerius, D./Scharnhorst, J. (1978): Sprachkultur und Orthographie. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 27. J., H. 1/2, S. 65-70.
- Normen in der sprachlichen Kommunikation (1977). Berlin.
- Neumann, W. (1979): Sprachpflege und Sprachnormen. Ein Beitrag zur Explikation der Begriffe. In: Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 51, S. 1-16.
- Probleme der Literatursprache und der Sprachkultur in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft (1982). Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 89.
- Radtke, D. (1976): Zum Begriff der Sprachkultur in der sowjetischen Linguistik. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4, S. 145-150.
- Scharnhorst, J. (1980a): Zum Status des Begriffes Sprachsituation. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Berlin. Bd. 33, H. 1, S. 109-118.
- (1980b): Zu einigen Grundbegriffen bei der Analyse von Sprachsituationen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Berlin. Bd. 33, H. 6, S. 655-663.
- Schmidt, W. (1976): Zum Verhältnis von Sprachkultur und Allgemeinbildung in der sozialistischen Gesellschaft. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4, S. 135-140.
- Schönfeld, H. (1977): Zur Rolle der sprachlichen Existenzformen in der sprachlichen Kommunikation. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. S. 163-208.
- Sozialistische Sprachkultur in der DDR – Begriff und Aufgaben (1976). Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 25. J., H. 4.
- Sprache – Bildung und Erziehung (1977). Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Schmidt. Leipzig.
- Sprachkultur – warum, wozu? (1977). Hrsg. von E. Ising. Leipzig.
- Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft (1974). Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Hartung. Berlin.

- Suchsland, P. (1984): Germanistische Grammatikforschung in der DDR – Versuch eines historischen Überblicks. In: Deutsch als Fremdsprache. 21. J., H. 1, S. 1-8.
- Techtmeier, B. (1977): Die kommunikative Adäquatheit sprachlicher Äußerungen. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. S. 102-162.
- Tejnor, A. (1982): Soziolinguistische Untersuchungen zur Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2, S. 272-302.
- Theoretische und empirische Probleme bei der Untersuchung der sprachlichen Kommunikation (1974). Linguistische Studien. Berlin. Reihe A, H. 8 und 9.
- Theoretische Probleme der deutschen Orthographie (1980). Hrsg. von D. Nerius und J. Scharnhorst. Berlin.
- Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft (1976). Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Neumann. Berlin.

Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe

I.

Das Wort "Sprachkultur" ist nicht ganz so jung wie es seine in den letzten Jahren beinahe modehaft zunehmende Verbreitung vielleicht vermuten läßt. In mehreren slawischsprachigen Ländern kann der Begriff – als Orientierung sowohl für öffentliches Umgehen mit der Sprache wie für linguistische Fundierungen dieses Umgehens – auf eine Tradition zurückblicken, die ihren Anfang bereits in den 20er und 30er Jahren nahm.¹

Vor mehr als einem Jahrzehnt begannen Linguisten in der DDR eine Diskussion, die vor allem das Ziel verfolgte, den sozialen Inhalt aller öffentlichen Bemühungen um die Sprache herauszuarbeiten und über den für die deutsche Sprache damals noch nicht festen Begriff der Sprachkultur vielleicht einen neuen Zugang zu Problemen zu finden, die dank dem unseligen Wirken nicht weniger vorgeblicher Pfleger und Wahrer der deutschen Sprache in der Vergangenheit mit teilweise schweren Hypotheken belastet worden waren. Wir wollten den sachlichen Kern dieser Probleme wieder diskutierbar machen und in eine Linguistik hineinholen, die inzwischen sehr viel mehr über die Sprache und ihre gesellschaftliche Einbindung wußte. Natürlich spielte dabei auch die uns gerade in diesen Jahren ebenso wie die Linguisten vieler anderer Länder bewegende Neubestimmung des Verhältnisses zu den disziplinspezifischen Praxisbereichen eine Rolle. Mit Interesse beobachten wir deshalb, wie der Begriff der Sprachkultur in jüngster Zeit auch außerhalb der Grenzen der DDR einer gewissen Konjunktur entgegenzugehen scheint. Und daß die Konstellationen der Argumente uns in einigen Fällen an zurückliegende eigene Diskussionen erinnern, nehmen wir nicht nur interessiert zur Kenntnis.

Wenn man "Sprachkultur" zu einem zentralen Begriff vor allem für die Bewertung von Sprache und sprachlichem Verkehr und für die Förderung eines möglichst unbehinderten und souveränen Verfügens der Menschen über Sprache macht, also auch einen großen Teil der praktischen Bemühungen um muttersprachliche Bildung und Sprachpflege auf diesen Begriff beziehen möchte, dann sollte man sich zunächst einige Gedanken um die Motivation dieses Begriffs und seine Stellung in den vorherrschenden Ordnungen unseres Wissens in diesem Sachbereich machen.

Der Bereich von Phänomenen und Problemen, auf den man sich mit "Sprachkultur" bezieht, ist keineswegs erst in jüngerer Zeit als ein problematischer Bereich ins Bewußtsein getreten. In den vergangenen zwei bis drei Jahrhunderten ist über richtigen, reinen, schönen und zweckmäßigen Sprachgebrauch so viel lamentiert, doziert, argumentiert und gestritten worden – von vernünftigen, unvernünftigen und meist natürlich total entgegengesetzten Positionen aus –, daß man denken könnte, inzwischen sei eigentlich alles gesagt, jetzt käme es allenfalls noch darauf an, das Bleibende aus der Fülle der Meinungen herauszuziehen, den Streit dagegen könne man als ein Kuriosum eines vergangenen Praxisverständnisses der Linguisten abtun. Die Gründe dafür, daß heute immer noch – oder: wieder – über Sprachrichtigkeit, Sprachschönheit und Angemessenheit diskutiert wird, liegen einmal darin, daß offensichtlich bestimmte Probleme – Unterschiede im sprachlichen Vermögen der einzelnen Sprecher und auch in den auf die Sprache gerichteten Wertvorstellungen von Sprechergruppen – fortbestehen oder neu entstehen, und daß ihre Überwindung – in welcher Richtung auch immer – mehr verlangt als nur das Befolgen sprachpflegerischer Appelle. Weitere Gründe für die Lebenskraft dieser Thematik liegen zweifellos auch darin, daß die meisten der bisher entwickelten Ansichten und Positionen einzelne Erscheinungen isolieren, Heterogenes miteinander vermengen und überhaupt nicht sehr tief unter die Oberfläche einer Kritik an sprachlichen Formen vordringen. Es geht auch nicht einfach nur darum, daß man früher vertretene bornierte oder enge Auffassungen nur durch uns mehr entsprechende tolerante oder weite Auffassungen zu ersetzen hätte. Es hat ja auch in der Vergangenheit fast immer Stimmen gegeben, die sich gegen zu enge Vorschriften oder gegen das Vorgeben sprachlicher Regeln überhaupt gewandt haben. Die Voraussetzungen, unter denen unser Diskussionsthema immer wieder neue Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind offenbar wesentlich komplizierter.

Warum sprechen wir dann aber von Sprach k u l t u r ? Besteht nicht die Gefahr, daß hier unter einem neuen, modern klingenden Namen alte Hüte verkauft werden? Oder verbirgt sich hinter dem neuen Wort auch eine andere, eine neue Akzentuierung? Wenn das der Fall ist, sollte man sie aber auch explizieren, und es sollte verlangt werden, daß sie expliziert wird. Für mich und uns schafft der Bezug auf Sprach k u l t u r vor allem einen Rahmen, der die Einordnung sprachlicher Leistungen in die Gesamtheit geistiger und materieller Leistungen der gesellschaftlich miteinander verbundenen Menschen gestattet. (Natürlich sind solche Rahmungen auch auf anderen Wegen und ohne explizite Nennung des Bezugspunktes möglich, etwa über eine Menge von Maximen über Sprache und ihre Werte; so ist man bisher meist vorgegangen). Selbstverständlich ist

mit der Nennung eines so allgemeinen Rahmens noch nicht viel getan. Das Beziehen von Sprachlichem auf den Kulturbegriff ist, wie dieser selbst, in manchen Aspekten umstritten; und wir müßten natürlich auch die üblichen Differenzierungen des Sprachlichen gesondert betrachten: Für welche Ebenen des Sprachlichen soll der Kulturbegriff denn in welcher Weise gelten? — Linguisten suchen gern in Wörterbüchern nach ihnen geeignet erscheinenden Definitionen und belegen dann einzelne Elemente einer solchen Begriffsdefinition durch sprachliche Phänomene. Der Begriff "Sprachkultur" erscheint bei diesem Herangehen als eine mehr oder weniger genaue Entsprechung zum Begriff "Kultur". Eine andere, sicher bessere Möglichkeit bestünde darin, den Sprachkultur-Begriff aus einer Kulturtheorie abzuleiten. Wir brauchen den Begriff jedoch nicht nur zur Selbstverständigung, wir richten uns mit ihm auch an den Durchschnittssprecher, dessen Wissen über Kultur und kulturelle Leistungen in bestimmten Dimensionen geordnet ist. Wie wir verstanden werden, wie wir den Durchschnittssprecher zu etwas bewegen können, ist folglich auch davon abhängig, wie wir uns auf die besonderen Verstehensbedingungen einstellen. Hier sind zunächst zwei Ordnungsdimensionen von Interesse, deren scheinbares Gegenübergestelltsein ich allerdings etwas relativieren möchte.

(1) Man kann das Vorhandensein von Kultur dem Nicht-Vorhandensein oder einem geringeren Vorhandensein von Kultur gegenüberstellen, Kultur also der Un-Kultur oder der Nicht-Kultur. Dem entsprechen alltagsweltliche Konzepte wie Eßkultur, Verkaufskultur, Wohnkultur, Gaststättenkultur und in einem verbreiteten Verständnis eben auch Sprachkultur. Von dieser Art Kultur spricht man nur in besonderen herausragenden Fällen oder, was häufiger ist, in negativen Fällen: jemand hat *k e i n e* Eßkultur, Wohnkultur usw. Das dahinterstehende Modell faßt Kultur als etwas Hohes, dem ein Alltag, ein Durchschnittsverhalten, eine Gewöhnung die Verwirklichung schwer machen oder verhindern. Kultur *b e g i n n t* somit erst bei einem *b e s t i m m t e n*, jedenfalls über dem Durchschnitt liegenden *N i v e a u*. Das für Sprachkultur vorauszusetzende Niveau ist mindestens ein "gepflegter" Sprachgebrauch, besser aber noch ein ästhetischer und kreativer, wie er insbesondere in der künstlerischen Kommunikation erwartet wird. — Zu so oder ähnlich geordneten Auffassungen von Kultur ist in den letzten Jahren viel Kritisches gesagt worden. Sie können in der Tat in elitäre Auffassungen münden. Darin ist zweifellos ein gewisser Teil des nicht seltenen Unbehagens am Sprachkultur-Begriff begründet. Insofern ist die Kritik an einem Sprachkultur-Begriff, der das Kulturvolle als ein kaum erreichbares Ideal dem alltäglichen Gebrauch von Sprache gegenüberstellt, sicher auch berechtigt. Andererseits sollte aber die Vorstellung von einer qualitativen

Bewertbarkeit des Geleisteten nach Rangstufen nicht einfach abgetan werden, sie muß auch nicht notwendig in eine elitäre Position münden.

(2) Dieser Ordnung kultureller Leistungen scheint eine andere ziemlich grundsätzlich gegenüberzustehen. Kultur ist hier generell eine Dimension menschlicher gesellschaftlicher Aktivität. Man spricht in diesem Fall im allgemeinen von einem *weiten* Kultur-Begriff. Alles, was der Mensch in der Auseinandersetzung mit seinen Lebensbedingungen hervorbringt, *ist* Kultur, die man in Übereinstimmung mit der Existenzform der jeweiligen Tätigkeitsprodukte in materielle und geistige Kultur untergliedern kann und die entsprechend der Verschiedenheit der Lebensbedingungen in Kulturen oder Subkulturen differenzierbar ist. Letzten Endes kann das zu einer bestimmten Art von unproduktiver Bewunderung für *alle* Arten der Meisterung von Lebensbedingungen führen²: Jede Art, mit Sprache umzugehen, sei gleich hoch zu bewerten, sofern nur die jeweiligen kommunikativen Aufgaben erfüllt werden. Diese Auffassung, die der Differenzhypothese der frühen Soziolinguistik entspricht, macht den Sprachkultur-Begriff im Grunde überflüssig; man könnte der Sprachkultur allenfalls noch ein kommunikationsethnographisches Interesse entgegenbringen. Das zeigt, daß es nicht allein darauf ankommt, einem engen Begriff einen weiten gegenüberzustellen. Vielmehr kommt es darauf an, einen nichtssagenden weiten Begriff durch bewertete Einschränkungen interessant zu machen. Das kann beispielsweise dadurch geschehen, daß man sich bewußt macht, daß Kultur nicht nur das Ergebnis des aktuellen Auseinandersetzens mit den Lebensbedingungen ist, sondern auch das Ergebnis einer *Tradition des Auseinandersetzens*, die Erfahrungen angehäuft und in Normen verfestigt hat. Kultur ist nicht nur das Befolgen von Normen oder gar nur das Hinausgehen über sie, bereits das Vorhandensein von Normen ist eine bestimmte Vergegenständlichung des Auseinandersetzens mit Lebensbedingungen und insofern Kultur. In dem Maße, in dem die Lebensbedingungen wechseln, komplexer werden oder in bestimmten Bereichen auch gleich bleiben, ergeben sich Erfahrungen, die, bezogen auf eine Kommunikationsgemeinschaft, nicht mehr gleichwertig sind, sondern nach bestimmten Rangstufen bewertbar werden.

Ich will das der Einfachheit und Kürze halber gleich auf den Sprachkultur-Begriff beziehen und hier eine vorläufige Bestimmung seines Inhalts geben, die eigentlich Ergebnisse meines nächsten Punktes voraussetzt: Sprachkulturelle Leistungen *entsprechen* auf der Grundlage eines bestimmten Verfügens über Normen. Ohne ein bestimmtes Normwissen – das nicht mit den vorherrschenden oder "gültigen" Normformulierungen zusammenfällt, aber in irgendeiner Weise auf sie bezogen sein muß –

gibt es weder produktive noch rezeptive Leistungen in der Kommunikation. Dieses Wissen bezieht sich jedoch nicht nur auf "Systemnormen" in einem engen Sinn, sondern auch auf mehrere Arten von übergreifenden, historisch entstandenen und bis zu einem gewissen Grade an Einzelsprachen gebundenen Normierungen des kommunikativen Gesamtgeschehens.³ Weiter bezieht sich das zugrundezulegende Wissen auf Normierungen unterschiedlicher situativer, regionaler und sozialer Geprägtheit. Auf Grund des Entwicklungsstandes der Kommunikationsgemeinschaft(en) sind die verschiedenen Prägungen funktional allerdings nicht gleichwertig; standardsprachliche Normen nehmen eine hervorgehobene Stellung ein. Sprachkultur ist dann die Beziehbarkeit von Produkteigenschaften (von Äußerungen, Texten) auf Maßstäbe — die prinzipiell an beliebige sprachliche Leistungen oder Produkte angelegt werden können —, deren Eckpunkte das Vorhandensein von Normen (als verfestigten Erfahrungen der Auseinandersetzung mit Lebensbedingungen) und ein bestimmter Gebrauch dieser Normen sind.

Wenn wir Normen auf diese Art bestimmen, dann sind ihr Inhalt und ihre Verbreitung natürlich eng mit der Geschichte der Kommunikation in sozialen Gemeinschaften verbunden, damit, wie das Umgehen mit Sprache ein gesellschaftliches Problem war und ist.

II.

Sprachkultur als gesellschaftliches Problem bezieht sich auf historisch gewachsene Sprachsituationen. Das Besondere des historisch Gewachsenen von Situationen ist, daß wir die Mittel zur Auseinandersetzung mit Lebensbedingungen niemals in ihrer Gesamtheit ad hoc schaffen. In irgendeiner Weise finden wir stets Mittel vor. Indem wir aber das Vorgefundene benutzen, leiten wir zumindest potentiell auch seine Veränderung ein. Das gilt sicher in ganz besonderem Maße für das Mittel Sprache und ebenso auch für den Zugang der einzelnen Sprecher zu diesem Mittel zu einem gegebenen Zeitpunkt. Bei der Lösung kommunikativer Aufgaben können wir gar nicht anders verfahren, als auf Vorgefundenes zurückzugreifen, und der Zugang zu — vorgefundenes oder veränderten — Mitteln ist, soweit er an Lernprozesse und möglicherweise auch an die Schaffung von Voraussetzungen für Lernprozesse gebunden ist, oft nur im Verlaufe von Generationen merkbar zu verändern.

Ich habe mehrfach über historische Grundlagen von Differenzierungen der Sprache und über Typen ihrer Widerspiegelung im Bewußtsein der Sprecher geschrieben⁴, so daß ich mich hier auf eine knappe Skizze des Problems beschränken kann.

Mit der schon auf einer frühen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung einsetzenden Differenzierung der Tätigkeiten dürfte teilweise auch eine Differenzierung der Kommunikation einhergegangen sein. Das wird vor allem in jenen Tätigkeitsbereichen der Fall gewesen sein, in denen die verschiedenen kommunikativen Aufgaben Spezialisierungen erforderlich machten, die sich in der Herausbildung besonderer sprachlicher Mittel zeigten, was von einem bestimmten Umfang an zu Unterschieden im sprachlichen Vermögen einzelner Individuen führen mußte und sicher auch zu Unterschieden in der individuellen Erreichbarkeit eines bestimmten sprachlichen Vermögens. Diese Prozesse vollzogen sich zunächst im Bereich der Mündlichkeit und dürften kaum zu einem eigentlich gesellschaftlichen, über eng begrenzte Personengruppen hinausgehenden Problem geworden sein. Das änderte sich spätestens jedoch mit dem Aufkommen und der Verbreitung der Schriftlichkeit. Jedenfalls für den deutschen Sprachraum gilt, daß sich weitgehend auf der Grundlage der Schriftlichkeit ein neuer Typ des Standards⁵ entwickelte. Wesentliche Spezialisierungen der Kommunikation erfolgen von diesem Zeitpunkt an auf der Grundlage des Standards oder gehen an ihn über. Zur gesprochenen Sprache zeigt der Standard von Anfang an eine gewisse Entfernung. Die Unterschiede in der sozialen Zugänglichkeit des Standards nehmen jetzt ganz andere Dimensionen an. Sie verbinden sich mehr oder weniger mit Teilungen, die die ganze Gesellschaft durchziehen und Minderheiten gegenüber Mehrheiten abgrenzen: Berufsgruppen, die über eine bestimmte Bildung und oft auch über Besitz verfügen; die Bevölkerung der Stadt gegenüber der Landbevölkerung. Es entwickeln sich insbesondere Formen der öffentlichen Kommunikation, an denen beträchtliche Teile der Bevölkerung überhaupt nicht oder nur rezeptiv teilnehmen können.

Es entstand ein – wenn auch im einzelnen meist deutlich begrenztes – gesellschaftliches Interesse daran, den Zugang zu standardsprachlichen Ausdrucksformen zu erleichtern. Gleichzeitig wurden aber die Unterschiede im Zugang und damit im sprachlichen Vermögen zu sozial unterscheidenden Merkmalen, die – je nach Position – zur sozialen Abgrenzung oder Identifizierung dienten. Daran bauten sich bestimmte Bewertungssysteme auf, die die Unterschiede im Zugang zum Standard nun auch auf der Ebene der Widerspiegelung im Bewußtsein zu einem gesellschaftlichen Problem machten. Die Begründung für das Meiden oder Anstreben von Redeweisen erfolgte nicht mehr nur auf einer kommunikativen Argumentationsbasis, sondern zunehmend auch auf einer sozialen. Dies ist zu beachten, wenn man die Normenbegründungen und Leitbilder richtig verstehen will, die zu verschiedenen Zeiten entwickelt wurden.

Überhaupt sind solche Prozesse nur zu verstehen, wenn man berücksichtigt, daß reales Verhalten in der Kommunikation und tatsächliche kommunikative Bedürfnisse mehrfach und auch gruppenspezifisch widerspiegelt werden und daß diese Widerspiegelungen auf das reale Verhalten zurückwirken. Oder mit anderen Worten: Was über Unterschiede von Redeweisen gedacht und gesagt wird, kann auch verzerrende Momente enthalten. Und wie sich jemand in der Kommunikation real verhält, ist nicht einfach ein zweckentsprechendes Auswählen aus Vorgefundenem, nicht einmal aus Verfügbarem.

III.

Wenn es sich *nur* um verzerrende Bewertungen handelte, wäre das Problem relativ einfach zu lösen: Man könnte die Bewertungen bekämpfen und ansonsten jeden so sprechen lassen, wie er es möchte. In der Tat sind solche Gedanken oft geäußert worden. Und wir werden manchmal gefragt, ob es nicht einer sozialistischen Gesellschaft besser anstünde, die von allen Sprechern beherrschte Umgangssprache in den Rang eines Standards zu erheben. So einfach sind die Dinge natürlich nicht. Ich komme damit auf das Problem zurück, ob und wie Sprachen (oder genauer: Existenzformen der Sprache) qualitativ bewertbar sind. Oder formulieren wir es noch einmal anders: Viele Menschen waren und sind der Meinung, daß die Diskrepanz zwischen den reichen Möglichkeiten einer Sprache und dem bescheidenen Gebrauch, den die Mehrzahl der Sprecher von diesen Möglichkeiten macht, vor allem ein Problem mangelnder oder ungenügender Bildung ist. Im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert war dies die bevorzugte Erklärung für den vorgefundenen Zustand und zugleich Begründung für Maßnahmen, um über ihn hinauszukommen. Bei uns beispielsweise sind nun die Bildungsschranken beseitigt, und der Muttsprachunterricht spielt im Bildungssystem eine beachtliche Rolle und hat außerdem eine konzeptionelle Basis, die auch im internationalen Vergleich nicht schlecht dasteht. Angesichts dieser Situation ergeben sich nun folgende Fragen: Bleibt auch unter diesen Bedingungen noch etwas von der erwähnten Diskrepanz bestehen? Haben Unterschiede im Verfügen über die Sprache ernstere Konsequenzen, oder kann man sie vernachlässigen? Wenn sie aber Konsequenzen haben, dann sollten diese die Begründungen liefern für unsere Orientierung auf eine bestimmte anzustrebende oder zu bevorzugende Art zu kommunizieren. Alle Bemühungen um die Hebung der Sprachkultur sollten irgendwie auf solche Konsequenzen aus Unterschieden im sprachlichen Vermögen Bezug nehmen.

Unterschiede in der Art und im Niveau, sich sprachlich mitzuteilen, bestehen tatsächlich fort, wobei bis jetzt allerdings keineswegs immer klar ist, wodurch die Unterschiede im einzelnen bedingt sind und welche Konsequenzen sie wirklich haben. Es bleiben u.a. auch Unterschiede in bezug auf die Beherrschung des Standards. Natürlich kann man heute nicht mehr sagen, daß es eine nennenswerte Zahl von Sprechern gibt, für die der Standard etwas absolut Fremdes ist. Es gibt aber doch nicht selten Schwierigkeiten im Umgehen mit der einen oder anderen Art von standardsprachlichen Texten (eine Erscheinung, die heute in einer ganzen Reihe von Ländern die Aufmerksamkeit auf sich zieht, nicht unbedingt, weil sie neu ist, eher wohl, weil sie bestimmten Erwartungen nicht ganz entspricht). Das ist an der Textproduktion gewissermaßen wahrnehmbar, dürfte aber auch die Textrezeption in einem nicht sehr viel geringeren Maße betreffen. Die Hauptursache dürfte darin liegen, daß für den entsprechenden Umgang mit Texten kommunikative Erfahrungen erforderlich sind, die entweder nicht spontan erworben werden oder aber relativ spät und nur unter bestimmten, nicht allen Sprechern in gleicher Weise zugänglichen Bedingungen. Welcher Art sind diese kommunikativen Erfahrungen aber? Welche Bedeutung haben sie für das Individuum? Geht es nur um eine geringere oder größere Geübtheit in Normen, die sich von der Alltagskommunikation etwas entfernt haben? Das allein würde unsere Orientierung auf die Überwindung der hier offenbar vorhandenen Unterschiede im Verfügen über Sprache noch nicht überzeugend begründen. Ein beträchtlicher Teil der für die Notwendigkeit des Standards gegebenen Begründungen kann in der Tat kaum als ausreichend angesehen werden. Häufig wird erklärt, daß der Standard das gesamtgesellschaftliche Kommunikationsmittel ist, so daß die Verständigung jedenfalls auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene die Beherrschung des Standards voraussetze. In einem direkten Sinn ist das sicher nicht richtig. Verständigung verlangt sehr viel weniger als den Standard. Im Alltagsbewußtsein vieler Sprecher spielt der "unschöne Klang" nicht-standardsprachlicher Formen eine gewisse Rolle als Anreiz für das Streben zum Standard. Von der Subjektivität dieser Begründungsdimension zeugt, daß sie teilweise auch umgekehrt werden kann und umgekehrt worden ist. Andere Begründungen verweisen einfach auf Traditionen und Erwartungen. Am ehesten in die richtige Richtung weist noch, wenn man im Standard die am weitesten entwickelte Sprachform sieht. Das aber wäre im einzelnen zu explizieren. So sagt es noch nicht viel. Es ist sicher auch nicht richtig, daß der Standard j e d e r kommunikativen Aufgabe gewachsen ist, die Umgangssprache etwa dagegen nicht. Hier besteht vielmehr ein Überlappungsverhältnis, wobei der Standard sicher den größeren Bereich kommunikativer Aufgaben abdeckt.

Das wichtigste Argument für die Orientierung auf den Standard muß m.E. dies sein: Auf Grund seiner engen Bindung an die Schriftlichkeit ist der Standard die Hauptform, in der gesellschaftliches Wissen fixiert ist. Mit dem Zugang zum Standard bekommen die Menschen Zugang zum gesellschaftlichen Wissen. Das darf man nun aber nicht vorrangig als ein Problem des lexikalischen Verfügbarmachens von Wissen sehen. Dazu gehören in einem sehr viel fundamentaleren Sinn sprachliche Verfahren des Fixierens und Präsentierens von gesellschaftlichem Wissen, die nicht auf die Schriftlichkeit beschränkt bleiben, sondern einen großen Teil auch der mündlichen Kommunikation zunehmend prägen.⁶

Wenn dies das Hauptargument für die Orientierung auf den Standard ist, fragt sich natürlich, ob es dann nicht übertrieben ist, auf die Einhaltung grammatischer Normen ein so großes Gewicht zu legen, und ob es nicht angebrachter wäre, beispielsweise Textnormen eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Das ist bis zu einem gewissen Grade sicher richtig. In der Tat ist Sprachkultur meist nur als ein Problem von Formen gesehen worden, weniger als eins von Verfahren oder Organisationsprinzipien. Andererseits ist natürlich nicht zu übersehen, daß Formen eine Signalfunktion haben können, also über den Grad des Verfügens über Sprache Auskunft geben können und infolgedessen auch mit Erwartungen und entsprechenden Werturteilen verbunden werden können.

Was die kommunikative Leistungsfähigkeit einer bestimmten Sprachform – Standard, Umgangssprache, Dialekt – ausmacht, ist einstweilen relativ offen. Für die Begründung sprachkultureller Orientierungen sind solche Aussagen jedoch notwendig. Hier ergeben sich zahlreiche linguistische Aufgaben. Ein zentraler Punkt scheint mir die weitere Klärung des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit zu sein.

IV.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß ein wichtiger Bezugspunkt für Sprachkultur auf jeden Fall die Normen des Standards sind. Dabei ist die Hervorhebung des Standards eine praktisch bedingte Einschränkung. Streng genommen, könnten auch die Normen anderer Existenzformen der Sprache Bezugspunkte von Sprachkultur sein. Auch ein umgangssprachlicher oder dialektaler Text könnten unter dem Gesichtspunkt einer jeweils spezifischen sprachkulturellen Leistung betrachtet und entsprechend beurteilt werden. Voraussetzung ist wohl nur, daß die Einhaltung der jeweiligen Normen positiv bewertet wird und daß sie nicht jedem Sprecher in gleicher Weise oder ohne besondere Mühe möglich ist. Der Unterschied liegt im Gewicht des gesellschaftlichen Interesses an der Einhaltung der betreffenden

Normen. (Rein theoretisch sind aber natürlich auch Bedingungen denkbar, unter denen Gesellschaften ein besonders gewichtiges Interesse daran entwickeln könnten, daß alle ihre Mitglieder nicht-standardsprachliche Formen möglichst perfekt gebrauchen).

Bezugspunkt für Sprachkultur ist jedoch nicht nur die Einhaltung von Normen in dem verbreiteten, relativ engen Sinn. Seit der Antike ist es üblich, die Forderung nach der Richtigkeit durch die nach der Schönheit der Darstellung zu erweitern. Die Fähigkeit zum Hervorbringen richtiger Texte müsse ergänzt werden durch eine besondere Meisterschaft im Umgehen mit der Sprache, die den entstehenden Texten Eigenschaften wie Klarheit, Verständlichkeit, Wohlklang, kompositorische Harmonie u.ä. verleiht. Solche "Zusatzbedingungen" können, wenn sie zu eng gesehen oder überbetont werden, dazu führen, daß Sprachkultur im Grunde nur noch eine Eigenschaft künstlerischer Texte sein kann. Andererseits ist natürlich nicht zu bestreiten, daß es viele Texte gibt, für die es unangemessen wäre, eine "Schönheit der Darstellung" zu verlangen. Auf die Erweiterung der Richtigkeit durch besondere Meisterschaft zu verzichten, wäre aber auch nicht ratsam; zumindest verlöre der Sprachkultur-Begriff sehr viel an Motivation und natürlich auch an Reiz, wollte man ihn auf die Einhaltung morphologischer, syntaktischer, orthographischer u.ä. Normen beschränken. Schließlich werden Texte und Sprachgebrauch ja auch noch durch mehr charakterisiert. Der angemessenste Weg, dieses Problem in unsere Betrachtungen zur Sprachkultur einzubeziehen, ist m.E. eine entsprechende Erweiterung und Differenzierung des Normbegriffs.

Neben den Normen, die in einem engeren Sinn die Laut-Bedeutungs-Zuordnung organisieren — man könnte sie *grammatische Normen* nennen —, gibt es solche, die den Bezug von Äußerungen auf Situationen und kommunikative Aufgaben organisieren und die eher für die Sinnzuordnung wesentlich sind. Man könnte sie etwa *kommunikative Normen* nennen. In diesem Zusammenhang werden dann Begriffe wie Kreativität, Variabilität, Anschaulichkeit u.ä. wichtig. Man kann nicht sagen, daß solche Kriterien schon von ihrer Art her gegenüber der Richtigkeit zusätzlich, weniger verbindlich oder situativ beschränkt sind. Sie berühren andere Ebenen des Hervorbringens von Äußerungen, sind aber nicht weniger verbindlich, wenn man sie als bestimmte Momente in einem übergreifenden Prinzip der Präsentation von Information in kommunikativen Situationen versteht, nicht als absolute Werte. Nicht jede Situation verlangt Kreativität, Anschaulichkeit oder Variabilität. In dem Maße aber, in dem die Informationsdarbietung etwa verschiedene Arten der Wissensorganisation bei den an der Kommunikation Beteiligten zu berücksichtigen hat, können Verfahren der Konkretisierung oder der Subjek-

tivierung erforderlich werden. Der Begriff Sprachkultur bezieht sich dann auch auf das Niveau, auf dem von solchen kommunikativen Normen Gebrauch gemacht wird.

Dies führt uns zu einer – sicher noch etwas provisorischen – Zusammenfassung:

Sprachkultur gründet sich auf Systeme von Normen, die in einer Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit zur Lösung kommunikativer Aufgaben zur Verfügung stehen.⁷ Insofern ist Sprachkultur am Niveau des Umgangs mit solchen Normen zu beurteilen. ("Umgang" – statt "Einhaltung" – soll darauf hindeuten, daß auch Normenübertretungen und Normenveränderungen möglich sein müssen). Zu einem gesellschaftlichen Problem wird Sprachkultur im Ergebnis sozial bedingter Unterschiede im Zugang zur Normenaneignung. Entsprechende Aufgaben orientieren sich dann daran, den Zugang insbesondere von sozialen Beschränkungen freizumachen. Der linguistische Teil dieser Aufgabe besteht darin, erforderliche Grundlagen und Absicherungen bereitzustellen. Diese reichen von der Grundlagenforschung über Handbücher bis zur Förderung des allgemeinen Sprachbewußtseins in einer Gesellschaft. Und damit können sie – letzten Endes und hoffentlich – auch zu einem vermehrten Reflektieren über Sprache beitragen, das seinerseits auf die Art und Weise zurückzuwirken vermag, in der die Individuen von der Sprache Gebrauch machen.

Anmerkungen

- 1 Über die tschechoslowakischen Quellen und ihre Weiterentwicklungen geben die beiden Bände "Grundlagen der Sprachkultur" recht gute Auskunft. Zu den bereits in den 20er Jahren einsetzenden sowjetischen Bemühungen um die Sprachkultur fehlt bisher leider eine deutschsprachige Zusammenstellung oder Darstellung.
- 2 Zur Kritik eines nur weiten Kulturbegriffs vgl. auch Warneken 1981.
- 3 Zum Begriff der Norm vgl. Hartung 1977.
- 4 Vgl. etwa Hartung/Schönfeld 1981.
- 5 Angesichts zahlreicher Mißverständnisse und unnötiger Diskussionen, die Begriffe wie "Hochsprache", "Gemeinsprache" oder "Literatursprache" immer wieder auslösen, bevorzuge ich heute "Standard(sprache)".
- 6 Vgl. zu diesem Problem in jüngster Zeit auch Schlieben-Lange 1983.
- 7 Die teilweise kritische Reaktion von Tagungsteilnehmern und -beobachtern auf die ausdrückliche Bindung von Sprachkultur an zugrundegelegende Normen war insofern zu erwarten, als die Überbewertung eines allzu eng verstandenen Normbegriffs ja eine der uns von früheren Sprachpflegern und -hütern hinterlassenen und offenbar noch nicht überall in gleicher Weise abgetragenen

Hypothesen ist. Ein ausreichender Grad von Normenbeherrschung ist nun einmal für jedes soziale Verhalten vorauszusetzen, und erst recht für ein entwickeltes und anspruchsvolles. Deshalb gründeten wir unser Herangehen — nach anfänglich sehr ähnlichen, von Mißtrauen gegenüber jeglicher Norm geprägten Diskussionen — auf eine Erweiterung des Normbegriffs. Selbstverständlich um auf diese Art überkommene Maximen zu relativieren und zu differenzieren und letztlich gerade in diesem Bereich einen stärker reflektierten Sprachgebrauch zu erleichtern. Insofern sehe ich überhaupt keinen Gegensatz etwa zwischen Wimmers (1984) Auffassung und meiner eigenen. Allerdings stellt sich die Fähigkeit zum Reflektieren vielleicht nicht nur spontan ein. Sie muß auch angeregt, gefördert und mit Orientierungen und Wertmaßstäben versehen werden. Oder allgemeiner gesagt: Reflektieren, auch in Wimmers Sinn, wird erst dann möglich, wenn kommunikative Erfahrung verallgemeinert und auf Inhalte eines öffentlichen oder jedenfalls überindividuellen Bewußtseins bezogen wird. Und das geht wohl nicht ganz ohne Sprachkultur "von oben". (Andernfalls bekäme "Sprachkultur" einen ganz anderen und sicher sehr engen, wenn nicht elitären Inhalt: man hat sie, oder man hat sie nicht). Das Anregen, Fördern und Orientieren sollte — das jedenfalls ist unsere Position — in einer vernünftigen, wissenschaftlich begründeten und toleranten Weise erfolgen, mitgetragen von einer Linguistik, die all das bedenkt und einbringt, was sie sich in den letzten Jahrzehnten an Einsichten erarbeitet hat. Gerade deshalb ist die Bezugnahme auf erste oder zweite Schritte in der Verwirklichung von Sprachkultur nicht einfach als das alternative Beziehen von konservativen oder progressiven Positionen interpretierbar; für konservativ hielte ich in diesem Zusammenhang eher eine Linguistik, die ihre eigenen Einsichten nicht (mehr) wahrhaben will.

Literatur

- Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Hrsg. von J. Scharnhorst und E. Ising. Teil 1: 1976, Teil 2: 1982. Berlin.
- Hartung, W. (1977): Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation, Berlin, S. 9-69.
- Hartung, W./Schönfeld, H. u.a. (1981): Kommunikation und Sprachvariation. Berlin.
- Schlieben-Lange, B. (1983): Traditionen des Sprechens. Stuttgart.
- Warneken, B.J. (1981): Neuer Kulturbegriff und alternative Kulturpraxis. Über das Bedeutungsspektrum einer "nicht-affirmativen" Kulturauffassung. In: J. Held (Hrsg.), Kunst und Alltagskultur, Köln, S. 13-24.
- Wimmer, R. (1984): Sprachkultivierung durch Sprachkritik: Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch. — In: Institut für deutsche Sprache Mannheim, Mitteilungen 10, "Aspekte der Sprachkultur", S. 7-28.

Sprachkultur und Institutionen

GERHARD STICKEL

Vorbemerkungen über "Sprachkultur und Institutionen"

Zu den Aspekten des vieldeutigen Ausdrucks *Sprachkultur* gehört die Betrachtung von Voraussetzungen und Zielen, die Institutionen mit ihren auf Sprache und Sprachgebrauch gerichteten Aktivitäten verbinden. Neben den Einrichtungen des Bildungswesens gehören hierher vor allem die Institutionen, die Sprache nicht nur als Teil gesellschaftlicher Kultur insgesamt, als Medium aller sozialen und individuellen Verhaltensweisen und Handlungsformen untersuchen und beschreiben, die es sich vielmehr zur Aufgabe gemacht haben, auf den Sprachgebrauch der Gesellschaft kultivierend einzuwirken: durch Normsetzungen, Gebrauchsempfehlungen, Sprach(gebrauchs)kritik oder auch durch die Förderung von beispielgebendem Reden und Schreiben.

Das Institut für deutsche Sprache hat sich in seiner zwanzigjährigen Geschichte nur hin und wieder mit Fragen der sprachkultivierenden Wirkungen seiner Arbeiten befaßt. Nach seinem generellen Forschungsauftrag kam und kommt ihm in erster Linie die Aufgabe zu, in Zusammenarbeit mit Sprachwissenschaftlern an den Hochschulen durch die Beobachtung und Beschreibung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs Wissen über die lexikalischen Einheiten und grammatischen Strukturen des Deutschen, einschließlich der situativen und sozialen Bedingungen sprachlicher Äußerungen, verfügbar zu machen. Da verantwortliche Wissenschaft sich immer wieder auch mit der Frage der Wirkungen ihrer Ergebnisse auseinandersetzen sollte, nutzte das Institut seine 'Jubiläumstagung', um in einer gesonderten Sektion "Sprache und Institutionen" die Erfahrungen und Meinungen der Vertreter von drei Einrichtungen näher kennenzulernen, die mit dem erklärten Ziel gegründet wurden, zur Kultivierung des Deutschen beizutragen.

Das Thema "Sprachkultur und Institutionen" wurde bewußt neutral formuliert. Das *und* zwischen den beiden thematischen Größen erlaubt es, die Beziehungen zwischen Sprachkultur und Institutionen verschiedenartig zu deuten und etwa als Sprachkultur *durch, wegen, in, von* oder *mit* Institutionen näher zu bestimmen. Denkbar wären auch Betrachtungen über Sprachkultur *ohne, trotz* oder *gegen* Institutionen. Mit dem *und* wurde der allgemeinste Beziehungsausdruck des Deutschen

gewählt, um die Referenten nicht von vornherein auf eine bestimmte wertende Sichtweise festzulegen, ihnen vielmehr die Möglichkeit zu geben, ihre Beziehungen zur Sprachkultur aus der Sicht der Institutionen, für die sie sprachen, zu spezifizieren.

Daß auch nur einer der drei Kollegen diese Beziehung prinzipiell negativ bewerten würde, war ohnehin unwahrscheinlich. Eine Institution, die ihre sprachbezogenen Aktivitäten unabhängig von den verschiedenen Aspekten von Sprachkultur sieht, ist nun einmal schwer vorstellbar. Jeder Linguist weiß inzwischen, daß die Maxime des frühen amerikanischen Strukturalismus "Leave your language alone!" auch in der beschreibenden Sprachwissenschaft zu Aporien führt, die sich allenfalls durch den Verzicht, Forschungsergebnisse zu veröffentlichen, letztlich den Verzicht, überhaupt zu sprechen und zu schreiben, vermeiden ließen. Verschiedene Auffassungen kann es nur von der Notwendigkeit, den Zielen und Folgen individueller und institutioneller Sprachkritik, Normsetzung und Normanwendung geben, die auf das Sprachverhalten unmittelbar gerichtet sind und nicht wie 'reine' Sprachbeschreibung lediglich mittelbar zur Stabilisierung oder Veränderung einer Sprache beitragen.

Einrichtungen, die sich nach dem jeweiligen Verständnis von Sprache und ihren Funktionen die Kultivierung des Deutschen zur Aufgabe gemacht haben, gibt es im deutschen Sprachgebiet bekanntlich seit dem 17. Jahrhundert, als nach dem Vorbild der Florentiner Accademia della Crusca und dann der französischen Académie zunächst kleinere Sprachgesellschaften, -genossenschaften und -orden entstanden und schließlich die verschiedenen staatlich geförderten, gelegentlich auch von der Obrigkeit behinderten Wissenschaftlichen Akademien mit ihren philosophisch-literarischen oder philologischen Klassen. Die Bedeutung dieser Gesellschaften und Akademien für die Entwicklung der überregionalen Standardsprache, der "Hauptsprache" (s. Justus Georg Schottel(ius), "Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache", 1663), besonders für die Lexik des Deutschen, ist in vielen Einzelheiten bekannt und beschrieben. Die Auswirkungen, welche die Bemühungen der Sprachvereine im 19. Jahrhundert und zu Beginn dieses Jahrhunderts auf den deutschen Wortschatz hatten, sind heute unter anderem an den Texten der Verwaltung und des Rechtswesens zu erkennen.

Für die Gegenwart gilt aber weiterhin, daß es im deutschen Sprachgebiet keine Einrichtung gibt, die nicht nur nach Anspruch oder Auftrag, sondern aufgrund tatsächlicher Arbeitsmöglichkeiten umfassende Aufgaben der Kultivierung der deutschen Sprache insgesamt hat, so wie sie etwa von der Académie Française mit den von ihr abhängigen Einrichtungen für das Französische wahrgenommen werden. Man mag dies für einen

großen Mangel halten und die dafür verantwortliche politische Situation in Mitteleuropa oder auch das schwach ausgeprägte Sprachbewußtsein der staatlichen Organe in den deutschsprachigen Ländern beklagen. Es gibt andererseits kluge Franzosen, die nicht alle Entscheidungen ihrer Académie für weise halten und die Folgen der akademischen Normsetzungen nicht immer als Gewinn für die französische Sprache betrachten. Ob eine "Bundesanstalt für deutsche Sprache" weisere Entscheidungen treffen würde, ist sehr zweifelhaft. Eine solche Sprachbehörde wird zur Zeit glücklicherweise ebensowenig erwogen wie ein Sprachreinigungsgesetz, wie es seit einigen Jahren einmal wieder von Organisationen wie der "Gesellschaft für Kultur, Sitten und Sprache" (Düsseldorf) gefordert wird.

Die folgenden Beiträge sollen dazu dienen, ein deutlicheres Bild von drei Institutionen in der Bundesrepublik zu vermitteln, die schon seit längerer Zeit zur Kultur, zur Kultivierung des Deutschen beitragen:

- die Duden-Redaktion des Bibliographischen Instituts (Mannheim)
- die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt)
- die Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden).

Sollten diese Kurzreferate von Günther Drosdowski, Hans-Martin Gauger und Otto Nüssler den Eindruck einer sinnvollen Arbeitsteilung vermitteln, die auch erkenntnisfördernden Wettbewerb in einzelnen Überschneidungsbereichen nicht ausschließt, so wäre dies auf jeden Fall ein Gewinn.

Im Institut für deutsche Sprache haben die Beiträge der drei Kollegen zusammen mit den anderen Referaten der Tagung die Diskussion über die Anwendungsorientierung der eigenen Forschungsarbeiten belebt. Die ohnehin naheliegende Einsicht, daß auch die Vermittlung von Ergebnissen sprachwissenschaftlicher Forschung sprachliches Handeln ist, dessen Folgen über die unmittelbaren Adressaten innerhalb der engeren Fachöffentlichkeit hinaus zu bedenken sind, hat sich dabei verstärkt. Diese Diskussion dauert an.

Die Dudenredaktion

“Das ‘Bibliographische Institut’ in Mannheim ist ein als Aktiengesellschaft organisierter Verlag, der u.a. den Großen Duden und verschiedene Publikationsreihen herausgibt. Der Arbeitsbereich der Dudenredaktion umfaßt sowohl Datensammlung und Beschreibung als auch Bewertung und sprachlenkende Handlungsanweisung. Die wesentliche Maßnahme zur Durchsetzung der Sprachlenkung ist im Falle der Duden-Bände der Akt ihrer Veröffentlichung. Die Regelungen wirken dank der faktischen Monopolstellung des Dudens und seiner Omnipräsenz im Ausbildungsbereich, in den Massenmedien, im Druck- und Verlagswesen und bei allen schreibenden Berufen für die öffentliche und öffentlichkeitsnahe Sprache normativ, obwohl sie meist als Empfehlung formuliert wird.”

Dieses mit wenigen Strichen gezeichnete Bild der Dudenredaktion verdanken Sie Walther Dieckmann. Sie finden es in seinem Beitrag “Sprachlenkung/Sprachkritik”, der im “Lexikon der germanistischen Linguistik” (2. Aufl. Tübingen 1980, S. 512) nachzulesen ist. Ich werde diesem Bild der Dudenredaktion “von außen” ein Bild der Dudenredaktion “von innen” nicht entgegenstellen, sondern ergänzend zur Seite stellen, und auch ich werde mich dabei auf einige heraushebende Striche beschränken:

Die Dudenredaktion ist die germanistisch-sprachwissenschaftliche Abteilung im Verlag Bibliographisches Institut in Mannheim. Das Bibliographische Institut ist ein Privatverlag — ich betone das noch einmal mit Nachdruck, weil im In- und Ausland die Ansicht weit verbreitet ist, daß der Verlag, in dem der Duden mit der amtlichen Rechtschreibung erscheint, ein Staatsverlag oder aber ein staatlich subventionierter Verlag sei. Das ist keineswegs der Fall. Der Staat hat 1901 amtliche Regeln für die Rechtschreibung erlassen — es war übrigens das erste und einzige Mal, daß offiziell in die deutsche Sprache eingegriffen worden ist —, der Staat hat aber keine Stelle geschaffen, die die Schreibweise der Wörter nach den amtlichen Regeln festlegt. Im Prinzip hat also jeder die Möglichkeit, eine Rechtschreibung der deutschen Sprache zu verfassen, und der Duden ist auch keineswegs das einzige orthographische Wörterbuch, es gibt eine stattliche Reihe davon.

Die Verbindung zwischen dem von Joseph Meyer 1826 gegründeten “Bibliographischen Institut” und Duden rührt daher, daß Konrad Duden 1880 — damals königlicher Gymnasialdirektor in Bad Hersfeld — im Bibliographischen Institut in Leipzig sein “Vollständiges orthographisches Wörterbuch” herausbrachte, das Buch, das — wie Sie wissen — auf

der Grundlage der preußischen Schulorthographie die Einheitsschreibung im deutschen Sprachraum herbeiführte. Für die Neubearbeitung dieses "Orthographischen Wörterbuchs" nach den Beschlüssen der staatlichen Rechtschreibkonferenz von 1901 setzte das Bibliographische Institut zur Unterstützung Konrad Duden im eigenen Haus Redakteure ein und schuf damit die Keimzelle der Dudenredaktion.

Der eigentliche Aufbau der Dudenredaktion begann unter der externen Leitung von Otto Basler in den 30er Jahren im Zusammenhang mit dem Bestreben des Verlages, weitere Nachschlagewerke über die deutsche Gegenwartssprache herauszubringen. Der Verlag schlug damit einen Weg ein, den Konrad Duden selbst mit seinen Neubearbeitungen der "Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik" von Bauer und der "Etymologie der neuhochdeutschen Sprache" von Bauer-Formmann bereits vorgezeichnet hatte. Otto Basler schuf die Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit der Dudenredaktion. Er ließ systematisch Belege aus dem Schrifttum der Gegenwartssprache sammeln und sorgte für den Aufbau einer sprachwissenschaftlichen Bibliothek. Außerdem stellte er den Kontakt zur Sprachgemeinschaft her, indem er eine Sprachberatungsstelle einrichtete. Der Neuaufbau der Dudenredaktion nach 1945 in Mannheim fand unter der Leitung von Paul Grebe statt. Er organisierte vor allem die Zusammenarbeit mit der germanistischen Forschung und baute die Dudenredaktion zu einer germanistisch-sprachwissenschaftlichen Arbeitsstelle aus.

In der Dudenredaktion arbeiten im allgemeinen fünfzehn bis zwanzig wissenschaftliche Mitarbeiter. Zu diesen festangestellten Mitarbeitern kommen als freie Mitarbeiter acht bis zehn Exzerptoren. Sie bauen nach den Anweisungen der Dudenredaktion die Sprachkartei auf, indem sie Textausschnitte auf Karteikarten übertragen. In Österreich und in der Schweiz gibt es Dudenausschüsse, die die besonderen Ausprägungen der deutschen Standardsprache, vor allem den spezifischen Wortschatz, in diesen Gebieten erfassen. Die Ergebnisse ihrer Arbeit leiten die Ausschüsse der Dudenredaktion zu, die sie in die Grammatik und in die verschiedenen Wörterbücher einarbeitet.

Die Dudenredaktion arbeitet außerdem mit einer Reihe von Ausschüssen, Arbeitsstellen und Instituten zusammen, die sich gleichfalls mit der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen, z.B. mit dem Institut für deutsche Sprache vor allem über die "Kommission für Rechtschreibfragen" und die "Kommission für Sprachentwicklung" oder mit dem "Ständigen Ausschuß für Geographische Namen" (StAGN), der die Schreibung geographischer Namen festlegt und die Namenformen ermittelt, die heute im mündlichen und schriftlichen Gebrauch in der Bundesrepublik ver-

wendet werden sollen. Ferner arbeitet die Dudenredaktion im Ausschuß "Sprache und Technik" des Vereins Deutscher Ingenieure (VDI) mit. In diesem Ausschuß werden für den Ingenieur und Techniker Richtlinien für den Umgang mit der Sprache erarbeitet. So ist es z.B. wichtig, den Ingenieuren und Technikern die Wortbildungsmöglichkeiten unserer Sprache aufzuzeigen, damit sie Arbeitsvorgänge, Geräte und Produkte benennen können. Auch im DIN, dem Deutschen Institut für Normung, ist die Dudenredaktion vertreten und arbeitet in mehreren Ausschüssen an der Normung mit. Eine Reihe wichtiger Normblätter ist unter Mitwirkung der Dudenredaktion erstellt worden, z.B. die Regeln für Maschinenschreiben, die Regeln für das alphabetische Ordnen, das Normblatt über Begriffe und Benennungen und die Grundsätze für die Ausarbeitung von Fachwörterbüchern.

Die Dudenredaktion hat die Aufgabe, Nachschlagewerke über die deutsche Sprache zu erarbeiten und die bereits erarbeiteten ständig auf dem neuesten Stand zu halten. Um diese Aufgabe zu erfüllen, führt sie Untersuchungen zu den historischen und strukturellen Gesetzmäßigkeiten der deutschen Sprache — als Vorlaufsforschung zu einzelnen Projekten und generell — durch und beschäftigt sich grundsätzlich mit Fragen der Kodifikation der deutschen Sprache.

Für ihre Arbeit hat sich die Dudenredaktion zwei Grundlagen geschaffen: Die eine ist die Sprachkartei mit mehr als drei Millionen Belegen aus dem Schrifttum der Gegenwart. Diese Sprachkartei ist so angelegt, daß sie eine Dokumentation der deutschen Gegenwartssprache in ihrer ganzen Vielschichtigkeit ermöglicht. An Hand der Belege kann die Dudenredaktion den Wortschatz systematisch erfassen und darstellen, darüber hinaus den Bewegungen im Wortschatz nachgehen und sich ein Bild von der Produktivität der deutschen Sprache und vom Einfluß anderer Sprachen auf das Deutsche machen. Sie kann mit Hilfe der Sprachkartei außerdem Untersuchungen zum Sprachgebrauch und zu Veränderungen im grammatischen Bau durchführen und kodifizierte Normen überprüfen.

Die zweite Grundlage für die Arbeit der Dudenredaktion ist das Material der Sprachberatungsstelle. Die Sprachberatungsstelle erhält jährlich etwa achttausend bis zehntausend Anfragen, die von einfachen Fragen zur Schreibung und Aussprache über grammatische und semantische Fragen bis zu komplizierten linguistischen Fragestellungen reichen: Ein Betrieb, der einen Mitarbeiter ehren will, fragt z.B. an, ob es "für 25 Jahre treue Mitarbeit" (appositionelles Verhältnis) oder "für 25 Jahre treuer Mitarbeit" (Genitivus partitivus) heißen muß. Ein Schüler, der in seinem Aufsatz geschrieben hat "Mein Fahrrad war kaputt", beschwert sich über seinen Lehrer, der ihm *kaputt* als gossensprachlich angestrichen hat.

Rechtsanwälte möchten für die Verteidigung ihrer Mandanten wissen, ob *Bulle* ein abwertender oder verächtlicher Ausdruck für *Polizist* sei. Alle Anfragen bei der Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion werden aber nicht nur im Rahmen der praktischen Sprachpflege beantwortet, sondern auch gesammelt, nach verschiedenen Gesichtspunkten verschlüsselt und für die Arbeit der Dudenredaktion ausgewertet. Aus den Anfragen gewinnt die Dudenredaktion auch Aufschlüsse über diejenigen Bereiche der deutschen Gegenwartssprache, die nicht fest gefügt sind und in denen die Sprache im Wandel begriffen ist, und kann dort dann gezielt Untersuchungen ansetzen.

Wer den Wortschatz der deutschen Sprache dokumentiert, wer die Aufgabe hat, Wörterbücher zu schreiben, der kommt nicht umhin, sich mit Fragen der Norm zu beschäftigen, der wird – selbst wenn er es nicht will – sprachlenkend tätig. Ich sehe hier einmal bewußt von den orthographischen Fixierungen, Ausspracheangaben und anderen Angaben im Wörterbuch ab, die normativ gedacht sind oder jedenfalls normierend wirken. Schon allein die Erfassung des Wortschatzes, speziell die Behandlung der Neologismen, ist eine Frage der Norm, wenn auch bei uns nicht eine so hochdramatische wie beim "Dictionnaire de l'Académie" in Frankreich. Soll eine im politischen Tagesgeschehen gebildete Zusammensetzung wie *Verweigerungskoalition* registriert werden, sollen Bildungen der Werbesprache wie *kentersicher* (von Booten) oder *knitterarm* (von Textilien) aufgenommen werden? Was ist gar mit den leichtverderblichen Wörtern der Jugendsprache, sollen auch Verstärkungsbildungen wie *affengeil* oder *saustark* und Kommentarwörter wie *ätz*, *heul*, *würg* in das Wörterbuch Eingang finden?

Die Dudenredaktion urteilt in dieser Hinsicht weitaus differenzierter als die naiven Sprachpfleger, die meist unter dem Banner "Kampf dem Wörterbäckerdeutsch" gegen alles, was in der Sprache neu ist, zu Felde ziehen, Bildungen wie etwa *Ellbogengesellschaft*, *familienfeindlich*, *bezuschussen*, *verunklaren* nach individuellem Geschmack als unschön oder gedankenlos anprangern oder aber gegen die Aufnahme von *unverzichtbar* in den Duden Sturm laufen, obwohl diese Bildung schon im 19. Jahrhundert im Gebrauch war, als Adjektive mit *-bar* in passivisch-modaler Bedeutung auch noch zu intransitiven Verben gebildet werden konnten.

Auch aus der Flut der Entlehnungen kann derjenige, der den Wortschatz der Gegenwartssprache kodifiziert, heute nur noch sprachkritisch auswählen – das wird jedem einsichtig, der deutsche Zeitungen und Zeitschriften liest und dort täglich auf neue Entlehnungen wie *canceln*, *floaten*, *powern*, *big*, *free*, *cheek to cheek*, *Mobster* stößt. Wenn auch die

Klage über die Überfremdung der deutschen Sprache nicht uneingeschränkt berechtigt ist, da zahlreiche Fremdwörter zu bestimmten Fachsprachen gehören, also eigentlich Fachausdrücke sind, kann es doch keinen Zweifel daran geben, daß die Verständigung durch den gewaltigen Einbruch von Fremdwörtern angloamerikanischer Herkunft erheblich gestört wird.

Gemäß ihrem Auftrag, Nachschlagewerke über die deutsche Sprache zu schreiben, hat die Dudenredaktion natürlich die Aufgabe, auch das Fremdwortgut möglichst vollständig zu erfassen und den Benutzern zugänglich zu machen – zumal gerade bei Fremdwörtern das Fragebedürfnis (Schreibung, Aussprache, Bedeutung) besonders groß ist. Indem sich die Dudenredaktion für die Aufnahme eines Wortes in den Duden entscheidet, fällt sie den Richterspruch, daß diesem Wort ein fester Platz in der deutschen Sprache zukommt. Ohne es zu wollen, trägt sie dazu bei, daß ein Wort, das sich vielleicht nur langsam oder überhaupt nicht durchgesetzt hätte, in den allgemeinen Sprachgebrauch übergeht. Die Dudenredaktion versucht zwar nicht nur ihrer Verantwortung gegenüber dem Benutzer, sondern auch gegenüber der Sprache gerecht zu werden, indem sie viele englische Wörter, mit denen sich vor allem Journalisten, Moderatoren, Politiker zu profilieren oder herauszuputzen versuchen, nicht registriert – sie bewirkt damit aber m.E. viel zu wenig.

Die ungeheure Flut von Anglizismen und Amerikanismen stellt heute ohne Frage ein Problem für unsere Sprache dar, ein Problem, das man bestimmt nicht mit dem Hinweis beiseite schieben kann, daß dann das Deutsche eben wie im Mittelalter das Englische eine Mischsprache wird und dann auch Chancen hat, eine Weltsprache zu werden! Vor allem im Bereich der inneren Entlehnung haben die Nachahmungen und Übernahmen ein Ausmaß erreicht, daß die Kommunikation erheblich beeinträchtigt wird (*vitale Interessen* statt *lebenswichtige Interessen*; *das macht keinen Sinn* statt *das gibt/ergibt keinen Sinn*; *in 1945* statt *im Jahre 1945* oder nur *1945*). Ich bedauere sehr, daß eine Sprachgesellschaft wie die Gesellschaft für deutsche Sprache nichts in dieser Hinsicht unternimmt und sich aus Angst, der Deutschtümelei geziehen zu werden, bedeckt hält.

Was für die Lexikographie gilt, das trifft selbstverständlich auch für die Grammatikschreibung zu. Jede Grammatik, selbst wenn sie Varianten nicht ausschließt und auf die Klärung von Normunsicherheiten verzichtet, hat auch normierende Wirkung, weil jede Grammatikdarstellung auswählen, vereinfachen, abstrahieren muß, weil nicht alle implizit geltenden Regeln, die die Grammatik explizit zu machen hat, in vollem Umfang gelten und überall und immer im deutschen Sprachgebiet befolgt

werden. Dem Umstand, daß unsere Sprache kein in sich geschlossenes System ist, sondern nur ein systemähnliches Gebilde mit geschichtlichen, landschaftlichen und sozialen Varianten, versucht die Dudenredaktion durch eine differenzierte, der unterschiedlichen Systematizität entsprechende Darstellung und eine offene Norm gerecht zu werden. Sie beschreibt primär, sie führt die Breite des Üblichen vor, verschweigt nicht konkurrierende Wortformen und Verwendungsweisen, sondern erläutert sie, und sie achtet darauf, daß Sprachgebrauch und kodifizierte Norm nicht auseinanderklaffen. Die Dudenredaktion bleibt aber nicht bei der Deskription stehen, sondern klärt auch Normunsicherheiten — allerdings erst nach einer genauen Analyse der strukturellen und historischen Gesetzmäßigkeiten. Sie erfüllt hier die Aufgabe einer weiterentwickelten "kritischen Sprachwissenschaft", der sich die Sprachwissenschaftler seit dem Beginn unseres Jahrhunderts immer mehr entzogen haben — ich meine zu Unrecht und halte es für dringend notwendig, daß die theoretischen Grundlagen und Aufgaben einer von autoritären und apodiktischen Schlacken gereinigten "kritischen Sprachwissenschaft" in unserer Zeit neu bedacht werden.

Damit wir uns nicht mißverstehen: Auch ich träume wie die meisten Linguisten von einer Sprache, in der es — in den Worten Nietzsches — keine Richter gibt, die urteilen und verurteilen, sondern in der der schöpferische Mensch bestimmt. Ich weiß aber auch, daß das ein Wunschtraum ist, der sich nicht verwirklichen läßt, und daß der Weg zur sprachlichen Mündigkeit, zum souveränen Umgang mit Sprache und zur schöpferischen Sprachhaltung über die Erlernung und Kenntnis der Normen geht.

Werfen wir, um uns ein Bild dazu zu machen, was die Dudenredaktion für die Sprachkultur leistet, noch einmal einen Blick zurück: Das "Orthographische Wörterbuch" Konrad Dudens, das vor fast genau 100 Jahren in Leipzig erschien, stand noch ganz im Zeichen des Ringens um eine einheitliche deutsche Rechtschreibung. Seine einfachen, kahlen Wortlisten dienten ausschließlich dem Zweck, die Schreibung der Wörter festzulegen und einen übereinstimmenden Schreibgebrauch herbeizuführen. Es sollte, so kennzeichnete Konrad Duden seine Aufgabe, "Richtschnur für die amtlich geregelte Rechtschreibung sein".

Aus diesem rein orthographischen Wörterbuch, das auf 187 Seiten die Schreibweise von 27 000 Wörtern fixierte, entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte das Volkswörterbuch der deutschen Sprache, und im Abglanz der normierten Rechtschreibung bekamen auch alle anderen Festlegungen in diesem Wörterbuch und dann auch in anderen Dudenbänden autoritative Geltung — der Duden wurde zur obersten Sprachinstanz. Wollte man wissen, ob man *Fron* mit oder ohne *h* schreibt, ob es

gewinkt oder *gewunken* heißt, ob *wegen* den Genitiv oder Dativ regiert — Duden locutus est, causa finita est, der Duden sprach, und die Sache war erledigt!

Die Dudenredaktion sichert mit dem Duden also nicht nur die Einheitlichkeit der Rechtschreibung, sie trägt mit ihrer Arbeit auch ganz entscheidend dazu bei, die Standardsprache zu stabilisieren, die Zentrifugalkräfte in der Sprache zu bremsen und die Kontinuität der Sprache zu sichern — dies um so mehr, als Sprachakademien und Sprachgesellschaften in unserer Zeit an Bedeutung verloren haben. Die Dudenredaktion greift regulierend in das Sprachgeschehen ein, setzt sprachliche Normen und setzt sie mit Wörterbüchern und Grammatiken durch. Die Legitimation dazu leitet sie aus dem allgemein anerkannten Grundsatz ab, daß unsere Gesellschaft eine Sprache braucht, die über regionale, soziale, berufliche und andere Schranken hinweg verständlich ist, die in der Schule gelehrt und erlernt werden kann und die Politik, Kultur und Wissenschaft verlässlich vermittelt.

Der Duden wird heute allgemein als oberste Instanz in sprachlichen Dingen akzeptiert. Das schließt natürlich nicht aus, daß an der Arbeit der Dudenredaktion auch Kritik geübt wird. Allerdings ist das Lager der Kritiker gespalten: Die einen werfen der Dudenredaktion vor, zu unachgiebig zu sein, den lebendigen Fluß der deutschen Sprache bürokratisch einzuengen und zu viele Normen zu setzen — ich erinnere hier nur an die bitterbösen Worte Hermann Hesses, der den Duden einen "Popanz und Gott der eisernen Regeln und möglichst vollkommenen Normierung" nannte (nach R. Köster, *Diktatur des Dudens?* In: *Sprachpflege* 3, 1954, S. 25). Die anderen werfen dem Duden dagegen vor, daß er nicht streng genug an den alten Regeln festhalte und oft sogar "zwei Möglichkeiten zulasse", daß er zu nachgiebig und tolerant sei und vor der Sprachentwicklung kapituliere. Ich zitiere die "Frankfurter Allgemeine Zeitung" (9.7.1966): "Die Neigung sich anzupassen, hat in der Dudenredaktion zugenommen. Der Duden stellt sich nicht mehr. Er bietet den Unarten der Umgangssprache nicht mehr kühl die Stirn, er ist nicht mehr Reibfläche, sondern Sammelplatz und Tummelplatz für die losgelassenen Wörter, die sich in schlechter Gesellschaft herumgetrieben haben und nun, verformt, verunstaltet, Einlaß begehren, der ihnen genehmigt wird. Der Duden ist geduldig geworden, lieb. Ein guter Onkel mit Pilzkopfrisur, eine reizende Tante im Kleidchen von Courrèges ...". Und noch eine Stimme möchte ich Ihnen zu Gehör bringen, es ist die Stimme Wolf Schneiders. Ich zitiere aus seinem Buch "Deutsch für Profis" (Hamburg 1982, S. 12): "Nichts kann unser Sprachgefühl so beleidigen, als daß der Duden es nicht getreulich und kommentarlos wiedergäbe."

Während beim Skispringen immer noch Kampfrichter über die korrekte Haltung wachen (und durchaus nicht immer den zum Sieger erklären, der am weitesten gesprungen ist), hat die Dudenredaktion ohne Not ihr Richteramt gegen eine Registratur vertauscht."

Nun, wer die Arbeit der Dudenredaktion kennt, der weiß, daß diese sich gegenseitig aufhebenden Kritiken — wenn man nicht Einzelfälle im Auge hat — nicht zutreffend sind. Die Dudenredaktion hinkt nicht hinter der Sprachentwicklung her und konserviert nicht überholte Normen, sie eilt aber auch nicht der Sprachentwicklung voraus; sie bemüht sich, verantwortungsbewußt und mit dem rechten Augenmaß der Gesellschaft und der Sprache gerecht zu werden.

Sprache ist, wie Alan Gardiner es einmal ausgedrückt hat (*The Theory of Speech and Language*, Oxford ²1963, S. 62), eine Art Wissenschaft, die jeder Mensch unbewußt ausübt. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft besteht darin, das, was jeder Sprecher **u n b e w u ß t** ausübt, bewußt zu machen. Die Dudenredaktion erfüllt diese Aufgabe in Wörterbuch und Grammatik. Ihr wichtigster Beitrag zur Sprachkultur ist es, vernünftige Wörterbücher und Grammatiken zu schreiben und Wissen über Sprache in allgemeinverständlicher Form zu vermitteln.

Bericht über eine Akademie

Diejenigen, die etwas gegen sie haben, nennen sie die "Darmstädter Akademie". Sie selbst aber nennt sich "Deutsche Akademie"; "Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung". Daß Darmstadt ihr Sitz ist, ist in der Tat historische Kontingenz. Die Deutsche Akademie wird in diesem Jahr 35 Jahre alt. Ihr Alter ist also — dies wird kaum überraschen — erheblich geringer als das durchschnittliche Alter ihrer Mitglieder. Gegründet wurde die "Deutsche Akademie" — und hierin, natürlich, lag keine Kontingenz — am zweihundertsten Geburtstag Goethes: die Proklamation erfolgte am 28. August 1949, und sie erfolgte in der Paulskirche ... Zum Vergleich: das Vorbild aller Sprachakademien, die berühmte Florentiner "Accademia della Crusca", wurde 1582 gegründet. Die noch berühmtere "Académie française" gründete 1635, mit Hilfe einiger Intellektueller, der Kardinal Richelieu, der bekanntlich sehr wesentlich Politiker war und mit dieser Gründung denn auch — sehr wesentlich — politische Ziele verband. Es gehe darum, heißt es in den Statuten dieser Akademie, der Sprache "feste Regeln zu geben", "donner des règles certaines à notre langue et à la rendre pure, éloquente et capable de traiter les arts et les sciences". Noch prägnanter lautet das Motto der "Real Academia Española" aus dem 18. Jahrhundert: "sie reinigt, sie setzt fest, und sie gibt Glanz", "limpia, fija y da esplendor". Um es von vornherein klarzustellen: mit diesen Akademien will sich die "Deutsche Akademie" nicht nur nicht messen, sondern nicht einmal vergleichen. Freilich findet sich auch in ihrer Satzung der Passus: "Die Akademie setzt sich zum Ziel, das deutsche Schrifttum vor dem In- und Ausland zu vertreten und auf die pflegliche Behandlung der deutschen Sprache in Kunst und Wissenschaft, im öffentlichen und privaten Gebrauch hinzuwirken".

Der im vergangenen Jahr nach wahrhaft erfülltem Leben verstorbene Gerhard Storz hat die Gründung der "Deutschen Akademie" und ihre ersten Jahre in seinem "Lebensbericht" anschaulich geschildert (Zwischen Amt und Neigung, Stuttgart 1976). Der eigentliche Gründer war, wie Storz ausführt, der "ebenso rührige wie schweigsame Alleinländer" Oskar Jancke. Jancke war Schriftsteller und Sprachkritiker. Wäre es nach ihm gegangen, berichtet Storz, wäre "Sprachpflege" die wichtigste und ausschließliche Aufgabe der "Akademie" geworden. Die allerersten Sitzungen der "Akademie" scheinen lebhaft, ja laut gewesen zu sein;

Gerhard Storz: "der vermehrte Tonaufwand ... zog ganz von selbst, wie dies zu gehen pflegt, eine gewisse, allseitige Gereiztheit nach sich. Dem tatkräftigen Initiator Jancke fehlte es an Durchschlagskraft der Stimme, aber er sprach nicht nur zu leise, sondern auch mit einer gewissen eigenbrötlerischen Verstocktheit" (S. 107). Die "Akademie" brauchte einige Zeit, bis sie, unter den Präsidenten Rudolf Pechel, Bruno Snell, dann vor allem unter Hermann Kasack (ab 1953), zu sich selbst gelangte, oder bescheidener und also richtiger: zu dem, was sie heute ist.

Was ist die "Deutsche Akademie"? Zunächst: sie ist keine staatliche Einrichtung. Gleichwohl wird sie, neben privaten, aus öffentlichen Mitteln unterhalten. Sie zählt jetzt rund hundertfünfzig Mitglieder, wenn die korrespondierenden Mitglieder, also die, die im Ausland residieren, mitgezählt werden. Die Mitglieder sind Schriftsteller im engeren Sinn, Kritiker und Professoren. Unter den letzteren dominieren überwältigend die Literaturhistoriker. Ausgebildete, examinierte Sprachwissenschaftler sind unter den Mitgliedern (von mir selbst abgesehen) nur drei: Günther Drosdowski, Gustav Korlén und Harald Weinrich. So ist es nicht verwunderlich, daß in der "Akademie" insgesamt das Interesse mehr auf die Literatur gerichtet ist als auf die Sprache. Daß ferner die Mitglieder, vorsichtig ausgedrückt, nicht alle sehr jung sind, liegt in der Natur einer solchen Einrichtung, auch in der Natur der Natur (immerhin hat es seine Reize, einer Einrichtung anzugehören, in der man mit knapp fünfzig noch immer – beinahe – der Jüngste ist). Was tut die "Akademie"? Sehen wir einmal davon ab, daß sie – nach einem übrigens ziemlich komplizierten Verfahren – neue Mitglieder kooptiert, was ja bereits eine Arbeit ist, so sind es fünf Aufgaben, die sie sich stellt.

Erstens. Sie veranstaltet jährlich zwei öffentliche Tagungen – eine im Herbst, eine im Frühjahr – über literarische und sprachliche Themen mit Referenten entweder aus ihrer Mitte oder von außerhalb. Die Tagungen im Herbst finden immer in Darmstadt, die im Frühjahr an wechselnden Orten statt. Zweitens. Sie verleiht Preise: den Georg-Büchner-Preis, den Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay, den Johann-Heinrich-Voss-Preis für Übersetzung, den Friedrich-Gundolf-Preis für Germanistik im Ausland, den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa. Drittens. Sie publiziert unentdeckte, nicht ausreichend bekannte oder vergessene Schriften; neuerdings bringt sie zudem eine ganze Schriftenreihe zur Förderung zeitgenössischer Literatur heraus. Viertens. Sie stellt, seit 1964, regelmäßig Preisfragen, die sich auf Sprache oder Literatur beziehen. Es begann mit der Frage "Kann die Sprache die Gedanken verbergen?", die Harald Weinrich mit seiner längst klassischen "Linguistik der Lüge" beantwortete; die letzte Preisfrage "Spricht die

Jugend eine andere Sprache?" haben Uwe Pörksen und Heinz Weber erfolgreich beantwortet. Die neueste (noch nicht beantwortete) lautet: "Soll man Dichtung auswendig lernen?" Fünftens: Sie führt Projekte durch. Hier ist zu nennen das – unmittelbar den Gegenstand unserer Tagung betreffende – sogenannte "Sprachnormenprojekt", das unter der Leitung einer von Harald Weinrich geführten Kommission Schriftsteller, Journalisten und Sprachwissenschaftler zu mehreren Tagungen zusammenbrachte und schließlich zu einer dreibändigen Publikation bei Klett-Cotta geführt hat. Der Titel der von 1980 bis 1982 erschienenen Bände lautet: "Der öffentliche Sprachgebrauch". Sie behandeln die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Funk und Fernsehen, dann die Sprache des Rechts und der Verwaltung, schließlich die Rolle der Sprachnorm in der Schule. Das Projekt "Sprachliche Normen in Deutschland" wurde durch den Stiftungsfonds "Deutsche Bank" finanziert; Birgitta Mogge und Ingulf Radtke bildeten eine zusätzliche Arbeitsstelle am Sitz der "Akademie". Der zuständigen Kommission gehörten die Herren Betz, Drosdowski, Heckmann, Korlén, Sternberger, Storz und Weinrich an. Ich kann an dieser Stelle zu dieser Publikation, die mir – gerade in ihrer Vielfalt, auch in ihrer Uneinheitlichkeit – verdienstvoll zu sein scheint, nichts weiter sagen; es wäre in der hier geforderten Kürze nicht möglich. Ich will nur ganz allgemein betonen, daß im Blick auf dieses Projekt die "Deutsche Akademie" ihre Möglichkeiten, wie mir scheint, nicht überschätzt, sondern realistisch eingeschätzt hat. Sie hat auch, um es mit Harald Weinrich zu sagen, keinen "starren und schulmeisterlichen Sprachbegriff zugrundegelegt". "Wenn ... überhaupt", fährt Weinrich fort, "Vorschläge für einen besseren Sprachgebrauch sinnvoll sind, dann wird man sicher an ausgezeichneten Stellen des Vorschlagskatalogs eine Toleranz-Empfehlung formulieren müssen..." Ich denke, diese drei Bände sind ein bemerkenswerter und gewiß noch nicht ausreichend rezipierter Beitrag der "Deutschen Akademie" zur Sprachkultur unseres Landes. Im übrigen wird es noch eine interessante Nachlese geben, von welcher ein Teil bereits vorliegt: ich meine die postum erschienene Arbeit von Gerhard Storz "Deutsch als Aufgabe und Vergnügen" (Stuttgart 1984). Günther Drosdowski wird so etwas wie einen "Katechismus" des Sprachgebrauchs herausbringen, und Harald Weinrich denkt an "Maximen und Reflexionen" über denselben Gegenstand.

Die Sprachkommission der "Akademie" berät zur Zeit darüber, ob sie ein neues Projekt in Angriff nehmen soll. Sie dachte hier zunächst an das Thema "Jugendsprache". Es erschien ihr aber dann als sinnvoller, erst einmal das Ergebnis des von Helmut Henne geleiteten analogen Projekts der "Deutschen Forschungsgemeinschaft" abzuwarten. Dann

wurde an das Thema "Wissenschaftssprache" gedacht, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Bedrohung dieser Sprache durch das Englische, sei es dadurch, daß direkt Englisch geschrieben und gesprochen wird, sei es dadurch, daß sich das wissenschaftliche Sprechen und Schreiben innerhalb des Deutschen selbst dem Englischen angleicht. Es wurde auch überlegt, ob nicht, in breiterem Umfang, die Tendenzen des gegenwärtigen Deutschen überhaupt zum Gegenstand systematischer Beobachtung und Überlegung gemacht werden könnten, in dem Sinne, daß der Versuch unternommen wird, rationale Kriterien für ihre Beurteilung zu gewinnen. Letztlich stehen wir hier vor der praktischen Schwierigkeit, daß diejenigen in der "Akademie", die sich ausreichend interessieren für solche Fragen, nicht so viel freie Arbeitskraft einzubringen vermögen, wie dies notwendig wäre.

Die "Akademie" hat eine Reihe von Kommissionen; darunter eine Sprachkommission. Ihr gehören zur Zeit Jurek Becker, Günther Drosdowski, Hans-Martin Gauger, Herbert Heckmann, Helmut Heissenbüttel, Gustav Korlen, Dolf Sternberger und Harald Weinrich an. Als derzeitiger Vorsitzender dieser Kommission geht es mir darum, daß die "Akademie" auf dem Gebiet der Sprachkultur etwas Spezifisches macht, etwas, das andere nicht oder doch *s o n i c h t* machen können. Sodann geht es mir darum, die Mitglieder der "Akademie" insgesamt oder zumindest in größerem Umfang einzubeziehen in den bescheidenen Beitrag zur Sprachkultur, zur Sprachkritik, den die "Akademie" zu leisten vermag. Ich denke da an eine Umfrage unter den Mitgliedern über das Thema "Was mich am gegenwärtigen Deutschen stört". Es wäre also eine Kritik an bestimmten Aspekten des Sprachgebrauchs, insofern dieser sich verfestigt hat oder beginnt, sich zu verfestigen. Jeder Sprachempfindliche, jeder, der über das auf die bloße Korrektheit bezogene Sprachgefühl hinaus auch über Sprachsinn verfügt, hat ja gewisse Reizbarkeiten im Blick auf bestimmte Wörter, bestimmte Wendungen oder auch bestimmte Konstruktionen.

Sprachkritik kann sich auf die Sprache als Sprachbesitz oder auf Sprachäußerungen richten. Es ist also auch hier zu trennen zwischen den beiden fundamentalen Erscheinungsweisen des Sprachlichen: Sprache als der historisch gewordene Besitz einer Sprachgemeinschaft einerseits, Sprache als der Gebrauch, der von diesem Besitz in einer bestimmten Situation gemacht wird andererseits; also: Sprachbesitz und Sprachäußerung. Sprachäußerungen können in verschiedener Hinsicht kritisiert werden: inhaltlich, formal, dann speziell sprachlich. Also etwa: was du sagst, stimmt nicht; mir gefällt die Ironie nicht in dem, was du sagst; du gebrauchst zu viele Fremdwörter. Bei der Sprachkritik kann es per

definitionem nur um den letzteren Gesichtspunkt gehen. Da gibt es nun wieder verschiedene Kriterien: Richtigkeit, Reinheit, Schönheit, Eigenprägung (Stil), Angemessenheit und Moral. Ich will nur zum letzteren Kriterium, dem der Moral, etwas anmerken. Es ist im übrigen von den anderen deutlich abgesetzt, zumindest insofern, als es weniger formal, stärker zum Inhaltlichen der Äußerung tendiert.

Das Moralische (oder Unmoralische) einer Sprachäußerung hat natürlich in erster Linie mit ihrer Wahrheit, ihrer Wahrhaftigkeit, ihrer Glaubwürdigkeit zu schaffen. Hier mag man sich zum Beispiel fragen, ob es nicht so etwas gibt wie "unwahre Wörter". Nota bene: ich spreche nicht von "lügenden Wörtern", denn zur Lüge gehört, jedenfalls im engeren Sinn, die bewußte Absicht des Redenden, das Falsche zu sagen. So hält es bereits die Definition des Augustin fest, die Harald Weinrich in seiner zuvor genannten "Linguistik der Lüge" (1964) zitiert: "Die Lüge ist eine mit dem Willen, das Falsche zu sagen, verbundene Aussage", "mendacium est enuntiatio cum voluntate falsum enuntiandi" (De mendacio, cap. IV, bei Weinrich, S. 13). Zur Lüge gehört also Absicht. Nun hat aber die Sprache als solche, als Sprachbesitz, keinerlei Absicht: die Sprache als solche spricht auch nicht (hier irrt Heidegger): zur Absicht, auch zum Sprechen, das ja immer Absicht hat, gehört unvermeidlich ein Subjekt, gerade ein solches ist oder hat nun aber die Sprache — als Sprache, als Sprachbesitz — nicht. Es ist ein in der Geschichte der Sprachreflexion, auch der Sprachwissenschaft, immer wieder anzutreffender gravierender Fehler, daß der Sprache ein Subjekt unterstellt, daß sie zu einer Art Person hypostasiert wird. Auch und gerade die Destruktion solch verhängnisvoller Hypostase wäre eine Aufgabe einer durch Sprachwissenschaft beratenen Sprachkritik. Die Sprache redet nicht; sie hat keine Absicht. Daher kann sie schlechterdings nicht lügen, und auch kein einzelnes Element von ihr kann dies. Aber es gibt unwahre Wörter: Wörter, die in sich selbst eine Unwahrheit enthalten und jeden, der sie gebraucht, unwillkürlich eine Unwahrheit sagen lassen.

Nehmen wir — ich rede hier ein wenig "for discussion's sake" — das Wort *Nachrüstung*. In seiner brillanten Abhandlung redet Weinrich nicht von einem Typus des Worts, den ich als "durchsichtiges Wort" bezeichne (H.-M. Gauger, *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg 1971). Wörter haben die Aufgabe zu nennen; das Sagen gehört erst zum Satz oder dann — und eigentlich — zum Text. Nun gibt es aber Wörter, die in sich selbst, indem sie nennen, schon etwas sagen. Da diese Wörter etwas sagen, können sie auch Falsches sagen. Dies sind die durchsichtigen Wörter, die man darum auch "sprechende

Wörter" nennen darf. Es handelt sich hier natürlich um die Ableitungen und die Wortzusammensetzungen. Wenn ich formuliere, daß diese Wörter "etwas sagen", meine ich, daß sie in einen Satz umgewandelt, durch einen Satz paraphrasiert werden können, daß sie also implizit einen Satz enthalten (ich meine keineswegs, wie die generative Wortbildungslehre, daß sie von einem Satz "hergeleitet" werden können oder müßten). Ein solch durchsichtiges Wort ist das Wort *Nachrüstung*. Der hier implizierte Satz lautet: *Wir rüsten nach, weil die anderen zuerst, vor uns, gerüstet haben.* Oder: *wir rüsten nach, weil die anderen vorgerüstet haben.* Das Wort meint also (oder scheint zu meinen, denn ein Wort für sich selbst kann ja nicht meinen): die anderen haben angefangen, nun antworten wir, und dabei bleibt es dann. Das Wort suggeriert also – und eben hierin liegt seine Unwahrheit –, es bleibe dabei: die andere Seite ist einen Schritt vorausgegangen, nun ziehen wir, da die andere Seite nicht wieder zurück will, nach. Nun aber war für alle Wissenden von vorneherein klar – und dies hat sich nach erfolgter Nachrüstung in jeder Hinsicht bestätigt –, daß es dabei gerade nicht bleiben würde. Es war klar, daß die andere Seite reagieren würde mit einem weiteren Schritt. Also ist das, was man *Nachrüstung* nennt, das genaue Gegenteil dessen, was das Wort suggeriert. Faktisch handelt es sich um *Vorrüstung*. Oder: was das Wort *Nachrüstung* meint, könnte man genauso gut, ja, müßte man eigentlich mit *Vorrüstung* bezeichnen. Wer also das Wort *Nachrüstung* verwendet, verharmlost: er sagt, ob er dies will oder nicht, die Unwahrheit. So kann man – auch dies muß Sprachkritik immer wieder aufdecken – mit einem bloßen Wort vernebeln: den anderen und, zuvor schon, sich selbst. Hinzu kommt, daß dieser Ausdruck einfach so, ohne Anführungszeichen, gebraucht wurde und wird. Er wird nicht so gebraucht, wie er gebraucht werden müßte, nämlich als ein Ausdruck e i n e r Seite im Meinungsspektrum. Faktisch ist dieser Ausdruck aber durch und durch parteiisch. Neutral wäre das Wort *Aufrüstung*. Aber das neutrale Wort wurde nie gebraucht von denjenigen, die Nachrüstung propagierten. *Nachrüstung* ist somit ein verschleiernendes Wort. Woher es kommt, welchem Motiv es sich verdankt, kann keinem Zweifel unterliegen. Hier gilt der alte Grundsatz: "Derjenige hat es getan, dem es nützt", "is fecit cui prodest". Übrigens kann man auf Englisch oder Französisch *Nachrüstung* gar nicht sagen oder allenfalls recht umständlich. Das grammatische Mittel des deutschen Verbzusatzes in seiner stupenden Beweglichkeit kommt hier jener Verschleierung eindrucksvoll entgegen...

Dies nur als Beispiel für eine von der Sprachwissenschaft beratene Sprachkritik. Daß Sprachkritik dann freilich etwas a n d e r e s ist als Sprachwissenschaft, sei deutlich gesagt. Die Sprachwissenschaft

sagt, was i s t . Ihre Frage lautet: wie i s t x ? Die Sprachkritik stellt diese Frage zwar auch, dann aber – vor allem – die zusätzliche: wie sollte x sein? Und diese Frage impliziert auch: wie sollte x n i c h t sein? Bei der Sprachwissenschaft also geht es um das Sein, bei der Sprachkritik um Wünschbarkeit, und zwa, vernünftigerweise, um r e a l e Wünschbarkeit. Es scheint mir wichtig zu sein, daß die Dinge hier nicht vermischt werden.

Ein historischer Hinweis zum Schluß. Im Frühjahr 1969 veranstaltete die "Deutsche Akademie" eine Tagung über das Thema "Sprachforschung, Sprachlehre, Sprachkritik" und im Frühjahr 1970 fand eine Tagung statt über das Thema "Sprachpflege, Sprachkritik"; damals sprachen Harald Weinrich, Hugo Steger und Gerhard Storz über die Frage: "Ist Sprachkritik noch erlaubt?" Heute, so scheint mir, ist das Recht auf Sprachkritik, die ein entscheidender Teil dessen ist, was unter "Sprachkultur" sinnvollerweise verstanden werden muß, gesichert. Vielleicht war hier die "Deutsche Akademie" so etwas wie eine Vorreiterin; sie hinkt hier jedenfalls nicht, wie dies Akademien gern geschieht, hinter der Entwicklung her.

Noch einmal: die "Deutsche Akademie" vergleicht sich nicht mit der über dreihundert Jahre älteren "Académie française", deren Bedeutung für Frankreich im übrigen leicht überschätzt wird. Die "Deutsche Akademie" kennt genau die ihr gezogenen ziemlich engen Grenzen. I n n e r - h a l b dieser Grenzen jedoch sucht sie ihren Beitrag zu leisten zur Kultur, zur Pflege der "res publica", die unsere (wie jede andere) Sprache ist.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS)

1 Sprachpflege

1.1 Sprachpflege im Zwielight

“Die Saubermänner aus Wiesbaden” – wie die Sprachberater von der GfdS einmal ironisch genannt wurden – haben lange gebraucht, die schwere Hypothek abzahlen, die ihnen der Deutsche Sprachverein mit ideologiebeladenen Begriffen wie “Sprachechtheit” und “Sprachreinheit” hinterlassen hatte. Jahrzehntlang stand die Sprachpflege im Geruch der Intoleranz, der Unduldsamkeit gegenüber allem Fremden, ja der Unfähigkeit, die Gegenwartssprache als das zu nehmen, was sie ist, nämlich als relativ intakten derzeitigen Zustand nach langer Entwicklung – und nicht etwa als kranken Körper, entstellt von den Geschwüren der Fremdwörter. Aus diesem Zwielight ist die Sprachpflege jetzt herausgetreten – zumindest was die Arbeit der GfdS in Wiesbaden angeht. Daß die als betuliche Sprachpflege getarnte Intoleranz andernorts noch fröhlich oder traurig weiterlebt, gehört nicht hierher, sei aber wenigstens erwähnt.

1.2 Der Auftrag der GfdS

Ich zitiere aus der Satzung in der jüngsten Fassung vom Mai 1978:

“Die Gesellschaft für deutsche Sprache ist ein politisch unabhängiger Verein zur Pflege und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache. Die Gesellschaft will

- a) allen helfen, die in sprachlichen Fragen Rat brauchen;
- b) das Verständnis für Wesen, Bedeutung und Leistung der Sprache wecken und fördern;
- c) die deutsche Sprachgemeinschaft anregen, sich mit der Sprache zu beschäftigen und das Sprachgefühl zu vertiefen.

Die Gesellschaft wirkt für ihre Ziele

- a) durch Zusammenarbeit mit Vereinen, Anstalten, Behörden und anderen Einrichtungen, die Einfluß auf den Gebrauch und die Entwicklung der deutschen Sprache haben;
- b) durch die Zeitschriften “Muttersprache” und “Der Sprachdienst”; der “Sprachdienst” ist zugleich das Mitteilungsblatt der Gesellschaft;
- c) durch Einzelveröffentlichungen;
- d) durch Sprachhilfen und -auskünfte;
- e) durch Vorträge, Lehrgänge und Arbeitsgemeinschaften.”

Über diesem Programm, das die Ziele sowie die Mittel und Wege beschreibt, steht der Zweck der GfdS:

“Die Gesellschaft für deutsche Sprache ist ein politisch unabhängiger Verein zur Pflege und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache.”

Wie jeder weiß, verfolgen Satzungen dieser Art eine doppelte Absicht. Zum einen ist dem Vereinsrecht Genüge zu tun, damit niemand im Zweifel bleibt, wer wann was tun muß oder tun darf. Zum anderen steckt die Satzung den Rahmen ab für die Arbeit des Vereins, insbesondere seiner Organe. Der Rahmen muß zwar nicht um jeden Preis bis zum Rand erfüllt werden (so veranstaltet die GfdS beispielsweise zur Zeit keine Lehrgänge), aber er darf nicht überschritten werden; das wäre zum Beispiel schon der Fall, wenn wir ein ganzes Heft einer unserer Zeitschriften füllen wollten mit den neuesten Ergebnissen der Shakespeare-Forschung; denn die “Pflege und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache” ist das erklärte Ziel der GfdS — nichts anderes.

Auf die Sprachpflege komme ich noch zu sprechen. Hier sei vorab festgestellt, daß sie nicht erfolgreich, nicht befriedigend, ja nicht einmal glaubwürdig betrieben werden kann ohne

1.3 die wissenschaftliche Basis

Der zweifache Zweck der GfdS, nämlich “Pflege und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache”, darf nicht zu der falschen Annahme verleiten, in Wiesbaden werde außer einem gut funktionierenden Sprachberatungsdienst auch Sprachforschung im weiteren Sinne um ihrer selbst willen planmäßig betrieben. Die schwache finanzielle und personelle Ausstattung verbietet uns, den Rahmen, den die Satzung gewährt, in dieser Beziehung auszuschöpfen. Da andererseits die Sprachpflege, konkret: die Sprachberatung, ohne wissenschaftliche Basis nicht möglich ist, unterlassen wir in keinem Einzelfall die Prüfung, ob die Sprachwissenschaft sich zu dem anstehenden Fall bereits geäußert hat, ob sie gar die Lösung fix und fertig bereit hält oder ob sie mit unserer Lösung wenigstens einverstanden sein könnte.

Sprachpflege auf wissenschaftlicher Basis — das hört sich komplizierter an, als es ist. Wie es sich abspielt, zeigen

1.4 die praktischen Verfahren der Sprachpflege

Die GfdS erteilt jährlich einige tausend schriftliche und fernmündliche Sprachberatungen für Behörden, Institutionen, Wirtschaft, Verbände und Private. Daneben werden noch viele tausend Seiten Texte daraufhin geprüft, ob sie in ihren Aussagen eindeutig und für die Adressaten

verständlich sind. Der größte Teil dieser Textprüfungen wird von unserer Außenstelle in Bonn geleistet, und zwar für die oberen und obersten Bundesbehörden. Die punktuellen Sprachberatungen obliegen den wissenschaftlichen Mitarbeitern in Wiesbaden.

Ich gebe Ihnen als Beispiel den Fragenkatalog, den wir am 7. März d.J. von einem sprachbeflissenen Mitbürger erhalten haben.

1. Text: ... *ich wünsche Ihnen gute Gesundheit* ...
Frage: Soll man nicht besser das Wort *gute* weglassen, denn es wird nur Gutes gewünscht und Gesundheit ist immer gut?
2. Text: ... *in den allerletzten Jahren* ...
Frage: Ist es nicht besser, *aller* wegzulassen?
3. Text: ... *durch Vorprogrammierung lange vorher* ...
Frage: Sagt man nicht besser *Programmierung*, denn Programmierung ist immer etwas Vorheriges.
4. Text: *Die Objektkontenbildung ist zahlenmäßig unlimitiert.*
Frage: Ist es nicht besser zu schreiben: *Die Zahl der Objektkonten ist unbegrenzt* – oder?
5. Text: *Die Devisenreserven sind in den beiden letzten Jahren stark abgeschmolzen.*
Frage: Schreibt man nicht besser *geschmolzen*?
6. Text: *Er rechnet sich Chancen aus, daß er eine Mitfahrkarte erhält.*
Frage: Wenn hier *Mitfahrkarte* kein fester Begriff ist, schreibt man nicht besser ... *Fahrkarte mitbekommt*?
7. Text: ... *zukünftig* ...
Frage: Sagt man nicht immer besser *künftig*?
8. Text: *Anzahl – Zahl*
Frage: Welcher Unterschied besteht in Bedeutung und Anwendung?
9. Text: *Intensität – Intensivität*
Frage: Welcher Unterschied besteht in Bedeutung und Anwendung?
10. Text: ... *überjährlig* ...
Frage: a) gibt es das Wort
b) oder schreibt man besser *über das Jahr hinaus*?
11. Text: ... *verschlechtern* ...
Frage: Gibt es das Wort?
12. Text: *Nachfolge*
Frage: Ist das kein Pleonasmus? *Folge* bedeutet doch, es kommt etwas danach. Wenn das Wort *Nachfolger* noch richtig ist, sollte man statt *Nachfolger* nicht besser sagen *Folgetitel*?

Sie erinnern sich, daß in der Satzung der GfdS steht, sie wolle die deutsche Sprachgemeinschaft anregen, sich mit der Sprache zu beschäftigen und das Sprachgefühl zu vertiefen. Hier hat sich also einer anregen lassen, hat sich mit der Sprache beschäftigt und sein vertieftes Sprachgefühl be-

wiesen. Wie beantwortet man diese zwölf Fragen auf wissenschaftlicher Basis?

Vielleicht sollte man diese Frage anders stellen, nämlich so: Was darf man beim Beantworten nicht tun? Man darf nicht seine private Meinung zur alleinigen Grundlage machen. Die Sprachpflege soll keinem mehr mißtrauen als ihrer eigenen vermeintlichen Kompetenz. Die Sprachberatung muß in jeder Antwort aufs neue das Kunststück fertigbringen, sich ganz in die Sprache des Partners hineinzudenken mit allen Konsequenzen bezüglich Wortwahl, Fremdwortgebrauch oder -vermeidung, Satzbau, Stil usw.

Die Sprachberatung muß sich weitestgehend absichern, das heißt, sie muß prüfen, was in Wörterbüchern, Grammatiken, Stil-Lehren, Sekundärliteratur als gesichertes Wissen bereitsteht. Es darf nicht sein, daß ein Sprachberater in den Rechtschreib-Duden guckt, nichts findet und dann erklärt: Wir haben das Wort, das Sie suchen, in keinem deutschen Wörterbuch gefunden. Anders: Er muß sogar die Wörterbücher befragen, die sich gelegentlich als Abschriften anderer Werke entpuppen. Die Definition des Adjektivs *feucht* z.B. hat sich seit Adelung in deutschen Wörterbüchern länger als hundert Jahre nicht geändert!

Die Sprachberatung muß fähig sein, die Forschung fortzuschreiben, also systemgerechte Entscheidungen auch da noch zu fällen, wo die Sprachwissenschaft noch winzige Löcher läßt; Beispiel: Die mit *als* angeschlossene Apposition *als Ganzes* beginnt in ihrer neutralen Form zu erstarren, wird nicht mehr flektiert, wird zum Adverbiale. *Deutschland als Ganzes*, auch: *die Welt als Ganzes*, auch: *der Staat als Ganzes*. Die Genera sind aufgehoben — auch die Kasus? *Die Bedeutung Deutschlands als Ganzes oder als Ganzen*? Der mitgedachte Artikel — *als eines Ganzen* — hat noch so viel Gewicht, daß die Erstarrung sich lösen und der Genitiv wieder eintreten kann. Ja, kann! Das führt geradlinig zum nächsten Bestandteil der praktischen Sprachpflege, zur Mutprobe:

Der Sprachberater muß den Mut haben, gleichberechtigte Möglichkeiten nebeneinanderzustellen. Er muß dem Deutschen, der stramme Regeln über alles liebt, sagen, es gibt zwei Möglichkeiten. Wähle selbst! Ich würde als Sprachteilhaber die Lösung A wählen; aber das darf ich dir nicht vorschreiben. B ist genauso in Ordnung. Damit handelt sich der Sprachberater sein Urteil ein: Der weiß ja selbst nicht, was richtig ist!

Der Sprachberater muß auch den Mut haben zuzugeben, wenn er etwas nicht weiß, und das dürften nach meiner Schätzung fünf Prozent aller Fälle sein. Etwas nicht wissen ist keine Schande. Sich etwas zusammenspinnen und als Wissen verbreiten, das ist eine Schande.

Wer nicht weiterweiß, versichert sich der Fachleute. Das gilt in der GfdS bis hin zu den Fachberatern für Familiennamen und Vornamen, die einen wichtigen Teil unserer Sprachberatung ausmachen, bis zu den Juristen, Medizinern, Musikwissenschaftlern, Ingenieuren, Chemikern und Handwerkern; denn es läßt sich nicht so leicht ein Sprachproblem ausdenken, das bei der GfdS nicht schon morgen früh auf dem Tisch liegen könnte. Mehr noch: Wir stehen in jüngster Zeit unter dem Eindruck, daß die Gesellschaft für deutsche Sprache über Sprachpflege und Sprachkultur hinaus zu einer lexikographischen Auskunftsstelle zu werden droht mit "Volkskunde" als einem neuen Schwerpunkt. Das zeigt die Häufung von Sachfragen. "Warum legt der Osterhase Eier?" "Ich habe einen alten Zinnteller mit einer Umschrift, die ich nicht lesen kann. Anbei ein Foto. Bitte um Auskunft." Es wird gefragt nach einzelnen Gedichtzeilen (Titel, Verfasser?), nach Etymologien und Wortgeschichten, nach Benennungen von Speisen und Getränken mit bestimmter Beschaffenheit, nach Sprichwörtern und Redensarten usw. usw.

Die eigentlich orthographischen Fragen wie auch die zur Interpunktion sind die langweiligsten. Sie sind auch Gott sei Dank seltener geworden und kommen meistens übers Telefon. Hier scheint sich fast unmerklich eine Arbeitsteilung zwischen Dudenredaktion und GfdS einzuspielen.

Jede Anfrage verlangt vom Sprachberater Geduld beim Aufsuchen der Quellen und Belege, Phantasie beim Kombinieren und Bewerten der möglichen Antworten, beim Einschätzen der Fassungskraft des Partners, Stilkunst beim Formulieren der Antwort, die natürlich nicht zu lange auf sich warten lassen darf, sonst hat der Anfrager den Anlaß vergessen und wundert sich über die Post aus Wiesbaden.

1.5 Die Arbeitsmittel der Sprachpflege

Ich habe sie schon genannt. Es sind vor allem die Wörterbücher und Grammatiken, die Stilkunden und Rechtschreiblehren, die Synonymwörterbücher, überhaupt alles, was in die Handbibliothek eines Germanisten gehört bis hin zu den Großlexika der Vergangenheit und Gegenwart. Aber glauben Sie nicht, daß das genügt! Der Sprachpfleger kennt keinen Feierabend. Die fremden Sprachprobleme begleiten ihn bis in die Nacht. Und wenn er tagsüber vergebens geforscht hat, seit wann es die Abkürzung WC im Deutschen gibt, liest er abends zufällig in einer historischen Baubeschreibung, daß die "erste Anlage dieser Art in Deutschland" schon 1824 im Jagdschloß Platte bei Wiesbaden eingebaut wurde. Jetzt hat er einen unverhofften Anhalt für ein Datum, post quem.

Das kleine Beispiel soll zeigen, daß die Vielfalt der Themen in der praktischen Sprachpflege, also in der Sprachberatung, eine entsprechend unbegrenzte Vielfalt an Arbeitsmitteln erfordert. Mit den praktischen und alphabetischen Handreichungen im Lesesaal ist es nicht getan. Der Sprachberater braucht die ganze Bibliothek. In einem Brief von Ernst Moritz Arndt (1820) steht etwas von einem "rosigen Andreas Gesicht". Was ein Andreas Gesicht ist, haben wir bis heute nicht herausgekriegt. Wissen Sie es?

2 Sprachkultur

2.1 Der Begriff "Sprachkultur"

Wenn der Begriff leicht zu fassen wäre, stünde diese Jahrestagung unter einem anderen Thema. Aber er ist nicht leicht zu fassen, das beweisen die Einzelthemen: Sprachkultur ... im Hinblick auf das deutschsprachige Ausland, ... in der modernen Gesellschaft, ... in der Linguistik der DDR, ... im 18. Jahrhundert, ... in der schulischen Bildung, Sprachkultur und Literatur, ... und politische Kultur; und über dem Ganzen: Sprachkultur und Institutionen.

Angesichts so vieler Bezüglichkeiten will ich keine weiteren installieren und mich lieber auf das beschränken, was ich neulich in bezug auf Sprachkultur aus anderem Anlaß zu Papier gebracht habe. Ich denke, wenn ich das Wort 'Sprachkultur' höre, an ein Zweifaches: an eine Feststellung und an eine Forderung.

a) Sprachkultur hat man, oder man hat sie nicht. Wenn man sie hat, so ist sie eine innere, geistige Haltung eines einzelnen oder einer (Sprach)gemeinschaft, das immerwährende Wachsein bei jeglichem sprachlichen Handeln, die selbstaufgelegte Pflicht zu sprachlicher Angemessenheit, Genauigkeit, Wahrheit (Ethik) und das Streben nach der "schönen Sprache" (Ästhetik).

b) wenn man sie hat, muß man sie schützen. Sie ist ein geistiges Gut und als solches jederzeit in Gefahr, vernachlässigt zu werden und zu verflachen. Wer Sprachkultur hat, sehe zu, daß sie nicht verkommt; und wer sie bei anderen sieht, habe Respekt. Wer sich in die Zucht der Sprachkultur begibt und sie vor sich selbst schützt, der fördert sie am besten.

Diese mehr aphoristischen als definitorischen Bemerkungen sollen ahnen lassen, daß "Sprachkultur" eine der vielen möglichen Ausprägungen von "Kultur" ist. Ich stelle "Sprachkultur" neben "Wohnkultur", "Esskultur" usw. und sehe die Sprache, genauer: den Gebrauch der Sprache als eines der Attribute an, die diesem Teilbegriff von "Kultur" zugeschrieben werden können.

2.2 Das Verhältnis von Sprachkultur und Sprachpflege

Das Verhältnis ist in der Satzung der Gesellschaft für deutsche Sprache vorgezeichnet, obwohl dort das Wort "Sprachkultur" nicht vorkommt. Mit dem hier zutreffenden Begriff von Sprachkultur im Hinterkopf könnte man die Ziele der GfdS ganz kurz fassen:

Die GfdS will bei den Sprachteilhabern Sprachkultur schaffen und dort, wo sie schon vorhanden ist, die Sprachkultur schützen und fördern. Weil "Sprachpflege" und "Sprachkultur" immer noch für austauschbare Synonyme gehalten werden, sei es noch einmal anders angedeutet:

Sprachkultur ist das hohe Ziel; Sprachpflege ist einer der Wege dorthin.

2.3 Sind Sprachberater der GfdS "Sprachkulturträger"?

Die Kontamination von "Sprachkultur" und "Kulturträger" liegt ja nun in der Luft. Da nicht erwiesen ist, daß alle Kulturträger außer Geld und Beziehungen auch noch Kultur oder gar Sprachkultur haben, muß ich die Frage als unangemessenen Witz zurückweisen. Die Sprachberater der GfdS sind allenfalls Sprachkulturmittler, bei Dauerkunden in Sachen Sprache manchmal auch so eine Art Bewährungshelfer; aber "Kulturträger" in diesem sprachfernen administrativen, ja bürokratischen Sinn — das sind sie nicht und wollen sie nicht sein.

3 Sprachkultur und Institutionen

Hier darf ich mich ganz kurz fassen.

3.1 Die Aufgabenabgrenzung zwischen Dudenredaktion / Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung / Gesellschaft für deutsche Sprache

In diesem Saal ist die Abgrenzung mit einem Satz beschrieben: Für die Sprachkultur sind alle drei Institutionen zuständig; die Überschneidungen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es Schwerpunkte gibt, und zwar ist die Rechtschreibung in Mannheim zu Hause, die Literatur in Darmstadt und die Sprachpflege in Wiesbaden.

3.2 Sprachkultur in der öffentlichen Meinung

Wollte man versuchen, durch Umfrage zu ergründen, was die Leute unter "Sprachkultur" verstehen, so erhielte man sicherlich viele merkwürdige Antworten. Die meisten würden wohl gar nichts verstehen.

Lassen Sie mich abschließend die Stellung der GfdS zur Sprachkultur so beschreiben: Es gibt die Hochschulmedizin, es gibt bedeutende Kliniken mit Chefärzten und Kapazitäten auf allen medizinischen Gebieten,

viele davon mit Lehrstuhl oder Lehrauftrag, es gibt Arztpraxen für Ohren, Nerven, Magen, Krampfadern, Leber und Rheuma und alles, was Beschwerden macht. Wählen Sie in weiser Selbsteinschätzung den Platz, der Ihnen in der Nachbarwissenschaft ebenbürtig wäre. Wir von der Gesellschaft für deutsche Sprache haben als Mittler zwischen Sprachkultur und Öffentlichkeit auch unseren Platz gefunden. Wir sind die Landärzte.

Sprachkultur im 18. Jahrhundert

Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur*

Im Rahmen einer sprachwissenschaftlichen Tagung, die fast ausschließlich Gegenwartsprobleme thematisiert, spielt der Literaturhistoriker, der zu Fragen des 18. Jahrhunderts spricht, eine etwas exotische Rolle. Ich will versuchen, dieser Rolle gerecht zu werden und durch eine abweichende Perspektive einige bekannte Dinge in ein etwas verfremdendes Licht zu tauchen. Einigkeit scheint darüber zu bestehen, daß um 1800 die Entwicklung zu einer überregionalen sprachlichen Norm ihr Ziel erreicht hat, daß daran die Literatursprache einen wesentlichen Anteil hat und daß diese Entwicklung irgendwie mit der Entwicklung des deutschen Bürgertums zusammenhängt.

Bei näherem Hinsehn ergeben sich einige Schwierigkeiten, die man in Fragestellungen ummünzen sollte. Die ältere Forschung hat die Standard- oder Hochsprache dieses Zeitraums mit nur gedämpftem Interesse behandelt, quasi nur der Vollständigkeit halber; vor die Frage nach der Standardsprache schob sich die nach der Dichtersprache, häufig von Literaturhistorikern bearbeitet. Die Orientierung der Bildungssprache des 19. Jahrhunderts und besonders der Wilhelminischen Zeit an der 'Klassik' ließ einen solchen Staffettenwechsel durchaus plausibel erscheinen. In den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert. Zwar hat die Sprachwissenschaft im Westen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, hier eine Denkpause eingelegt. Aktiver ist die Sprachwissenschaft im Osten, in der Sowjetunion und in der DDR gewesen, wenngleich es anscheinend Mühe macht, über die Schallmauer von 1730 auch bei der Detailforschung hinwegzukommen.

Da taucht nun freilich ein anderes Problem auf. Der Begriff der 'Literatursprache', wie er im Osten in Gebrauch ist, bezeichnet nicht etwa die poetische Sprache, sondern das, was bei uns 'Standard-' oder 'Hochsprache' heißt. Leider ist das kein reines Definitionsproblem, sondern hat auch Rückwirkungen auf das Forschungsprogramm. Wenn der Literaturhistoriker das in der DDR erschienene monumentale Untersuchungswerk "Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache (1470 - 1730)" darauf

* Gerade unter dem Aspekt der 'Sprachkultur' ist das Drucken von Vorträgen nicht unproblematisch. Eine Umformung in die Textsorte 'wissenschaftliche Abhandlung' war wegen des sehr weit ausgreifenden Themas nicht möglich. Ich habe deshalb nur einige Retuschen vorgenommen, die den Text als 'wissenschaftlichen Essay' lesbar machen sollen.

befragt, welchen Beitrag denn die poetische Literatur zu dieser 'Ausbildung' geliefert hat, wird er das nicht identifizieren können. Denn im Textkorpus stehen unterschiedslos Traktate, Briefe, Verwaltungstexte, Erbauungstexte, auch poetische Texte usw. Wenn aber solchermaßen die verschiedenen Rekrutierungsbereiche der Sprachnorm, religiöser, gelehrter, umgangssprachlicher, juristischer usw., nicht mehr unterschieden werden, dann wird nicht nur der Literaturhistoriker enttäuscht: Es fällt eine ganze Dimension dieser Entwicklung weg, nämlich die sozialgeschichtliche. Sie könnte nur über eine Rekonstruktion der Beiträge aus den verschiedenen Lebensbereichen erfaßt werden, und nur eine solche Rekonstruktion wiederum könnte rückwirkend die Sprachgeschichte in die Lage versetzen, auch Beiträge zur Sozialgeschichte zu liefern. Es lauert hier eine geschichtsphilosophisch-teleologische Falle, die von der präsumtiven Einheitlichkeit der Standardsprache des 19. Jahrhunderts und des Bürgertums des 19. Jahrhunderts hier auch bereits die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts vorstrukturiert und so einen Pauschalbegriff von Bürgertum zu einem Pauschalbegriff von 'Literatursprache' in eine gleichfalls pauschale Beziehung setzt. — Hierzu wird später noch mehr zu sagen sein, da auch Sozialhistoriker (und Literaturhistoriker sowieso) sich diesem gedanklichen Sog m.E. nicht hinreichend widersetzen.

Ich werde im folgenden den Versuch einer situationslogischen Rekonstruktion des Verhältnisses von Gesellschaft, Literatur und Sprache im 18. Jh. unternehmen, d.h. versuchen, die Phänomene als Problemlösungsversuche zu deuten.

I.

Die Eingangs-Frage, die zu diesem Zweck zu stellen ist, lautet: Wer braucht um 1700 überhaupt eine überregionale Sprachnorm, und zu welchem Zweck braucht er sie? Dafür kommen ja nur Personengruppen in Frage, die tatsächlich eine überregionale Kommunikation pflegen oder pflegen wollen. Daß der Adel, wie bekannt, in dieser Zeit französisch spricht und schreibt, hat sicher eine Ursache in der politischen und kulturellen Dominanz des französischen Hofes, eine weitere darin, daß hier ein Standesmerkmal die Abgrenzung vom übrigen Volk ermöglicht. Aber schon in der ständigen Wiederholung dieser beiden Faktoren liegt eine Einseitigkeit der Deutung. Es wäre einfach töricht gewesen, an die Stelle der fertigen internationalen Standesnorm eine erst zu entwickelnde und bloß nationale Norm zu setzen. Ähnliches gilt für die Gelehrten. Sie pflegten das Latein nicht nur deshalb, weil das so Tradition war, sondern auch deshalb, weil es ihnen die Kommunikation auch mit den Fachkollegen in Bologna oder Paris ermöglichte. Noch Christian Wolff, der seine wichtigsten Bücher zunächst deutsch geschrieben hatte, publiziert

sie schließlich auch lateinisch, weil er sonst in seiner Wirkung zur Provinzialität verdammt gewesen wäre. Umso bemerkenswerter und fast irritierend ist es, daß seit Thomasius immer wieder Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten werden. Von der Seite des Wissenschaftsbetriebes her gesehen gibt es dafür keine Notwendigkeit. Auch die naheliegende Erklärung, daß neue Schichten an die Universität drängen, ist wenig verläßlich, wenngleich es natürlich auch zu dieser Zeit, wie zu jeder anderen, Klagen über mangelnde Lateinkenntnisse der Studenten gibt. Gerade im Zeitalter der Aufklärung nimmt die Zahl der Universitätsstudenten nicht etwa zu, sondern sie stagniert, nimmt sogar ab; erst nach 1800 geht die Kurve steil nach oben. — Jedenfalls hatten auch die Gelehrten eigentlich eine überregionale Norm der deutschen Sprache nicht nötiger als früher.

So kann man nun die einzelnen Bevölkerungsgruppen durchgehen. Für weitere überregionale Kommunikationsbedürfnisse gibt es einen ganzen Fächer von Fachsprachen. Es gibt für die überregionale Verwaltung deutschsprachige Normen, es gibt für Kaufleute eine Art Geschäftsdeutsch, das ausreicht, so lange der Wirrwarr an regionalen Münzen und Maßen, die Vielzahl der Zollschraken und die schlechten Wege weit schlimmere Hürden sind als die verschiedenen Mundarten. Und auch die wandernden Handwerksgesellen kommen mit überregionalen Fachsprachen aus, die, nach dem Zeugnis Leibnizens, sehr hoch ausgebildet sind. Angeblich verwendet man sogar in türkischen Bergwerken Begriffe des deutschen Bergbaus. Selbst die Dichter, die spätbarocken, schreiben in einem Idiom, dessen Formelschatz viele Züge einer Fachsprache trägt und bei Geburts-, Hochzeits- und Begräbniscarmina Feierlichkeit verbürgte. Und der größte Teil der Bevölkerung, die seßhaften Bauern, brauchte ohnedies keine überregionale Sprachnorm, ebensowenig wie der normale, seßhafte Stadtbürger, für den eher die innermundartliche Differenzierung von Bedeutung ist. Regionale Sprachen für die Kommunikation der Seßhaften, überregionale Standes- und Fachsprachen für die überregionalen Kommunikationsbedürfnisse — wer braucht da noch eine überregionale Standardsprache?

Der erste massive Vereinheitlichungs-Schub war bekanntlich von jener Krise ausgegangen, die, je nach Perspektive, unter dem Kurznamen der 'Reformation' oder der 'frühbürgerlichen Revolution' zusammengefaßt wird. Die Frage nach der 'richtigen' Bibelübersetzung beförderte die Frage nach der 'richtigen' deutschen Sprache. Religiöse und politische Werbung schuf neue Publiken, neue Kommunikationsgemeinschaften. Besonders wichtig aber scheint mir, daß die Instabilität der Verhältnisse zu einem neuen Sprachbedarf führte: Zu einem Bedarf nämlich einer Sprache, in der man über die Voraussetzungen des Lebens und Zusammenlebens re-

flektieren konnte. Wenn man, wie ich es in diesem Abschnitt getan habe, einen sehr weiten Begriff von 'Fachsprache' verwendet (auch wer eine Eisenbahn-Fahrkarte kauft, bedient sich in diesem Sinn einer Fachsprache), dann schrumpft der Bereich der Standardsprache auf diesen Kern einer Reflexions- oder Metasprache. Ich will das nun keineswegs als neue Definition vorschlagen, sondern nur darauf hinweisen, daß diesem Reflexionsbedarf offenbar eine Führungsrolle bei der Entstehung einer Standardsprache zufällt.

Um 1700 hatten sich die politischen und religiösen Verhältnisse weitgehend stabilisiert, die aus der 'Reformation' stammenden Anstöße erschöpft. Die religiöse Sprache hatte sich – bei aller konfessionellen Zersplitterung – als Mittel der Verständigung über die Grundlagen des menschlichen Daseins und Zusammenlebens neu gefestigt. Religiöse Sprache ist um 1700 die überregionale, wenngleich konfessionell differenzierte, Norm, die an sie gebundene Ethik die überregionale und tendentiell, ihrem eigenen Anspruch nach, auch überständische Ethik.

II.

Dieses Bild ist natürlich vereinfacht. Schon um 1700 ist manches wieder in Bewegung, sozial und sprachlich. Gleichwohl erscheint mir folgender Schluß erlaubt: Wenn das Sprachensystem um 1700 so flächendeckend ist, wenn für jedes Bedürfnis eine entsprechende sprachliche Norm zur Verfügung steht, wenn wir es also sozusagen mit einer Situation sprachlicher Vollversorgung zu tun haben, – und wenn wir hundert Jahre später eine voll ausgebildete profane überregionale und überständische Norm vorfinden, dann müssen in dieser Zeit gewaltige Veränderungen des Sprachbedarfs vor sich gegangen sein: Es muß sich die Notwendigkeit überständischer und überregionaler Verständigung, und damit auch die Notwendigkeit einer diskursiven Verständigung über die Bedingungen von Verständigung ergeben haben.

Die Veränderungen sind tatsächlich so einschneidend, daß Karl Bosl sagen konnte, eigentlich sei in Deutschland das Mittelalter erst um 1750 zu Ende gegangen. Und wenn wir diese Veränderungen verstehen wollen, stoßen wir unweigerlich auf den Begriff 'Bürgertum'. Zumal in germanistischen Arbeiten mutet dieses Wort gelegentlich an wie die Bezeichnung eines mythischen Fabelwesens, über das man allerlei merkwürdige Geschichten erzählen kann, das aber in Luft zerrinnt, wenn man es anfassen will. Hier ist das eingangs erwähnte teleologische Motiv am Werk, das die Geschichte nur aus dem Aspekt des Zulaufens auf das Bildungs- und Großbürgertum des 19. Jahrhunderts sieht. Wird dieser Aspekt verab-

solutiert, dann entsteht eine gradlinige Deszendenz vom Stadtbürgertum des Mittelalters über das der Reformation bis ins 19. Jahrhundert, als seien das immer dieselben Leute gewesen oder die Kinder und Kinderkinder derselben Leute. Erscheinungen des 18. Jahrhunderts, die mit diesem Bürgertum zusammenhängen, werden dann leicht allesamt über den Leisten des Emanzipationskampfes oder des antifeudalistischen Kampfes geschlagen, und was sich dem nicht fügt, wird der 'deutschen Misere' angelastet und – oft erstaunlich naiv – mit dem psychoanalytischen Begriff der Kompensation erledigt. Der Aspekt ist gewiß berechtigt. Nicht gegen ihn wende ich mich, sondern gegen seine Verabsolutierung, die zwar ein kompaktes Geschichtsbild erzeugt, aber bestimmte Probleme nicht hinreichend in den Blick bekommt. Selbst zünftige Sozialhistoriker berufen sich zumeist auf Quellen aus dem letzten Drittel des Jahrhunderts, nicht aus ideologischer Befangenheit, sondern deshalb, weil um diese Zeit die Quellen reichlich sprudeln. Wenn man dann aber verallgemeinert und von d e m 18. Jh. spricht, ergibt das ein völlig falsches Bild. – Ich will dem hier entgegensetzen den Aspekt der inneren Konstitutionsprobleme dieses 'Bürgertums' des 18. Jahrhunderts, oder, um den entscheidenden Punkt gleich mitzubennen, dieses N e u -Bürgertums des 18. Jahrhunderts.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts definiert das Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten Bürger als jene Individuen, welche "weder zum Adel, noch zum Bauernstande gerechnet werden können". Da wird also alles, was nicht in die klare agrarstaatliche Paarung von Adel und Bauern hineinpaßt, mit einer Negativ-Definition belegt. Das ließe sich noch mit der Borniertheit der Gesetzesmacher erklären, obwohl darunter recht aufgeklärte Köpfe waren. Doch die empirische sozialgeschichtliche Forschung ist auch fast 200 Jahre später noch nicht weiter gekommen. So heißt es 1976 in einem Forschungsüberblick: "Zum Bürgertum als der Summe der nichtadeligen, nichtbäuerlichen und nichtunterständischen Kräfte gehören so heterogene Schichten und Gruppen, daß von einer Einheit nichts zu erkennen ist". Die Ursache für diese Definitionsprobleme liegt in der Sache selbst. Und mehr noch: Unser Definitionsproblem ist ein reales Problem für das Bürgertum dieser Zeit, – das Problem, durch das es letztlich doch als Einheit konstituiert wird. Das ist zu erläutern:

Zwar gibt es da einzelne altbürgerliche Gruppen mit eindeutigen überlieferten Verhaltensnormen, Patrizier etwa oder Handwerker. Aber was gibt es da nicht alles: Den Bankier und den Lateinschullehrer, den Schriftsteller und den Domänenpächter, den Manufakturbesitzer und den Offizier, den Krämer und den reichen Kaufmann und den Hofmeister,

der dessen Söhne Latein beibringen soll, und dazu das Heer der Pfarrer und der Verwaltungsbeamten in unterschiedlichsten Positionen. Sie alle haben keine gemeinsame Herkunft, keine gemeinsamen Traditionen, keine gemeinsame ökonomische Stellung. Was sie aber gemeinsam haben, ist eben dieses Problem, nichts gemeinsam zu haben.

Ich will das an einem Lebenslauf exemplifizieren. Da gibt es in Artern in Thüringen in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Hufschmied mit Namen Geede oder so ähnlich. Der hat einen Sohn, der das Handwerk eines Schneiders lernt. Nach seiner Lehrzeit geht der Schneider, wie es sich für einen Gesellen gehört, auf Wanderschaft. Er geht nach Westen, nach Frankreich. 12 Jahre ist er dort, setzt sich in der Seidenweberstadt Lyon fest. Doch die Aufhebung des Toleranzdikts von Nantes zwingt den Protestanten, Frankreich den Rücken zu kehren. Er wandert nach Frankfurt, heiratet dort eine Schneiderstochter und wird zünftig. Göthe nennt er sich jetzt, mit Akzent auf dem e, denn er weiß Kleider mit französischem Schick anzufertigen, für die Frauen der Patrizier, der Handelsherrn, sogar für die Damen des Darmstädter Hofes. Zeitweise beschäftigt er nicht nur die erlaubten drei, sondern sechs Gesellen. Als seine Frau stirbt, hat er ein Vermögen von 19 000 Gulden. Er heiratet wieder, 1705, eine Schneiderswitwe, die auch ein Wirtshaus mit Weinhandel in die Ehe bringt. Die Zeiten sind schlecht für die Winzer im linksrheinischen Deutschland, ständig droht Krieg, sie verkaufen schnell und billig; der Frankfurter Weinhändler aber kann lagern und warten. Seinen Sohn läßt der Schneider Jura studieren, er finanziert ihm die Kavalierstour nach Italien, und als er 1730 stirbt, hinterläßt er ihm 17 Säcke voll Geld unterschiedlichster Währungen, das Weinlager, Grundstücke, — insgesamt ein Vermögen von 90 000 Gulden. Der Sohn kann es sich leisten, nur noch dieses Vermögen zu verwalten, sich den Titel eines Kaiserlichen Rats zu kaufen und die Tochter des Stadtschultheißen zu heiraten.

Ich will nicht behaupten, daß das ein typischer Lebenslauf der Zeit ist (und untypisch sind gewiß die Schicksale des Enkels des Schneiders). Unser empirisches sozialgeschichtliches Wissen zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, ich wiederhole es, ist äußerst dünn, nicht zuletzt deshalb, weil die Vorgänge sich weitgehend im Dunkeln abspielen und erst deutlicher sichtbar werden, nachdem eine gewisse Konsolidierung eingetreten ist. Erst eine Vielzahl solcher Lebensläufe von ansonsten unbekannten Leuten könnte ein einigermaßen sicheres Bild liefern und z.B. Bewegungs-‘Straßen’ sichtbar machen. Es ist eine Zeit, in der wir nicht mehr die Statik der überlieferten überindividuellen Verhältnisse voraussetzen können, aber auch noch nicht die Zeugnisse selbstbewußter Wortführer und Interpreten des Neuen vorfinden. Umso wichtiger wären

sprachgeschichtliche Detailuntersuchungen, die hier Aufschlüsse geben könnten.

Unsere Erzählung kann aber zumindest zeigen, was im ersten Drittel des Jahrhunderts möglich ist. Es existiert ein Bewegungsraum, regional wie sozial, und — dies der Erzählung kurzer Sinn — wenn wir vom Bürgertum dieser Zeit sprechen und damit manches sehr Heterogene zusammenfassen, dann bezeichnen wir damit keinen homogenen 'Stand', sondern diesen Bewegungsräum. Hier finden Aufstiege statt, 'Lebensläufe nach aufsteigender Linie', auch Abstiege, hier kommt es zur unvorhergesehenen Interaktion von Personen ganz unterschiedlicher Herkunft, von Normensystemen ganz unterschiedlicher Struktur und Tradition und hier besteht bereits auch ein recht großer Reflexions- und Diskursbedarf, weil auch Selbstverständigung notwendig ist. Damit wird vielleicht klar, was das heißt: daß das Gemeinsame des Bürgertums sein Problem ist, nichts Gemeinsames zu haben. Es muß geschaffen werden. Notwendig ist eine gemeinsame Vorstrukturierung und Standardisierung der Wirklichkeit, eine Reduktion von Komplexität, die das Handeln wechselseitig berechenbar macht, auch wenn man die angestammte Bezugsgruppe verläßt. Diese Reduktion von Komplexität trägt im 18. Jahrhundert den Namen 'Moral' und dann, nach der Konsolidierung, 'Bildung'. Eine allgemeinemenschliche Moral soll es sein, keine ständische, eine, die man bei jedem Positionswechsel räumlicher und sozialer Art wieder auffinden kann, und so werden die Wörter 'bürgerlich' und 'menschlich' oft zu Synonymen. Niemals zuvor ist über Moral soviel nachgedacht und geschrieben worden, denn niemals hatte man ein neues Verhaltensfundament überständischer und überregionaler Art so nötig. — Noch ehe die Verbindung zur Sprachgeschichte hergestellt ist, läßt sich bereits sagen: Der zweite Akt in der Geschichte der Entstehung der deutschen Standardsprache ist — wie der erste, von der 'Reformation' bewirkte — das Ergebnis einer Krise der regional und ständisch partikularen Ordnungen.

III.

Zunächst kümmern sich die Gelehrten um das neue Problem, Leute vom Schlage eines Thomasius oder Gottsched, vermutlich nicht aus purer Menschenliebe und Solidarität, sondern auch deshalb, weil hier ein neuer Bedarf, ein neues 'Publicum', ein neuer Markt sich auftut. Die relative Autonomie des universitären Lehr- und Disputationswesens gibt für die Gebildeten der Zeit auch das Modell einer bürgerlichen Öffentlichkeit ab, das Modell einer *res publica litteraria*, in die grundsätzlich das gesamte Neubürgertum einbezogen ist. Es ist eine politisch vielfach gebremste Öffentlichkeit, die sich ihre Lücken suchen muß, um sich verwirklichen

zu können. Eine solche Lücke sind die 'schönen Wissenschaften' und 'freien Künste'. Wenn es dem König von Preußen einfällt, ein Gedicht zu machen, dann muß er sich gefallen lassen, daß er vom rechtlosen Juden Mendelssohn rezensiert wird. So weit die 'schönen Wissenschaften' und 'freien Künste' scheinbar von der Politik entfernt sind, so sind sie doch als Medium der Verständigung noch über ganz andere Dinge brauchbar als solche der Kunst. Wer z.B. in einer Kritik oder in einer Poetik über bestimmte Verhaltensweisen oder Eigenschaften eines Helden räsioniert, meint damit nicht nur eine fiktive Kunstfigur, sondern begründet das auch mit seinen allgemeineren Ansichten über das menschliche Leben. —

Das also ist der e r s t e Faktor, welcher der Literatur eine besondere Stellung zu verschaffen vermag: Als der heimlichen Stätte einer öffentlichen Rede mit tendentiell universeller Thematik und damit als Forum des Diskurses, in dem die neue Intersubjektivität sich bilden kann.

Als z w e i t e s wäre die Eigenart poetischer Rede als gebundener Rede zu nennen. Jan Mukařovský, der strukturalistische Poetiker, hat den Bühlerschen Sprachfunktionen eine vierte hinzugefügt, die ästhetische, welche die Aufmerksamkeit auf das Zeichen selbst lenke. Ich will diese Theorie hier nicht übernehmen, weil sie mit einigen diskussionsbedürftigen Voraussetzungen operiert, sondern nur bei ihr anknüpfen. Etwas salopp kann diese 'ästhetische Funktion' gedeutet werden als eine Verschnürung von Texten, die ihre Transportierbarkeit erhöht. Dieser Sachverhalt wurde in den letzten Jahren, als das Nachdenken über Textästhetik immer wieder zur Abweichungspoetik zurückkam, etwas vernachlässigt. Wenn ein Text gereimt ist und ein bestimmtes Metrum aufweist, dann ist er wesentlich leichter aus seiner Situation zu lösen, ohne daß er in seinem Wortlaut verändert wird. Das gilt schon für simple Bauernregeln, die durch ein solches Rekurrenzsystern verschnürt werden. Natürlich können in ausgebildeteren poetischen Formen dann weit komplexere Mittel der Bindung eintreten, die Reim und Metrum sogar überflüssig machen, Pointierungen etwa, ganze Geschichten mit Anfang, Mitte und Ende, von denen man nicht einfach etwas weglassen kann, bis hin zu raffinierten Methoden der metaphorischen Verklammerung und symbolischen Querverweise. Es sind Texte von besonders starker Kohärenz, — von so starker Kohärenz, daß sogar Abstriche bei der Logizität und beim Realitätsbezug gemacht werden können, ohne daß sie deshalb zerfallen. Solche verschnürte und transportable Texte, räumlich wie zeitlich transportabel bis hin zur sogenannten 'Zeitlosigkeit' großer Dichtung — solche Texte also eignen sich in besonderem Maße dazu, als Topoi ('Örter') der Verständigung kanonisiert zu werden und in ähnlichem Maße Intersubjektivität zu begründen wie ein 'heiliger' Text; aber diese

Intersubjektivität kann nun als profane die religiöse ergänzen, gelegentlich auch in Konkurrenz zu ihr treten.

Hinzu kommt ein d r i t t e r Moment. Poesie im 18. Jahrhundert ist vornehmlich erzählende oder dramatische Poesie; daneben natürlich auch eine Fülle von gereimter Kleindichtung, die man aber nur auf etwas mißverständliche Weise als lyrisch bezeichnen könnte (das 'Lyrische' im modernen Sinn gibt es erst seit Goethe). Solche Dichtung findet ihre Domäne in der konkreten Falldarstellung, im Exempel. So meint z.B. schon Thomasius, das Studium der Poesie sei u.a. für den angehenden Juristen deshalb sehr nützlich, weil er lernen könne, wie man zu einem 'lege' einen geschickten 'casum' finden könne. Dichtung in diesem Sinne ist Moral-Kasuistik an Exempeln. Die mehr als ein Jahrhundert dauernde Fixierung am Goethischen Typus von Poesie hat uns solche Äußerungen immer wieder belächeln lassen. Aber das ist unhistorisch. Wenn Gottsched meint, am Anfang der poetischen Produktion stehe immer ein moralischer Lehrsatz, zu dem man dann eine passende Fabel sucht, dann ist das nicht Engstirnigkeit, sondern Ausdruck eines kulturpolitischen Programms der Herstellung von Intersubjektivität durch Dichtung. Kein Autor einer moralischen Wochenschrift läßt es sich nehmen, seine Lehren erzählerisch-szenisch einzukleiden oder in fingierten Briefen vorzutragen. Und auch die Schaubühne, die noch Schiller als moralische Anstalt deuten wird, kann sich Ansehen erwerben als eine Art Abendschule der Intersubjektivität. 'Mitleiden', so sagt Lessing, sollen wir in der Tragödie lernen, und das meint nichts anderes als Intersubjektivität. Für Christian Wolff ist die Kirche die geistliche, das Theater die weltliche Verkündigungsanstalt der Moral. Die "Comödien und Tragödien" hätten "einen Vorzug für den wahren Exempeln", denn bei den "wahren Exempeln" liegt oft allzuviel Zeit zwischen der Tat und ihren Folgen. "Hingegen in Comödien und Tragödien folget alles, was zusammen gehöret, in einer kurzen Reihe aufeinander, und lässet sich daraus der Erfolg der Handlungen viel besser und leichter begreifen, als wenn man im menschlichen Leben darauf acht hat." Im Besonderen des poetischen Exempels, so meinte er, solle das Allgemeine anschauend erkannt werden. Es ist eine Dichtungslehre, die dann später mit dem Begriff des 'Typischen' in ganz anderem Kontext wiederkehren wird.

IV.

Ihre herausragende Bedeutung kommt die Dichtung erst in den späten 40er und in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts. Die 30er und frühen 40er Jahre sind beherrscht von einer anderen Dominante, die unter dichtungsgeschichtlichem Aspekt als Vorstufe bezeichnet werden muß.

Ich spreche in diesem Zusammenhang von der 'Gottsched-Wolff-Zeit' oder der Phase der normativen Forderung oder des Objektivismus (das letzte im Anschluß an Brüggemann). Denn in dieser Phase sollen die Maximen des richtigen Handelns noch auf deduktivem Weg aus obersten Prinzipien der Vernunft und Natur abgeleitet werden. Da diese Instanzen aber Leerformeln sind, setzen sie den sozialen Konsens, den sie begründen sollen, bereits voraus.

Es ist ein nur scheinbar deduktives, in Wirklichkeit zirkuläres Verfahren, bei dem Vernunft und Natur doch immer wieder durch Autoritäten oder Berufungen auf den gesunden Menschenverstand, also durch Tradition gestützt werden müssen. Man nennt zuweilen als Symbolfigur der Aufklärung Prometheus, der das Feuer vom Himmel geholt hat; das ist durch eine zweite Symbolfigur zu ergänzen, nämlich Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog. Die Letztinstanzen von Vernunft und Natur mögen subjektiv tatsächlich die entscheidende Rolle gespielt haben, aber aus der Distanz gesehen hatten sie nur eine persuasive Hilfsfunktion bei der Herstellung des sozialen Konsens, der aus alten, heterogenen Quellen neu zusammengestellt und befestigt werden mußte.

Vernunft und Natur als Letztinstanzen waren in dieser Phase der Konsensbildung nur kurzfristig einzusetzen. Schon jetzt bedient man sich gern der Überzeugungskraft der poetischen Exempel. Die sächsische Typenkomödie ist vielleicht das auffälligste Beispiel. In ihr sollen die 'Laster', d.h. Abweichungen vom vernünftigen Mittelmaß angeprangert werden. Es gab da gewiß manches zu lachen und zu lernen. Aber die 'Tugend' blieb, als bloßes Vermeiden von Abweichungen, leer und blaß.

In den späten 40er und den 50er Jahren treten neue Mittel hinzu. Das 'delectare' der neuen Poesie schafft einen konsensbildenden kulturellen 'Überschuß', Freundschaft und Geselligkeit werden gefeiert, und in der Anakreontik auch das gepflegte erotische Spiel. Zur Natur und zur Vernunft tritt als weitere Instanz das 'Herz'.

Es beginnt jene Zeit, die in den Literaturgeschichten als 'Empfindsamkeit' erscheint. Ein Herz hat jeder, auch der Ungebildete, der kein collegium logicum durchlaufen hat. Man könnte von der Gellert-Zeit sprechen, auch von der Zeit des jungen Lessing, des jungen Wieland und eines guten Dutzend weiterer Autoren, die heute keiner mehr liest, die aber eine förmliche Dichtungskultur bildeten: Pyra, Lange, Hagedorn, Uz, Götz, Gleim, J. E. Schlegel, Rabener, Weiße, Gessner, Kästner, Ewald von Kleist, Cramer, Rost, Gieseke, Zachariae und noch einige mehr. 1751 wird Gellert Professor in Leipzig, qualifiziert durch drei Komödien, einen Roman, eine lateinische Programmschrift für die rührende Komödie und einen Band mit

Fabeln und Erzählungen. Diese Fabeln und Erzählungen werden, nach der Bibel, zum weitestverbreiteten Buch Deutschlands. Dichtung wirkt unmittelbar aufs Herz und ist deshalb wie keine andere Institution fähig, die neue Intersubjektivität zu festigen. Ich kann hier auf die inhaltliche Seite dieses Literaturtypus nicht eingehen; es genüge der Hinweis, daß die fortwährende Thematisierung von Freundschaft, Geselligkeit, Gelassenheit und Genügsamkeit die Konfliktvermeidung, also den sozialen Konsens, zum obersten Gebot macht.

V.

Schon seit einiger Zeit ist hier implicite von Sprachgeschichte die Rede. Die Kodifizierung einer sprachlichen Norm setzt ja voraus, daß es anerkannte Vorbilder gibt, bei denen die Grammatiker anknüpfen können. Die Entwicklung im 18. Jh. läßt sich unter diesem Gesichtspunkt exemplarisch an den unterschiedlichen Argumentationssituationen Gottscheds und Adelungs verdeutlichen. Gottsched war bei seinen sprachlichen Normierungsversuchen vor einem ähnlichen Problem gestanden wie bei seinen poetischen und moralischen. Vernunft und Natur allein konnten die sprachliche Norm nicht begründen. Um aufzuzeichnen, was das 'beste' Deutsch war, mußte er eine Vorentscheidung treffen. Gottsched setzte fest, das 'beste' Deutsch sei ein geläutertes Meißnisch. Damit aber folgte er nicht der Vernunft und Natur, sondern der Tradition (was durchaus vernünftig war). Wenn er dafür die Begründung gab, daß das Meißnische in der Mitte des deutschen Sprachraums lag, war das eher ein Zeichen seiner Argumentationsnot. Kein Wunder, daß man ihm von der Peripherie her, von Schlesien und vor allem der Schweiz, heftig widersprach. Zwar berief sich Gottsched auch auf die 'besten' Schriftsteller, aber abgesehen davon, daß das auch zirkulär war: Wer sollten diese 'besten' Schriftsteller sein, in den 40er Jahren des 18. Jh., zumal er mit den neu aufkeimenden Bestrebungen der jungen Generation nichts im Sinn hatte? Er nennt Autoren wie Opatz, die Hofdichter Canitz und Besser und den Abt Mosheim, gewiß verdienstvolle Männer, aber doch von viel zu geringer Wirkung, als daß sie das Argumentationsdefizit hätten ausgleichen können. Da ist Adelung in einer völlig anderen Situation. Neben den von Gottsched favorisierten Autoren kann er sich auf 'beste' Autoren berufen, die, wie Gellert und die anderen genannten, tatsächlich bereits hohe überregionale Anerkennung genossen. Es gibt in den 50er Jahren eine vielgelesene, überregionale poetische Nationalliteratur, und diese Literatur folgt bereits einer weitgehend einheitlichen Sprachnorm. Natürlich hätte Adelung sein Wörterbuch nicht allein mit diesen Autoren bestreiten können; eher schon hätten sie für seine Bemühungen um Stil

und Grammatik ausgereicht. Vor allem aber hatten sie eine Art Pilot-Funktion als vorzeigbare Vorbilder, hinter deren Schild dann auch andere Bereiche berücksichtigt werden konnten.

Der Beitrag dieser Literatur bei der Durchsetzung einer überregionalen Norm ist von der älteren, dichtungssprachlich orientierten Forschung nur ungenügend berücksichtigt worden. Noch bei Blackall z.B. kommt sie nicht vor. Denn ihre unmittelbar dichtungsgeschichtliche Bedeutung ist, gelinde gesagt, unauffällig, verglichen etwa mit den gleichzeitigen Bemühungen Klopstocks. Aber ihre konsensstiftende Wirkung macht sie wahrscheinlich zum wichtigsten Beitrag der Poesie bei der Entstehung der überregionalen Norm überhaupt. Deshalb meine eingangs geäußerte Befürchtung, daß ein zu pauschaler Begriff von Literatursprache hier weiterhin ein Forschungsdesiderat ungesehen lassen könnte.

Für Adelung jedenfalls (und noch für didaktische Handbücher des frühen 19. Jahrhunderts) ist dies die 'klassische' Periode der deutschen Literatur, und schon als er in den 70er Jahren sein Wörterbuch erscheinen läßt, kann er sich nicht mehr auf die inzwischen nachgewachsene neue Generation berufen. Es beginnt eine dritte Phase sowohl in der Geschichte der Dichtung wie in der Geschichte bürgerlicher Intersubjektivität.

VI.

Ohnedies ist das eben entworfene Bild etwas einseitig. Schon die poetische Sprache Klopstocks, die den 50er Jahren zugehört, ist für Normierungsversuche nicht brauchbar, sondern schöpft ihr Pathos aus der Normabweichung. Und schon in der zweiten Hälfte der 50er Jahre entsteht mit dem Bürgerlichen Trauerspiel eine literarische Stätte der Konfliktformulierung, und zwar jenes innerbürgerlichen Konflikts, der aus rigoristischer Norm und Glücksbedürfnis des Einzelnen entspringt (der Konflikt mit der höfischen Welt kommt erst rund zwanzig Jahre später auf die Bühne). Gegenläufig zum Prozeß der Festigung des bürgerlichen Moral-Konsens und des bürgerlichen Sprach-Konsens vollzieht sich schon hier eine Bewegung, welche die Normen bereits voraussetzt und die Kosten der Normierung thematisiert oder aus der Abweichung Funken schlägt.

Um 1770 kommt das voll zum Durchbruch. Der Augenblick der gefestigten Norm ist zugleich schon der Augenblick der Revolte gegen die Norm. Es melden sich mit lauter Stimme die Abweichler, sei's angestoßen durch das Sprachdenken Hamanns, sei's auch nur deshalb, weil der expandierende literarische Markt dem Provokateur besondere Chancen zu bieten scheint. Etwas zugespitzt könnte man sagen: In den 70er

Jahren beginnt, angesichts der eben erst gefestigten Norm, das Zeitalter der Abweichungspoetik und der Abweichungsethik, jenes bis an die Gegenwart reichende Zeitalter also, das der Norm immer wieder den emphatischen Begriff einer Wahrheit gegenüberstellt, die über jede Norm hinausgreift. Die Reduktion von Komplexität durch Normierung wird als Wahrheitsverlust empfunden. Der Sturm und Drang, von dem hier die Rede ist, ist bereits die erste binnenbürgerliche Rebellion.

Die Dichtung wendet sich in den 70er Jahren jenen Themen zu, für die weder die Leipziger noch die Berliner Aufklärer hinreichende Lösungen oder zumindest Formulierungen gefunden hatten, sozialen Problemen, dem Problem des Todes, das immer wieder als *cantus firmus* auftritt, und jenem Problem, das man heute mit dem Wort der 'Selbstverwirklichung' zu bezeichnen pflegt. Schon in den 70er Jahren, nach zwei Generationen, hat das Neu-Bürgertum den ganzen Turnus vom konturlosen Konglomerat zu jener reduzierten Komplexität durchgemacht, die allererst intersubjektivität ermöglicht, zugleich aber auch als Verkürzung der Wahrheit und Knebelung der Entfaltung des Einzelnen empfunden wird. Man hat früher gesagt und sagt es gelegentlich auch heute noch, der Sturm und Drang sei die Zeit der Entdeckung des Individuums. Das ist sicher nicht falsch. Aber man muß hinzufügen: Es ist die Entdeckung des *e i n g e s c h r ä n k t e n* Individuums; die Thematisierung der Individualität macht ja überhaupt erst einen Sinn, Individualität ist überhaupt erst ein entdeckungswürdiges Problem, wenn überindividuelle normative Strukturen einen so hohen Geltungsgrad erreicht haben, daß der Einzelne sich an ihrem Widerstand als Einzelner erfahren kann.

Gellert und sein Kreis hatten Gelassenheit, Bescheidenheit und Geselligkeit gepredigt. Zum Kultbuch der 70er Generation aber avanciert der 'Werther', der eben dies zum Thema hat: 'Einschränkung' des Authentizitätsstrebens in allen denkbaren Verwirklichungsbereichen: metaphysisch, erotisch, künstlerisch, sozial, bis hin zur Sprache. Der erste Konflikt Werthers mit seinem Chef ist ein sprachlicher: Der Gesandte will ihm seine Inversionen nicht durchgehen lassen ...

VII.

Doch ich will hier nicht repetieren, was zur Sprache der Sturm- und Drang-Zeit zu sagen wäre, sondern ich will zum Abschluß auf die längerfristig, bis in die Gegenwart wirkende Tendenz hinweisen, die in dieser Periode erstmals deutlich greifbar wird. Sprachliche Normierung und Normierung der Wirklichkeit zum Zwecke der Berechenbarkeit und intersubjektivität gehen immer Hand in Hand. Und seit jener

ersten binnenbürgerlichen Rebellion wird es immer wieder Bewegungen geben, welche die zum Zwecke der Normierung reduzierte Komplexität wiederherstellen wollen. Wahrscheinlich verdankt die bürgerliche Gesellschaft gerade diesen Rebellionen ihre bemerkenswerte Überlebensfähigkeit, denn sie halten die Normen locker und ermöglichen die Anpassungen an neue Situationen. Jede der vielen Todesannoncen der bürgerlichen Gesellschaft läutete in Wirklichkeit eine neue Metamorphose ein. Mit dem Sturm und Drang beginnt eine Art *Funktionsdualismus* der Literatur offenkundig zu werden (vorhanden war er in Ansätzen schon immer), – der bis in die Gegenwart reicht, eng mit dem Funktionsdualismus einer recht verstandenen 'Sprachkultur' zusammenhängt und letztlich die Ratio der bürgerlichen Gesellschaft, ihre Beweglichkeit mitbegründet.

Auf der einen Seite gibt es eine Funktion von Literatur, die ich als subsidiär bezeichne. Diese Funktion dominiert sowohl in der Gottsched-Zeit als auch in der Gellert-Zeit, und sie dominiert überall da, wo Literatur in den Dienst einer bestimmten Sozialisation gestellt wird. Sie unterstützt die Standardisierungen der Wirklichkeit wie die der Sprache. Sie macht bei weitem den Hauptanteil des Gebrauchs von Literatur bis in die Gegenwart aus: Auch sogenannte 'kritische' Literatur ist subsidiär, wenn sie zur Stabilisierung des Wirklichkeitsbildes oppositioneller Zirkel dient. – Daneben aber gibt es eine zweite Funktion von Literatur, die ich als komplementär bezeichne und die erstmals in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts mit Macht hervortritt. Sie zielt auf die jeweils unbeleuchtete Seite der Wahrheit, auf das, was bei den Problemlösungen der jeweiligen Rationalität vernachlässigt, verdrängt, als irrelevant beiseite gestellt wurde. Ihr Spektrum ist so weit wie der Raum, der bei der jeweiligen Reduktion von Komplexität ausgeblendet wurde und gerade deshalb die Menschen beunruhigt. Er reicht von der 'symbolisch-augenblicklichen Offenbarung des Unerforschlichen', wie Goethe es nennt, über die sozialen und psychischen Kosten unserer Problemlösungen bis hin, zum Beispiel, zum unversorgten Problem des Todes.

Falsch jedoch wäre es, diese zweite, in fortschrittlichen Milieus auf Anhieb attraktiver erscheinende Funktion direkt erfassen zu wollen und nur ihr unsere Pflege angedeihen zu lassen. Gerade die erste, die subsidiäre Funktion begründet, wie eh und je, Intersubjektivität, und dieses Geschäft sollte man nicht den Produzenten von 'Dallas' allein überlassen. Die 'Ausdruckskraft' der Normabweichung wirkt nur deshalb, weil sie die Norm voraussetzt und ein *zusätzliches* Register ist; nicht Unfähigkeit, sondern nur das souveräne – zumindest passive –

Beherrschen der Norm macht die Abweichung zu einem Akt der Freiheit. Mag sein, daß institutionelle Sprachnormung sich auch heute noch in derselben Begründungsnot befinden wie zu Zeiten Gottscheds und Adelungs und sich, wie diese, dem Vorwurf der Pedanterie aussetzt.

Die arbiträren Elemente einer Einzelsprache sind nicht strikt begründbar, und die Begründungen der motivierten Elemente sind zumeist nur als Eselsbrücken zu gebrauchen. Scheinrationale Detailbegründung verdeckt hier nur, was, wie bei Gottsched und Adelung, die eigentliche Quelle der Norm ist: Tradition, die nicht begründbar, doch der kritischen Weiterführung zugänglich ist. 'Begründet' ist Sprachkultur nur in der Unentbehrlichkeit einer Reduktion von Komplexität für jede Verständigung, und in der Notwendigkeit zugleich, diese Reduktion nicht zur Bornierung verkommen zu lassen, sondern ein möglichst hohes Maß an Differenzierung zu ermöglichen. So kann sie auch an die Komplementär-Funktion von Dichtung anknüpfen. Denn anders als Gottsched und Adelung können wir uns auch dort auf die 'besten' Schriftsteller berufen, wo es nicht nur um die Durchsetzung einer Norm, sondern auch um deren Relativierung geht. Selbst die Wilhelminische Klassikerpflege mußte Goethes normenverwirrende Sprachmagie mit-transportieren, und selbst der Büchmannisierte Schiller enthält noch die 'Entrebande' der Freiheit. Wenn 'Sprachkultur' beides will, Einübung von Normen und Locker-Halten der Normen, wird sie sich in besonderem Maße am Beispiel der Poesie orientieren können.

Literatur

- Berger, Günter, u.a.: Interpretation als Gesellschaftsgeschichte. Anmerkungen zu Heinz Schlaffer: Der Bürger als Held, in: Kindt, Walther/Schmidt, Siegfried J. (Hrsgg.), Interpretationsanalysen, München 1976, S. 145 - 165.
- Beutler, Ernst: Das Goethesche Familienvermögen von 1687 - 1885, in: Ernst Beutler, Essays um Goethe, Bremen 1957, S. 389 - 400.
- Blackall, Eric A.: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700 - 1775. Stuttgart 1966.
- Brockmeyer, Rainer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang. Diss. Münster 1961.
- Brüggemann, Fritz/Faustian, Helmut (Hrsgg.): Die bürgerliche Gemeinschaftskultur der vierziger Jahre. 2. Bde. Leipzig 1933 (Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe Aufklärung, Bd. 5 und 6).
- Dann, Otto (Hrsg.): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. München 1981.
- Eggers, Hans: Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 4. Reinbek 1977.

- Eibl, Karl: Bürgerliches Trauerspiel, in: Wessels, Hans-Friedrich (Hrsg.), *Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*, Königstein 1984, S. 66 - 87.
- Eichler, Ingrid/Bergmann, G.: Zum Meißnischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: PBB, Halle, Jg. 89, 1968, S. 1 - 57.
- Gessinger, Joachim: *Sprache und Bürgertum*. Stuttgart 1980.
- Goldfriedrich, Johann: *Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode (1648 - 1740)*. Leipzig 1908.
- : *Geschichte des deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Literaturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740 - 1804)*, Leipzig 1909.
- Haider-Pregler, Hilde: *Die sittlichen Bürgers Abendschule. Bildungsanspruch und Bildungsauftrag des Berufstheaters im 18. Jahrhundert*. Wien/München 1980.
- Henne, Helmut: Probleme einer historischen Gesprächsanalyse. Zur Rekonstruktion gesprochener Sprache im 18. Jahrhundert, in: Sitta, Horst (Hrsg.), *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*, Tübingen 1980, S. 89 - 102.
- Herrlitz, Hans Georg: *Studium als Standesprivileg. Die Entstehung des Maturitätsproblems im 18. Jahrhundert*. Frankfurt 1973.
- Herrmann, Ulrich (Hrsg.): *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und der Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Weinheim/Basel 1982.
- Im Hof, Ulrich: *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*. München 1982.
- Kiesel, Helmuth, Münch, Paul: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*. München 1977.
- Kopitzsch, Franklin (Hrsg.): *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland*. München 1976.
- Martens, Wolfgang: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1968.
- Möller, Helmut: *Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert*. Berlin 1969.
- Nerius, Dieter: *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache*. Halle 1967.
- Perels, Christoph: *Studien zur Aufnahme und Kritik der Rokokolyrik zwischen 1740 und 1760*. Göttingen 1974.
- Polenz, Peter von: *Geschichte der deutschen Sprache*. 9. Aufl. Berlin 1978.
- : Sozialgeschichtliche Aspekte der neueren deutschen Sprachgeschichte, in: Thomas Cramer (Hrsg.), *Literatur und Sprache im historischen Prozeß*, Bd. 2, Tübingen 1983, S. 3 - 21.
- Popper, Karl R.: Zur Theorie des objektiven Geistes, in: Karl R. Popper, *Objektive Erkenntnis*, Hamburg 1973, S. 172 - 212.
- Püschel, Ulrich: Die Berücksichtigung mundartlicher Lexik in Johann Christoph Adelungs 'Wörterbuch der hochdeutschen Mundart', in: ZDL, Jg. 49, 1982, S. 28 - 51.

- Riedel, Manfred: Art. 'Bürger, Staatsbürger, Bürgertum', in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. 672 - 725.
- Ruppert, Wolfgang: Bürgerlicher Wandel. Studien zur Heranbildung einer nationalen deutschen Kultur im 18. Jahrhundert. Frankfurt/New York 1981.
- Sauder, Gerhard: Sozialgeschichtliche Aspekte der Literatur im 18. Jahrhundert, in: IASL, Jg. 4, 1979, S. 197 - 241.
- Scheibe, Jörg: Der Patriot (1724 - 1726) und sein Publikum. Göppingen 1973.
- Schildt, Joachim: Abriß der Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin (Ost) 1981.
- Vierhaus, Rudolf (Hrsg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg 1981.

Sprachkultivierung in der schulischen Bildung

Das Plakat, mit dem Sie zu dieser Tagung eingeladen haben, hat mir gut gefallen. Wie ich mehrmals beobachten konnte, forderte es zu Nachdenken und Auseinandersetzung heraus. Man sieht darauf einen nach links gerichteten Kopf, auf der Höhe der Kehle tritt aus schwarzem Hintergrund ein grüner, frisch gepflückter Apfel hervor, ein Blatt hängt noch am Stiel; unten erkennt man ein Geflock von Wurzeln oder Haaren, man könnte an den oberen Rand einer männlichen Brust erinnert sein. Evas Apfel, das Medium analoger Kommunikation beim Liebesspiel der Ur-eltern, wird im Adamsapfel des Mannes zum Instrument digitaler Kommunikation, zu der Stimme, die das Ja oder das Nein spricht. Was das Ja und seine Folgen angeht, wissen wir aus der biblischen Geschichte bescheid. So also hat die Vertreibung aus dem Paradies begonnen, daß Evas Apfel zum Adamsapfel wurde, daß eine Kommunikation ohne Zwischentöne, die digitale, an die Stelle des Reichtums jener anderen trat. Mir scheint, daß sich heute diese ärmere in der schulischen Bildung fortsetzt. Und damit bin ich beim Thema.

Die Wörter, die zu dem Thema "Sprachkultivierung in der schulischen Bildung" zusammengestellt wurden, sind vieldeutig und determinieren sich auch in dieser Zusammenstellung nicht zur Eindeutigkeit. Für die wichtigsten von ihnen, Bildung und Kultur bzw. Kultivierung, gab vor zweihundert Jahren Moses Mendelssohn in seiner Aufklärungsschrift folgende Erklärung:

"Die Worte Aufklärung, Kultur, Bildung sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vorderhand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum. Sollte dieses ein Beweis sein, daß auch die Sache bei uns noch neu sei? Ich glaube nicht."¹

Der Sprachgebrauch habe, so meint Mendelssohn, die Grenzen zwischen den Inhaltsseiten der Wörter noch nicht endgültig gezogen. Er schlägt vor, Bildung als Oberbegriff zu wählen, Kultur und Aufklärung als Unterbegriffe auf einer Ebene. Kultur sei mehr auf das Praktische gerichtet, Fertigkeiten, Sitte, Brauchtum; Aufklärung sei auf das Theoretische gerichtet, wissenschaftliche Erkenntnis vor allem. Beide seien subjektiv als Fähigkeiten der Gesellschaftsmitglieder zu verstehen, Kultur dann als Kultivierung auch, objektiv als Ergebnis der Anwendung eben dieser Fähigkeiten. Bildung ist also immer nach Mendelssohns Verständnis auch auf Wissenschaftsorientierung gerichtet.

Kultur ist im folgenden als die Auseinandersetzung der Gesellschaftsmitglieder um eine konsensfähige Deutung der Wirklichkeit und Begründung ihres Handelns gesehen. Dabei geht es um eine Verständigung über die Beziehungen der Beteiligten untereinander, ihre Beziehung zu sich selbst und zur äußeren Natur. Die Interpretation dieser Beziehungen geschieht in Symbolisierungen verschiedenster Art, von denen die Sprache die wichtigste ist. Nennt man diesen Prozeß aber einen Verständigungsprozeß, dann besteht die Gefahr, ihn als herrschaftsfreien Diskurs zu deuten. Tatsächlich greifen in ihn aber diejenigen, die an Mitteln der Herrschaft teilhaben, über Selektionen und Substitutionen lenkend ein. Diese sind im Bereich der Schule bei uns vor allem der Staat, der über Organisation und Inhalte des Unterrichts bestimmt. "Schulische Bildung" benennt also jene widersprüchliche Einheit von Aufklärung und Kultur einerseits und Handhabung selektiver und substituierender Mechanismen zur Sicherung der Herrschaft andererseits. Diese widersprüchliche Einheit erscheint in der Geschichte des Deutschunterrichts in wechselnder Gestalt. Ich werde im folgenden die vier Gesichtspunkte dazu herausgreifen, die nach meiner Einschätzung gegenwärtig die wichtigsten sind. Ihre Beachtung führt zu dem Ergebnis, daß in der schulischen Bildung das Gedachte an die Stelle des Denkens, das Formulierte an die Stelle des Formulierens zu treten droht, wenn nicht schon getreten ist. Diese vier Gesichtspunkte sind:

- das Verständnis des Sozialen als national;
- die Dominanz der Zentralkultur gegenüber anderen kulturellen Tätigkeiten;
- die Unbestimmtheit der Inhalte des Deutschunterrichts; und
- die Flucht ins Einfache.

Ich habe an anderer Stelle den kulturtheoretischen Rahmen für diese Auswahl ausführlich begründet: inwiefern nämlich schulische Bildung als Veranstaltung der zentralen Kultur die Spannung zwischen Spielraum und Festlegung nur bewahren kann, wenn sie in ihren Bildungsbegriff Aufklärung einschließt; andernfalls verkommt Kultur zur Anpassung ans Selektierte und Substituierte gemäß Herrschaftsinteressen.²

Das Verständnis des Sozialen als national

Es geht hier um jenes spezifisch deutsche Problem, das sich seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts stellt und das Helmuth Plessner als das der "verspäteten Nation" beschrieben hat.³ Die verspätete staatliche Eini-gung hat das Selbstverständnis der Deutschen als Kulturnation gefördert,

so daß Sprache und Literatur als integrierende Kräfte eine übertriebene Bedeutung erhielten, die Bedeutung der Gesellschaft für diese Integration aber verdeckt wurde. In der Sprache Mendelssohns könnte man sagen, daß in der Bildung bei uns die Kultur die Aufklärung überlagerte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts geht es hinsichtlich der Muttersprache im Gymnasium noch um die Rechtfertigung muttersprachlichen Unterrichts gegenüber dem Latein als "Einheitssprache der Gebildeten". Man findet z.B. in der Schulschrift des Gymnasiums Essen von 1829 die Muttersprache als "das Palladium eines Volkes" dargestellt⁴, die letzte Institution, die die nationale Identität verbürgen kann. Im Rahmen des Liberalismus, der sich um das Paulskirchen-Parlament entwickelte, gewinnt die Nationalerziehung einen neuen Akzent. Der Patriotismus der 48er war auf Reichseinigung gerichtet und zugleich gegen Fürstenherrschaft gewandt. Für sie war die nationale Einigung identisch mit einer gesellschaftlichen Liberalisierung, einer Entwicklung zur Demokratie hin. So betont Diesterweg (1790-1866), der wegen seiner Liberalität in Religionsdingen 1850 aus preußischen Diensten entlassen wurde, daß nicht die Zugehörigkeit zu Einzelstaaten entscheidend sei, sondern die Einheit der Deutschen.⁵ In der wilhelminischen Zeit gewinnt dann die Besinnung auf die nationale Bedeutung der Muttersprache jene nationalistische Betonung, die Otto Lyon mit dem bösen Schlagwort "Vom Humanismus zum Germanismus" benannt hat. Damit ist gleichzeitig ein antirationalistischer, antiaufklärerischer Affekt verbunden. Solches Gedankengut bleibt auch nach Niederlage und Umgestaltung des Staates 1919 wirksam. Ab 1920 erscheint die "Zeitschrift für Deutschkunde", 1922 wird die "Deutsche Oberschule" eingerichtet. Die Deutschkunde wollte in Literatur und Sprache den deutschen Nationalcharakter auffinden und stärken – durch wissenschaftliche Forschung wie durch schulischen Unterricht. Dabei meinte der Deutschdidaktiker Walther Seidemann, man könne innere Sprachbildung so gestalten, daß die Schüler über die "innere Sprachform" ihrer nationalen Eigenart gewiß würden.⁶ Der endgültige Bruch mit der humanistischen Tradition aus Aufklärung und Klassik geschieht dann im Nationalsozialismus, der das Nationale ins Rassistische pervertierte, Wissenschaftsfeindlichkeit als Volksnähe ausgibt. Und nach der Zeit der Verbrechen schreibt z.B. Rudolph Prestel in der zweiten Auflage seiner Didaktik 1963:

"Der Weg des 19. Jahrhunderts führt nicht über Diesterweg, auf dessen pädagogischer Saat zuviel Flugsand eines verspäteten Aufklärungsrationismus liegt ..."⁷

Was mit "Flugsand des Rationalismus" gemeint ist, spricht Walther Seidemann in der 4. Auflage seiner Didaktik so aus:

“Die Einheitsschule (wir würden heute Gesamtschule sagen, F.H.) ist nicht nur und sogar nicht in erster Linie eine bestimmte Schulgliederung, sondern ein Bildungsgrundsatz. Sie will als Vorbedingung für die Volkseinheit die Einheit der Erziehung zur deutschen Kultur.”⁸

Ursprünglich war die Einheitsschule verstanden als eine Schulform, in der klassen- bzw. schichtspezifische Unterschiede ausgeglichen werden sollten. Das ist bei Seidemann gar nicht mehr das Thema, sie gelten bei ihm als überwunden, wenn bei allen unterschiedlichen Interessenlagen die Einheit im Nationalen erreicht wird. Das Problem ist nicht, daß Seidemann offenbar nicht für die Einheitsschule (Gesamtschule) ist, darüber wäre mit Argumenten zu streiten und gegebenenfalls zu unterliegen. Das Ungebildete, weil Aufklärungslose an dieser Äußerung ist vielmehr die Verschiebung des sozialen Problems der Bildungschancen ins Nationale; im Gefolge davon wird dann die Volkskultur so einheitlich gesehen, wie sie gerade aufgrund der Ungleichheit der Gesellschaftsmitglieder nicht ist.

Und heute? In dem neuesten, wenn auch nicht modernsten Deutsch-Lehrplan der Bundesrepublik, der zur Lehrerfortbildung freigegebenen Endfassung des revidierten Lehrplans von Baden-Württemberg, findet man zu dem hier behandelten Aspekt unseres Problems auf S. 32 einen wichtigen Hinweis. Es geht dabei für Klasse 10 um eine Aufgabe im “Arbeitsbereich 3: Sprachbetrachtung und Grammatik”. Diese Aufgabe ist so formuliert:

“Die deutsche Sprache in den beiden deutschen Staaten: die sprachliche Einheit als Ausdruck einer gemeinsamen Geschichte und Kultur. Tendenzen der Sprachentwicklung in beiden deutschen Staaten.”⁹

Das ist ein wichtiges Thema für den Deutschunterricht. Hier aber wirkt es wie ein Irläufer, weil es im Zusammenhang mit dem Lernziel steht, die geschichtliche Dimension der Sprache an Dialekten zu erkennen. Darauf wird dann später ausdrücklich Bezug genommen, es wird hingewiesen auf “Bevölkerungsbewegungen nach dem Krieg”.¹⁰ Dazwischen steht aber, als ob es sich um das gleiche handelte, der Hinweis auf den “Vergleich von Wörterbüchern West und Ost”¹¹, wodurch zwei Dinge vermengt werden: einerseits das Problem der historischen Entwicklung von Dialekten, auch infolge von politischen Entscheidungen; andererseits das Problem der Auseinanderentwicklung des westdeutschen und des ostdeutschen Deutsch, sofern diese überhaupt besteht, die nach meinem Verständnis auf andere Vorgänge zurückzuführen ist. Da geht es nicht um Dialekte, sondern um Sprachveränderung aufgrund von unterschiedlichen Entwicklungen gesellschaftlicher Systeme. Offenbar überlagern hier nationalerzieherische Interessen die fachlich bestimmten Aufgaben des Deutschunterrichts. Der Eindruck der Verwischung von politischen und fachlichen

Gesichtspunkten wird an anderer Stelle bestätigt, dort nämlich, wo die "deutsche Frage" erneut beschworen wird:

"Deutsche Frage: geistesgeschichtlich-kulturelle Zusammenhänge Süddeutschland – Mitteldeutschland. (Schiller, Goethe, Wieland)."¹²

Das kippt ins Groteske. Für die angespielten geistesgeschichtlich-kulturellen Zusammenhänge zwischen Süddeutschland und Mitteldeutschland waren soziale Gründe entscheidend, zumindest mitentscheidend, oder wissen die Lehrplanmacher Baden-Württembergs wirklich nicht, was Goethe z.B. nach Weimar führte und wie sein Vater das beurteilte? Da taucht, noch verhüllt, diese alte Denkfigur auf, in der das Soziale national-kulturell interpretiert wird. Deshalb muß man sagen, daß der Baden-Württembergische Deutschlehrplan zwar der neueste, aber nicht der modernste ist. Ich benutze ihn trotzdem als Beispiel, weil er nach meiner Einschätzung zur Zeit der kulturell-politische trend-setter ist. Er unterdrückt an der schulischen Bildung die Aufklärung und verhindert auf diese Weise sprachliche Kultivierung.

Die Dominanz der Zentralkultur gegenüber anderen kulturellen Tätigkeiten

Die Geschichte des Deutschunterrichts ist von frühesten Zeiten an von dem Problem begleitet, wie das Verhältnis von Hochsprache zu Dialekt, von Hochkultur zu Volkskultur zu bestimmen sei. Diesterweg sah das Problem im Zusammenhang mit den sozio-kulturellen Chancen, die Schüler(innen) über den Besitz der Hochsprache gewinnen. Er meinte, wohl mit Recht, daß auch die Schüler der Unterschicht fähig sein müßten, jene überregionale Sprache zu verstehen und zu gebrauchen, in der relevante gesamtgesellschaftliche Inhalte diskutiert werden. Was er nicht in Rechnung stellte, war die Gefahr, daß bei einem "Hinauferziehen" zu Hochsprache und Hochkultur immer der Preis des Verlustes kultureller Oppositionen und Alternativen gezahlt wird, die besonderen Lebenswelten regionaler oder sozialer Art entsprechen.¹³ Das Verständnis von sprachlicher Kultivierung als "Hinauferziehen" legt es auch nahe, an die Stelle der Befähigung zu kultureller Tätigkeit die Anpassung an die anerkannte Kultur zu setzen. Seit Beginn eines eigenständigen Deutschunterrichts wird dieses Problem unter zwei Voraussetzungen diskutiert. Für die eine kann die Auffassung August Hermann Niemeyers stehen, der Kant und Pestalozzi verpflichtet war, aber stets vor der Überschätzung formaler Bildung warnte. Er lebte übrigens von 1754-1828, war ein Enkel Franckes und zuletzt Direktor der Franckeschen Stiftungen:

“In Familien, wo gut gesprochen wird, ist die Übung nicht so lange nötig als in den Volksschulen. Hier ist sie zugleich ein Mittel, Kinder des Volkes zu gewöhnen, den Lehrer, der ja im Deutschunterricht und auf der Kanzel sich nicht ihres gemeinen platten Haustons bedient, sondern richtig Hochdeutsch spricht, recht verstehen zu lernen.”¹⁴

Der Erwerb der Hochsprache steht bei ihm im Dienste des Zugangs zu den Bereichen des Wissens, die wegen ihrer überregionalen Bedeutung hochdeutsch vermittelt werden; im Dienste der Aneignung gesellschaftlich ungleich verteilten Wissens, das die Gesellschaftsmitglieder entsprechend ihren Bedürfnissen erwerben wollen oder erwerben müssen. Dieser volkserzieherischen Position steht eine Auffassung gegenüber, die die schichtspezifischen Sprachunterschiede bestehen läßt, indem den Schulformen des dreigliedrigen Schulsystems je eigene Aufgaben der sprachlichen Kultivierung zugewiesen werden. 1852 weist z.B. von Raumer darauf hin, daß die Sprache der Kinder aus gebildeten Familien eh schon der Hochsprache nahestehe, so daß man für die sprachliche Kultivierung dieser Kinder weniger Zeit aufwenden müsse.¹⁵ Noch 1951 stellt Freudenthal fest, daß die volkstümliche Sprachbildung den Sprachbedürfnissen der “Laien”, des “gemeinen Mannes” genügen müsse und daß alles, was darüber hinausführe, in der Volksschule überflüssige Liebesmüh sei.¹⁶ Unter solchen Voraussetzungen wird “volkstümliche Sprachbildung” zum Ersatz für soziale Chancen. So etwa hatten sich auch die Nationalsozialisten die Verteilung sozialer Gratifikationen vorgestellt. Aber diese Verdrängung hat in Deutschland nicht nur eine Geschichte, sondern sie ist, wie manche Zeichen vermuten lassen können, auch andauernde Gegenwart. In dem neuesten, ich wiederhole: nicht modernsten bundesdeutschen Lehrplan für Deutsch an Gymnasien, dem von Baden-Württemberg, findet man als gymnasialspezifische Aufgabe:

“Im Gymnasium wird die Fähigkeit entwickelt, theoretische Erkenntnisse nachzuvollziehen, auch schwierige Sachverhalte geistig zu durchdringen sowie vielschichtige Zusammenhänge zu durchschauen, zu ordnen und verständlich darzustellen. Der Schüler soll über die Beherrschung der Muttersprache und fremder Sprachen zur freien argumentierenden Rede und zur Kenntnis unterschiedlicher Sprachstrukturen und Methoden des selbständigen Spracherwerbs geführt werden.”¹⁷

Alle diese Ziele sind gut und richtig – aber sie gelten nicht nur für das Gymnasium, sondern für alle Schularten; gerade die neueste Entwicklung im Bereich der Berufsbildung bestätigt das. Hier aber sind sie ausdrücklich, 1983, dem Abschnitt “Der besondere Erziehungs- und Bildungsauftrag des Gymnasiums” zugewiesen. Bezüglich des Verhältnisses Hochsprache – Dialekt wird unter den Bildungs- und Erziehungszielen des Deutschunterrichts angeführt:

“– Förderung der Ausdrucksfähigkeit in der Hochsprache, wobei die Mundart in ihrem Eigenwert anerkannt bleibt.”¹⁸

Die Begründung für diese Toleranz wird an späterer Stelle gegeben:

“Als Unterrichtssprache ist grundsätzlich die Hochsprache zu verwenden. Der Schüler soll sie korrekt und angemessen gebrauchen lernen. Mundart sprechende Schüler sollen so zum Gebrauch der Hochsprache hingeführt werden, daß ihre Bereitschaft zur spontanen mündlichen Äußerung erhalten bleibt und gefördert wird. Durch die Verdeutlichung von Eigenarten und Gemeinsamkeiten verschiedener Mundarten kann das Verständnis für die Vielfalt und Einheit des deutschen Volkes vertieft werden.”¹⁹

Wieder werden beherzigenswerte Forderungen verkürzt geboten. Es fehlt nämlich ein Hinweis darauf, daß Dialekt auch soziale Unterscheidungsfunktion haben kann. So nimmt es nicht wunder, daß unter der Überschrift “Aufwertung der Mundart” zwar zu lesen ist:

“Aufwertung der Mundart: Zusammengehörigkeitsgefühl, Gefühlswerte, Anschaulichkeit. Beispiele von Mundartdichtung und Mundarttheater. Eigene Gestaltungsversuche. Sprachspiele im Dialekt.”²⁰

Unter den Funktionen fehlt aber der Protest, die genannte soziale Unterscheidungsfunktion und das Mundartlied in seiner neuen Form. Dabei handelt es sich bei neuerem Mundartgebrauch um einen kulturgeschichtlich und politisch wichtigen Vorgang. Im Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Metropolen geschieht hier – wie auch anderswo – ein Rückzug in überschaubare Lebenswelten mit erlebbarer Zusammengehörigkeit, auch sprachlich. Es treten dort sympathetische Beziehungen anstelle der rationalen, die angemessen wären, um die Zentralmacht besser zu kontrollieren. Und dieses Problem soll nicht in den Zusammenhang des “Sprechens über Dialekt” in Klasse 10 gehören, bei immerhin 16jährigen Schülerinnen und Schülern? Nation und Volk statt Gesellschaft: Kultur ohne Aufklärung verkommt zur Halbbildung und, wie jetzt zu zeigen ist, in der sprachlichen Kultivierung zur normgerechten Oberflächlichkeit.

In dem Baden-Württembergischen Lehrplan sind Lernziele und Inhalte verbindlich. Dabei treten besonders in Kästen eingerahmte Anweisungen hervor. Von diesen gelten zwei der Rechtschreibung, sechs sind Hinweise, daß die Hälfte der Zeit für Literatur aus dem Lektüreverzeichnis verwandt werden muß, siebenmal wird die Verpflichtung ausgesprochen, daß bei der Textauswahl Goethe und/oder Schiller zu berücksichtigen sind, einmal, daß verschiedene Gattungen beachtet werden müssen.²¹ Hier bestätigt sich: Ziel ist die Anpassung der Schüler an die zentrale Kultur, nicht die Befähigung zu kultureller Tätigkeit. Erbe statt Erwerb.

Die Unbestimmtheit der Inhalte des Deutschunterrichts

Im Unterschied zu allen anderen Fächern in der Schule hat der Sprachunterricht innerhalb des Deutschunterrichts keinen Inhalt, der Schülerinnen und Schülern in der Weise fremd wäre, wie dies in Fremdsprachen oder Sachfächern der Fall ist, auch der Mathematik. (Im Literaturunterricht innerhalb des Deutschunterrichts stellt sich das Problem anders). Dieser Sachverhalt führt zu der Frage, ob der Inhalt des muttersprachlichen Sprachunterrichts eher formal oder inhaltlich zu bestimmen ist. Das gilt sowohl für die produktiven wie für die analytischen Tätigkeiten, also für Sprachkultivierung in den Arbeitsbereichen Sprechen und Schreiben ebenso wie für die Sprachkultivierung im Bereich von Sprachbetrachtung und Grammatik. Niemeyer, den wir schon als sozialbewußten Volkserzieher kennengelernt haben, erklärt die Aufgabe der Sprachkultivierung, ausgehend vom gebildeten Sprechen in manchen Familien, so:

„Jener bildende Umgang wird ja bei weitem nicht allen zuteil. Überdies hat die Bekanntschaft mit den Sprachgesetzen an sich selbst etwas Geistbildendes, und es ist schon als Verstandesbeschäftigung von hohem Wert; außerdem bekommt jede Fertigkeit einen desto höheren, je mehr man sich der Gründe deutlich bewußt ist.“²²

Hier geht es darum, daß die sprachlichen Regularitäten der Syntax, Semantik, Pragmatik ebenso wie die kulturell vermittelten Handlungsmuster des Sprechens und Schreibens nicht einfach blind vollzogen, sondern erkannt und in ihrer Funktion verstanden werden können. Reflexivität des eigenen Handelns steht hier im Zentrum der Sprachkultivierung.

Dem steht eine Begründungsfigur für die Beschäftigung mit der Struktur der Muttersprache gegenüber, die um die Jahrhundertwende weit verbreitet war und bei der es darum geht, in der Struktur der Muttersprache den nationalen Geist wiederzufinden und darin das Individuelle als national zu erkennen.²³ Niemeyers Position, deren Reflexivität den Irrtum nahelegt, Beschäftigung mit Sprache könne ein „Turngerät des Geistes“ sein, reflexive Sprachbetrachtung und Bewußtwerdung des eigenen sprachlichen Handelns könne abgelöst von Inhalten und Situationen geschehen, wurde häufig als Formalismus und Intellektualismus diffamiert. In der heutigen Diskussion wird Sprachkultivierung weitgehend als solche Reflexivität verstanden, und es ist die schon bei Diesterweg zu erkennende funktionale Sprachbetrachtung²⁴ anerkannt. Sprachkultivierung zielt dann darauf, bei der Analyse und Produktion von Texten nicht nur auf den sprachlichen Kontext, sondern auch auf den situativen Kontext Bezug zu nehmen. Die Entwicklung der Pragmatik und der Gesprächsanalyse hat da neue Möglichkeiten für den Unterricht vor-

bereitet. Die konsequente Entwicklung einer didaktischen Sprachlehre im Bereich von Sprachbetrachtung und Grammatik ebenso wie von Sprechen und Schreiben scheitert aber bis heute daran, daß die Lehrpläne aller Bundesländer für die Sprachlehre grammatische Inhalte vorschreiben, die die traditionelle Schulgrammatik wiederholen. Schulbücher mit eigenen, neuen Ansätzen könnten gar nicht zugelassen werden. Dabei folgt man zudem einer bundesweit erfolgten Terminologieregelung der KMK, durch die z.B. die Valenzgrammatik ausgeschlossen wird. Herr Wimmer hat in einem Gutachten dieses Instituts deutlich darauf hingewiesen.²⁵

Der Lehrplan von Baden-Württemberg bleibt bedauerlicherweise in dem traditionellen Widerspruch verstrickt, daß er einerseits funktionale Sprach- und Textbetrachtung ausdrücklich fordert, andererseits den Stoff der Schulgrammatik ebenso verbindlich macht wie die traditionellen Schreibmuster. Da werden Inhalte Klassenstufen zugeordnet, als ob in Stuttgart jemand wüßte, was sonst keiner weiß: in welchem Alter Kinder heute z.B. sprachliche Modalitäten unterscheiden können; in Klasse 6 bestimmt nicht, in Klasse 7 vielleicht, in Klasse 8 ganz bestimmt? Das mag der Schulaufsicht helfen, der Sprachkultivierung dient so etwas nicht, weil die Bedürfnisse der Sprecher sich nicht nach Lehrplanregelungen richten.

Die Flucht ins Einfache

Die Frage nach der – wie man so sagte – “verständlichen” Formulierung spielte in den Auseinandersetzungen um die Hessischen Rahmenrichtlinien eine wichtige Rolle. Häufig war mit diesem Argument etwas anderes als “Verständlichkeit” gemeint, wie die oft wiederholte Gleichsetzung von “unverständlich” und “soziologistisch” zeigt. Es geht dabei um die Frage, wieweit die fachliche, und das heißt immer auch: die fachsprachliche Formulierung eines Lehrplans gehen darf. Ist es richtig zu verlangen, daß Eltern und Schüler den sie betreffenden Lehrplan auf Anhieb verstehen können müssen? Zwar bedürfen wir heute nicht mehr der Forderung nach Wissenschaftlichkeit, weil es den muttersprachlichen Unterricht gegen den Lateinunterricht zu verteidigen gälte. Wohl aber brauchen wir Wissenschaftsorientiertheit, wenn der muttersprachliche Unterricht nicht völlig willkürlich von denen bestimmt werden soll, die gerade über die politische Macht verfügen. Wir haben ja erlebt, was dabei herauskommt, daß nämlich am Ende einer nationalistischen Erziehung eine rassistische stand, die Millionen von Menschen das Leben gekostet hat.

Auch die Reklamation der Erfahrung des Kindes kann in diesem Zusammenhang nicht stehen. Der Gegensatz Erfahrung des Kindes und Wissen-

schaft ist Ergebnis einer antirationalistischen, antitheoretischen Einstellung, er existiert nicht tatsächlich. Denn auch das Schulkind baut seinen Wissensbesitz mit Hilfe von Begriffen auf, kann darüber nur verfügen, wenn er geordnet ist, und lernt nur dazu, wenn der Lernprozeß folgerichtig und klar überschaubar gestaltet wird. Zwar kann die Bedeutung eines Wissensstoffes in der Wissenschaft anders akzentuiert sein als im Leben, deshalb ist ja die didaktische Reflexion nötig. Alle anderen Gegenüberstellungen verweisen aber auf einen antiwissenschaftlichen Affekt, der dem Unterricht nicht dient. Denn nur mit Hilfe von Wissenschaft kann man etwas über die reale Lebenswelt von Kindern erfahren; ohne sie muß man sie aufgrund einer Ideologie postulieren.

Das Problem der Flucht in die Einfachheit spiegelt sich oft in Forderungen, die die Öffentlichkeit an Lehrpläne stellt. Der neue Lehrplan Baden-Württemberg scheint die Forderung nach Einfachheit zu erfüllen, nicht zuletzt auch durch seine Kürze. Prüfen wir das an einem Beispiel. Das Lernziel für den dritten Arbeitsbereich, Sprachbetrachtung und Grammatik, für Klasse 5 lautet:

„Die Sprachbetrachtung dient dem Verständnis sprachlicher Äußerungen, dem Einblick in Gesetzmäßigkeiten und Ausdrucksmöglichkeiten der Muttersprache sowie der Einsicht in Leistungen und Funktionen der Sprache. Damit soll sie auch zur Ausdrucksfähigkeit und zur Sicherheit im Sprachgebrauch beitragen.

Die Schüler lernen Bedeutungsfunktionen und Bauformen einfacher Sätze sowie Zusammenhänge und Gliederungsmöglichkeiten des Wortschatzes kennen. Sie lernen grammatische Kategorien und üben ihre Anwendung bei der Erklärung sprachlicher Äußerungen.“

In der verbindlichen Inhaltsspalte steht dann zunächst:

„Wesentliche Funktionen der Sprache im Sprachgebrauch
Mitteilung, Verständigung und sprachliches Handeln.“

Von den Inhalten der Zielangabe finde ich in der Inhaltsspalte alle die wieder, die mit Grammatik im traditionellen Sinne zu tun haben, sie lesen sich wie ein Ausschnitt aus dem Inhaltsverzeichnis des Grammatik-Schülerduden. Ich zitiere:

„Syntax, Arten des einfachen Satzes: Aussage-, Frage-, Aufforderungs-, Ausrufesatz; Satzglieder: Subjekt, Prädikat, Objekt (Genitiv-, Dativ-, Akkusativobjekt); Satzzeichen ...;

Wortarten, Substantiv und Artikel, Verb: Infinitiv, Personalformen in Verbindung mit Personalpronomen; Imperativ und andere Formen der Aufforderung; Tempora (Präsens, Präteritum, Futur), Pronomina und ihre Bedeutungsbeziehungen im Text: Personal-, Possessivpronomen, Präpositionen, Fragewörter, Bedeutungslehre, Wortfamilie, Wortfeld.“²⁶

Das ist so eine Stelle, von der ich vorhin sprach, durch die die traditionelle Schulgrammatik ewig wiederholt wird, über die Terminologieregelung sogar unter Ausschluß möglicher kleiner Verbesserungen. Die vorher zitierte Stelle: "Wesentliche Funktionen der Sprache, Sprachgebrauch; Mitteilung, Verständigung und sprachliches Handeln" stellt aber einige Probleme: "Mitteilung" ist offenbar aus dem Modell der Faktoren und Funktionen der Kommunikation in den Plan geraten, "sprachliches Handeln" könnte ein Oberbegriff für Mehreres sein, und "Verständigung" bleibt offen. "Verständigung" findet man in einschlägigen Hilfsmitteln nicht oder nur als Ableitung oder mit Zusätzen. Sollte hier mit "Verständigung" etwa "Kommunikation" gemeint sein, aber irgend ein Goggel-moggel – Sie kennen ihn aus "Alice hinter den Spiegeln" – hätte das Wort verboten? – Jedenfalls stehen die im Plan gereihten Wörter nicht auf einer begrifflichen Ebene. Ich hätte stattdessen geschrieben:

"Faktoren und Funktionen der Kommunikation:

Sprecher (Ausdruck) – Angesprochener (Appell) – Gegenstände und Sachverhalte (Darstellung).

Sprache und Sprechen in alltäglichen Situationen."

Ich halte das für eine bessere, sachlichere, klarere und eine theoriebezogene Formulierung, die das Verständnis der Laien nicht ausschließt. Der Fachmann, der der Lehrer doch wohl immer noch sein soll, weiß, in welchem Zusammenhang das alles steht. Die Formulierung des Lehrplans ist nur scheinbar volkstümlicher. Sie gibt den Theoriebezug auf, ohne sachlich verständlicher zu sein. Zieht man Aufklärung von Bildung ab, dann bleibt offenbar *n i c h t* Kultur übrig, sondern etwas, was eben jener Goggelmoggel als "Kultur" zu definieren sich anmaßt.

Auf den Ausschnitt aus dem Inhaltsverzeichnis des Schüler-Duden will ich nicht eingehen. Aber warum steht da z.B. "Bedeutungslehre" statt "Semantik", vorher aber "Syntax" statt "Verknüpfungslehre"? Wer bestimmt eigentlich diese Willkür?

Einfach ist schwer.

Nur überzeugende Einfachheit erweckt das Vertrauen, daß es um Sprachkultivierung, nicht um andere, mehr oder weniger vordergründige Ziele gehe.

Wenn meine Vermutung stimmt, daß es sich bei diesem Lehrplan um einen kulturpolitischen trend-setter handelt, dann wird von sprachlicher Kultivierung in der schulischen Bildung in Zukunft kaum noch die Rede sein können.

Ich fasse zusammen:

Versteht man unter "Bildung" mit Mendelssohn die Einheit von Kultur und Aufklärung, dann ist sprachliche Kultivierung ohne Aufklärung, ohne Wissenschafts- und Theoriebezug nicht möglich.

Aus der Entwicklung des Deutschunterrichts kann man vier Tendenzen erkennen, die die Verknüpfung von Kultur und Aufklärung gefährden, nämlich:

- das Verständnis des Sozialen als national. Die deutsche Teilung legt das Selbstverständnis der Deutschen als Kulturnation erneut nahe und könnte diese unheilvolle Tendenz auch weiterhin fördern.
- die Dominanz der Zentralkultur gegenüber anderen kulturellen Tätigkeiten. Freilich braucht eine Gesellschaft wie die unsere eine Standardsprache, die die Verständigung über die sprachlichen Varietäten hinweg ermöglicht. Zu sprachlicher Kultiviertheit gehört aber, daß die Sprecher dadurch nicht den (sub)kulturellen Ausdrucksformen entfremdet und dieser gar beraubt werden, weil der Anpassungsdruck an die Zentralkultur zu stark wird. Vor allem gehört zu sprachlicher Kultivierung heute auch die Fähigkeit, die eigene Sprache in der verfremdeten Form als Medium der Verständigung anzunehmen, die sie im Munde von Ausländern haben kann; im Munde von Ausländern geringer Ausbildung vor allem und solchen, deren Muttersprache ganz anders ist als die unsere.
- die Unbestimmtheit der Inhalte des Deutschunterrichts. Gegenstand des Deutschunterrichts ist die Muttersprache im gesellschaftlichen Verkehr. Der Zusatz "im gesellschaftlichen Verkehr" ist gegen zwei Verkürzungen gerichtet. Zunächst dagegen, daß bei Betrachtung der muttersprachlichen Eigenheiten dieselben als integrierende Kraft außerhalb der gesellschaftlichen Handlungsbedingungen gedeutet werden. Dahinter steht ein Verständnis von Kultur, das diese außerhalb des realen Lebens sieht, über diesem, sei es nationalistisch, sei es ästhetisierend. Die zweite Verkürzung, gegen die der Zusatz "im gesellschaftlichen Verkehr" gerichtet ist, ist das eingeschränkte Verständnis von der Erfahrungswelt der Kinder heute. Sie bedürfen schon als Zehnjährige — natürlich in altersgemäßer Form — der Vorbereitung auf die Modernität. Dabei spielt die Chaotisierung der Erfahrung durch das Medienangebot eine wichtige, immer noch wichtiger werdende Rolle. Hinzu kommt die über den technologischen und bürokratischen Denkstil geförderte Ausblendung der Frage nach dem Zweck der Zwecke. Sprachliche Kultiviertheit ist hier durch eine Desymbolisierung der Erfahrung bedroht, weil sich an die Stelle eigener Symbolisierungsleistungen von außen angesonnene, nicht rekonstruierbare Symbolisierungen setzen. Dagegen kann es der Sprach-

kultivierung dienen, wenn kulturelle Tätigkeiten höher bewertet werden als die Annahme kultureller Objektivationen.

— die Flucht ins Einfache. Die Inhalte des Deutschunterrichts können vor allem nicht durch Theorielosigkeit besser bestimmt werden. Stattdessen ist für sprachliche Kultivierung die Arbeit an einer Aufgabe gefordert, deren Lösung noch nicht abzusehen ist, die Moses Mendelssohn in der frühesten Zeit, da sie sich stellte, aber so charakterisiert hat:

Es kommt stets auf die Grundbegriffe unseres Denkens an.

„Ohne diese können wir in keiner Wissenschaft, in keiner Theorie der Kunst den mindesten Schritt tun. Je weiter wir in unserer Betrachtung gehen, je länger wir gleichsam den Faden ausspinnen, der von diesen ersten Begriffen ausgeht; desto weniger können wir die Folgen mit ihren ersten Gründen zugleich übersehen, desto mißlicher wird also jede kleine Unrichtigkeit oder auch nur Unbestimmtheit in den ersten Grundbegriffen. So lange wir in unseren Schlüssen noch Begriffe und Worte, Zeichen und Bezeichnetes zugleich denken können, kommt auf die gar zu genaue Bestimmung der Grundideen noch so viel nicht an. Hier und da mögen die Umrisse derselben noch schwimmend, die Grenzen nicht auf das genaueste bezeichnet sein, bald dieses, bald jenes Merkmal mehr oder weniger mit einschließen. Im Grunde sind diese Wegzeichen nicht unsere einzigen Führer, auf die wir uns völlig verlassen. Wir haben vielmehr noch immer unsern Ausgangsort in den Augen, und können uns kleine Ausweichungen erlauben; denn wir wissen wieder einzulenken. Sobald aber die Reihe unserer Schlüsse so lang wird, daß wir uns den bloßen Worten wie algebraischen Formeln anvertrauen müssen, so führt jede kleine Abweichung am Ende weit vom Ziele weg; denn wir wissen nicht mehr, wohin wir einlenken sollen.“²⁷

Hier finden wir an geschichtlich früher Stelle, in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, beschrieben, was uns heute als die Herrschaft des Signifikanten bedroht, die Herrschaft des Gedachten über das Denken, des Formulierten über das Formulieren. Diese ist die größte Bedrohung der Sprachkultivierung, und es muß bezweifelt werden, daß die Schule ihr hinreichenden Widerstand entgegensetzt. Neigt sie doch dazu, aus Bildung Aufklärung zu eliminieren und sie nach einem willkürlich gefaßten Kulturbegriff zu definieren.

Anmerkungen

- 1 Moses Mendelssohn, Über die Frage: was heißt aufklären? in: M.M., Gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von G.B. Mendelssohn, Leipzig 1843 (Nachdruck der Ausgabe 1863: Hildesheim 1972) III, S. 399.
- 2 Vgl. Franz Hebel, Spielraum und Festlegung, Königstein/Ts. 1979.
- 3 Helmuth Plessner, Die verspätete Nation, Stuttgart 1959.

- 4 A. Schrieber, Andeutungen über den Unterricht in der deutschen Sprache auf Gymnasien, in: Schulschrift Gymnasium Essen 1829, S. 12-14; vgl. dazu auch Juliane Eckhardt, Der Lehrplan des Deutschunterrichts, Weinheim 1979.
- 5 Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg, Schriften und Reden in zwei Bänden, hrsg. von Heinrich Deiters, Bd. 1, Berlin/Leipzig 1950, S. 75.
- 6 Walther Seidemann, Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung, Heidelberg 1927 (4. Auflage Heidelberg 1959), S. 84.
- 7 Rudolph Prestel, Methodik des Deutschunterrichts ²1963, S. 239.
- 8 Seidemann (Anm. 6), S. 84.
- 9 Revidierter Lehrplan Deutsch für Baden-Württemberg, S. 32.
- 10 ebd.
- 11 ebd.
- 12 ebd., S. 40.
- 13 Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg, Meinungen über Sprache und Sprachunterricht, besonders über den gegenwärtigen Standpunkt der Methode derselben, hrsg. von Heinrich Deiters u.a., I. Abt. Bd. 4, Berlin 1961, S. 8-9.
- 14 August Hermann Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner (1787) 2. Teil, Reutlingen ⁸1827, S. 421.
- 15 Rudolf v. Raumer, Das Deutsche auf dem Gymnasium, in: R. v. R., Geschichte der Pädagogik, Bd. 3 der 2. Abtl., Gütersloh 1852, ⁶1897, S. 211.
- 16 Herbert Freudenthal, Volkstümliche Sprachbildung, Westermanns Pädagogische Beiträge 1951 (3), S. 354.
- 17 Lehrplan (Anm. 9), S. 3.
- 18 ebd., S. 7.
- 19 ebd., S. 11.
- 20 ebd., S. 32.
- 21 ebd., S. 5, 6, 10, 11, 15, 20, 25, 29, 39, 44.
- 22 Niemeyer (Anm. 14), S. 108.
- 23 Handbuch der Pädagogik, Bd. 2, Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts (1898) ¹⁰1913, S. 285.
- 24 Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg, Wegweiser für deutsche Lehrer, Bd. 1, Essen ²1838, S. 334.
- 25 Rainer Wimmer, IDS-Stellungnahme zu dem "Verzeichnis grundlegender grammatischer Fachausdrücke ...", in: IDS-Mitteilungen 9, Mannheim 1983, S. 5 ff., insbesondere S. 21 ff.
- 26 Lehrplan (Anm. 9), S. 7/8.
- 27 Mendelssohn (Anm. 1), V, S. 403.

Sprachkultur und Literatur

Jan Willem van de Wetering, der niederländische, englisch schreibende Verfasser vortrefflicher Kriminalromane, hat sich einen Teil seiner Qualifikation — für mich: den wichtigsten — als Schüler eines Zen-Klosters in Kyoto geholt. In seinem Erfahrungsbericht "Der leere Spiegel" referierte er die Geschichte eines Mönchs, der Stunde um Stunde damit zu bringt, den Garten von gefallenem Laub zu säubern. Nebenan haust ein alter, bereits invalider Meister, der ihm bei dieser mühseligen Arbeit zuschaut. Wie sie vollbracht ist, sagt der Alte: Jetzt fehlt nur noch eins. — Was? will der Gärtner wissen. — Trag mich über den Zaun, dann will ich's dir zeigen. — Der Mönch gehorcht; der Alte schleppt sich zu einem Bäumchen, das noch nicht alles Laub hat fallen lassen, und schüttelt es. Im Nu ist der Garten wieder mit Blättern übersät. — Das! sagt der Alte.

Kein ganz unpassender Einstieg zum Kapitel Literatur und Sprachkultur, wenn diese als Sprachpflege im alten Sinn gepflegter Normen verstanden wird. Wir haben es offensichtlich in unserer Zen-Geschichte mit einem subtileren Verständnis von Gartenpflege zu tun. Wobei es ganz falsch, das heißt: ganz unbuddhistisch wäre, sich über den sorgfältigen Gärtner lustig zu machen. Da soll kein Pedant durch Schaden klug, sondern ein frommer Täter durch Geschehenlassen weise werden. Wenn er bei dieser Gelegenheit erleuchtet wurde, so durch die Erfahrung der Ergänzungsbedürftigkeit des Tuns durch Nicht-Tun; noch mehr: der Zusammengehörigkeit, ja der Gleich-Gültigkeit von Position und Negation. Noch etwas mystischer ausgedrückt: das sorgfältig weggeräumte und das sorglos wieder fallende Blatt stammen vom selben Baum. Der Wind, den die Hand des alten Meisters erzeugt hat, ist kein Argument gegen die Ordnung des Gartens, sondern demonstriert sie — *auch* sie! — als *bewegliche Ordnung*.

Diese Geschichte hat mir geholfen, über meine anfängliche, vielleicht etwas subalterne Unlust an unserem Thema "Sprachkultur" weiterzukommen. Wie jeder, der sich noch durch Schul-Grammatik und Gutes Deutsch, durch mehrere Disziplinen von Sprachwissenschaft plagen mußte, habe ich Gründe für diese Unlust, die zum Ressentiment einladen. Es ist leicht, gegen die Versuche, ins Wasser Linien zu ziehen, die Natur des Wassers auszuspielen, diese Natur womöglich überhaupt erst in den Dichtern verkörpert zu finden und im Fall, daß man sich selber

dazu zählt, für die eigene Arbeit als Freiheit in Anspruch zu nehmen – als Freiheit *vom* gepflegten, ja ganz besonders vom gepflegten Deutsch. Natürlich befindet man sich mit diesem Genie-Anspruch in ansehnlicher Gesellschaft. Zum Selbstverständnis der auf Deutsch Literaturtreibenden gehört ja mindestens seit dem Sturm und Drang, genauer gesehen seit Martin Luther und Jakob Boehme der Anspruch, die eigene Sprache neu zu schöpfen und zu schaffen, inspiriert vom heiligen Geist oder, wenn der nicht mehr helfen will, vom Teufel – heiße der Mephisto oder Dr. Schleppfuß. Kunst will auf Deutsch die Sprache Adams, oder schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen sein – sie erhebt sich über das Bestehende, das sie wie Nichts behandelt. Einmal hat dieses Nichts “tote Konvention”, “Mode”, “Regel”, bloß Nachahmung fremder, womöglich gar “artfremder” Vorbilder geheißen; ein andermal aber auch Schulmeisterei, Beckmestertum, erstarrte Norm. Nicht nur auf Deutsch, aber da am ausdrücklichsten, ideologiemächtigsten, fühlt sich SPRACHE, groß geschrieben, einem Begriff des Originalen verpflichtet, der sich gewöhnt hat, gerade der Konvention des sogenannten “guten Deutsch” zu spotten. Schimmert nicht dieser Topos sogar durch die Verkleidung jener Linguistik, die die *parole*, das Wort aus Menschenmund, die lebendige Variante, ausspielt gegen die *langue*; die Sprache in Bewegung gegen das tote Corpus des Dictionnaires, das sozial und emotional situierte Wort gegen das in der Bedeutung fixierte?

Da ist nicht nur Respekt vor den Tatsachen, da ist auch noch ein Stück Romantik am Werk, und sie kann seltsame Bettgenossen schaffen. Ich erinnere mich an ein Literatentreffen im Québec, an dem nicht erst die grammatisch und stilistisch normierte, sondern schon die gedruckte, ja die geschriebene Sprache zum Kulturverrat erklärt wurde: diesen hochgradigen Alphabeten schien nur die *oralité*, das vom Mund zum Ohr, vom Herzen zum Bauch geredete, wenn irgend möglich überhaupt gesungene oder getanzte Wort kulturbildend und menschenwürdig. Aber auch am scheinbar andern Ende der Zivilisation, in McLuhans verkabeltem WeltDorf, steht die Fiktion spontaner Ansprache am Bildschirm im Geruch echter Menschlichkeit: so treffen sich der ethnologische Literat und der lächelnde Disc Jockey in der Verachtung Gutenbergs. Ein Glanz von Pfiingstwunder ruht auch auf den Kürzeln der Jugend- und Aussteigersprachen, deren echte – oder gespielte – Sprachlosigkeit verstanden werden möchte als Protest gegen die Sprache der Verwalter.

Daß sich der Schriftsteller mit seinem elaborierten Code dem reduzierten, wegwerfenden der Kultur-Opfer – oder Kulturleichen, wie sie sich in Zürich 1980 genannt haben – immer noch näher fühlt als den Vertretern eines sogenannten *guten* Deutsch (oder Englisch, oder Französisch)

ist gewiß ein internationales Phänomen, wie der damit zusammenhängende Boom der *Modern Mundart* und später der Rock-Poesie. Aber auf Deutsch hat die Kritik an der jeweils als herrschend denunzierten Sprache immer eine besondere Schärfe gehabt. Auch die Sprache der Dichter gibt, wie diejenige der Aussteiger, gern und oft demonstrativ zu verstehen, daß sie einem Kulturbegriff, den sie als hohl, ungedeckt, unmenschlich erfährt, nichts verdanken will – und sie wußte nicht immer, oder wollte nicht wissen, daß diese verständliche Reaktion wieder sehr leicht dem Reaktionären verfällt, gegen das sie sich wendet. Wer die echte Kunst – oder die wahre Spontaneität – erst da beginnen läßt, wo die Kultur aufhört, muß sich daran erinnern lassen, daß schon einmal auf Deutsch jemand verkündet hat, wenn er das Wort Kultur höre, entsichere er seinen Revolver – es war einer, der sich als Dichter verstand. Und der Propagandaminister, der's ihm nachsprach, beanspruchte für das, was er anrichten half, seinerseits wieder den Namen einer neuen, einer blut- und bodennahen Kultur. Er vernichtete damit die Grundlage einer Zivilisation, die feinere Geister vor ihm als un-deutsch gekennzeichnet hatten – nur: so brutal hatten sie's natürlich nicht gemeint.

Wenn diese vertrackte Geschichte für unser Thema etwas beweist, so doch wohl dies: daß es das Ursprüngliche als Wert nur da, und nur so lange geben kann, als der Gegen-Wert des Kultivierten, des Überlieferungswürdigen und -befürhtigen gegeben und geläufig bleibt; und daß man weder Kultur noch Zivilisation hat, wenn man meint, das Unvermittelte dagegen ausspielen zu können. Dafür gibt sich das Medium, von dem wir handeln, nicht her; der Unmittelbarkeitswahn zeigt sich, im harmlosen Fall, als Selbstbetrug, im Fall öffentlicher Verbreitung als Beziehungsschwindel, wie das Gutenachtlächeln des Schlafmittelverkäufers am Fernsehen.

Aber ich habe von Sprachkultur und *Literatur* zu reden. Und der Literatur gestehen ja auch unverfängliche Zeugen das Recht zur *Abweichung* zu. Die Sprachwissenschaft definiert das literarische Zeichen geradezu als *anders* geladenes – ich glaube, die russischen Formalisten sprachen von "Isotop" –, dessen Bedeutung nicht, oder nicht primär, durch so etwas wie allgemeinen Sprachgebrauch, sondern durch den spezifischen, einmaligen Kontext definiert wird. Will sagen: der Sinn, den die Konvention dem Zeichen vorgibt, ist im Kunstwerk nur als Zitat gegenwärtig, auf dessen Modifikation es ankommt. Die Übereinkunft, die das Zeichen an eine Sache gebunden hat, ist dazu da, gebrochen zu werden, sie ist, weniger dramatisch gesprochen, *Material*, Spielmaterial. Wer die Bedeutung des Zeichens zu kennen glaubt, muß sie im Kunstwerk, nach dessen eigener Spielregel, nochmals kennen, von frischem deuten lernen.

Das ist ein Prozeß, dessen subtile Formen seine Radikalität verbergen; er verlangt, provoziert einen Mitspieler, der seinerseits zur Abweichung, zum Bruch mit Sprachgewohnheiten, zu einem symbolischen Abenteuer fähig ist. Literarisch lesen ist eine Kunst, die gelernt werden will. Die Erfahrungen, die dazugehören, bilden sich selbstverständlich auch außerhalb der Sprach-Kunst, aber man begibt sich dazu doch nur im Umgang mit ihr, in der Bereitschaft für ihren Eigen-Sinn. Es wird, mit andern Worten, ein hohes — was nicht sagen will: akademisches — Niveau verbalen Gewohnheit verlangt, wenn man das Ungewohnte an der literarisch, kunstmäßig eingesetzten Sprache als solches realisieren soll — als Leser wie als Schreiber. Gerade um den *Schein* des Unvermittelten (etwas Besseres hat das literarische Werk nicht zu bieten) zu genießen, muß man viel vermittelt bekommen, mitbekommen haben von allem, was am sprachlichen Zeichen eben nicht Natur, sondern — altertümlich gesagt — Willkür, moderner gesagt: Übereinkunft ist: nicht gottgegeben, sondern historisch geschaffen und besetzt, sozial gebraucht, auch zum Mißbrauch geeignet. Es ist die durch solche Konventionen beschränkte Freiheit der Wörter, die sich der Leser — nicht nur der von literarischen Texten — gegen die Konvention, aber ihrer bewußt, wieder nehmen muß — der literarische Text fordert ihn geradezu auf, sie sich zu nehmen. Denn er selbst beruht auf ihr: ja er ist durch den Eigen-Sinn seines Sprachgebrauchs definiert.

Und damit ergibt sich das scheinbare Paradox, daß nichts so sehr der Übereinkunft, des Bewußtseins einer Tradition, der Kenntnis seiner Vorgeschichte bedarf wie das literarische Zeichen. Nur der Leser, der sich der Möglichkeiten von Sprachgebrauch, der Sprach-Kultur kundig gemacht hat, ist kritisch genug, um die Überraschung zu würdigen, die das Kunstwerk zu bieten hat — und frei genug, um sich, wenn's hoch kommt, seine Kritik durch das Kunstwerk entwaffnen zu lassen; die disziplinierte Lizenz, die sich die Kunstsprache herausnimmt, zu verstehen als Erinnerung an reale Freiheiten, an realisierbare Potentiale des Menschen.

Wären sie nur berechtigt gewesen, die beweglichen Klagen deutscher Dichter über ein Zuviel an Konventionen! In Wirklichkeit war es ja gerade der Mangel an intelligenter Konvention, an allgemeiner Sprachkultur, der sie zwang, sich zu Genies aufzuwerfen und nicht nur die Kunst, sondern geradezu die deutsche Sprache immer neu zu erfinden. Kein Wunder, daß sie, bei so schwacher sozialer Stütze, wohl oder übel von oben inspiriert sein mußten, wenn nicht von den Göttern, so doch vom Glücksfall eines gnädigen Herrn. So mußte aus dem Mangel, dessen geschichtliche Gründe unter dem Stichwort Deutsche Misere ausreichend

beschrieben worden sind, in Gottes oder Teufels Namen eine Tugend werden, die Tugend des autonomen Originals. So mußte sich der Dichter als der immer wieder Einzige unter lauter Barbaren als Wilder hervortun — um dann für seine Einzigkeit ebenso verfehmt wie gefeiert zu werden.

Wer die deutsche Literatur neben die französische oder die angelsächsische hält, stellt nicht ganz neidlos fest: jene Literaten bewegen sich offensichtlich in einem Kontinuum, dessen Brüche auf den ersten Blick auffälliger erscheinen können, und das dennoch die Wahrnehmung vergangener Leistungen über große Zeiträume hinweg erlaubt. Shakespeares Stücke sind auf heutigen Bühnen zwar interpretationsbedürftig (und interpretationsfähig), aber es sind nie Kuriosa, wie etwa diejenigen des Andreas Gryphius. Racine und Corneille sind erkennbar weit her, ihre Rhetorik, ihr Wertsystem liegen uns ferne. Aber so wenig repräsentativ sie sind, sie sind auf der heutigen Comédie Française präsentabel, ohne gewaltsamer Aktualisierung zu bedürfen, das macht: die französische Bühnensprache hat sich, bei den größten revolutionären Erschütterungen der politischen Kultur, das Instrumentarium bewahrt, in dem ihre historischen und historisch gewordenen Inhalte vorgestellt werden können, und zwar in einer Form, die das *Mea res agitur* auch einem distanzierten Publikum wahrzunehmen erlaubt. Die eigenen Antiquitäten werden, durch eine Tradition gehütet, zum Gegenstand eines nicht nur antiquarischen Interesses. Dergleichen haben wir auf Deutsch nicht; literarische Gegenstände, die älter sind als zweihundert Jahre, beschäftigen bei uns *nur* noch das akademische Interesse. Wir haben allenfalls eine aus Gipfeln, das heißt: glorreichen oder anrühigen Einzelfällen bestehende Literatur. Und da diesen Gipfeln die Täler und Ebenen fehlen, fehlt eigentlich auch das Gefühl für ihren geschichtlichen Abstand, für die soziale Realität der Topographie. Die Zwischenräume liegen sozusagen im Nebel historischer Bewußtlosigkeit. Auch im Vergleich mit der anderen an staatlicher Zerstückelung vergleichbaren Kulturnation Europas, Italien, schneidet die deutsche Literatur unglücklich ab. Denn die Italiener setzten das Gefühl für ihre nationale Identität, anders als die Deutschen, gerade auf den Mythos einer kulturellen Überlieferung und auf eine gebildete Sprache, die sie stellvertretend und darum umso intensiver pflegten. Wie stünde die deutsche Literatur da, wenn sie einen Dante als Maßstab ihrer Identität gehabt hätte! Sie hatte seinesgleichen: Wolfram von Eschenbach war keine geringere Kraft als Dante. Aber die Sprache, die kompositionelle Kultur des "Parzival", die das Zeug gehabt hätte, zum Sammelpunkt einer Kulturgemeinschaft, zum Fundament einer Überlieferung höchster Eigenart und Raffinesse zu werden, ist heute die Sprache

eines verschwundenen ostfränkischen Dialekts, zugänglich nur mit Hilfe von Wörterbüchern und philologischem Spezialwissen. Man muß bis zu Goethe gehen, um einen mit Dante vergleichbaren Katalysator kulturellen Selbstbewußtseins zu finden; Goethe, dem die Tränen kamen, als er einen sizilianischen Bootsmann — einen Menschen des Vierten Standes — Verse Tassos rezitieren hörte; Goethe, der, obwohl er wie keiner den Zusammenhang von Tradition und Dichtergröße verstand und reflektierte, selbst wieder zum unfreiwilligen Darsteller des deutschen Dilemmas wurde. Denn gerade der Klassikerkult, der ihm blühte, diente ja als Ersatzstoff *statt* einer Tradition und war weit entfernt, zur Maxime etwa staatlichen oder gar alltäglichen Handelns zu werden. Der mögliche Traditionsstifter wurde zum Solitär *par excellence* und damit zum Symbol einer Konvention des Exklusiven und des Bildungshochmuts, gegen den sich spätere Dichter, um ihrer Selbsterhaltung willen, wieder mit ihrer eigenen Radikalität wenden mußten. Es sagt fast alles, daß Goethes Wirkung dort, wo ihm selbst am meisten an ihr gelegen war: im sorgfältigen Umgang mit der Natur, in einem organischen, zart-empirischen Verständnis von Wissenschaft, in der Ehrfurcht vor dem Kind und der Universalität seiner Anlagen — daß diese Lebensbegründung in der Weisheit eigentlich nur bei den Anthroposophen, also im Zeichen der Sonderbarkeit, Ereignis geworden ist. Der Rest ist — nun ja: Literatur geblieben, gefeierte zwar, aber sozial einsame.

Ohne Tradition keine Revolution, auch nicht in der Literatur. Die skandalöse Neuheit Baudelaires, die hermetische Radikalität Mallarmés, die kühne Prosodie E.M. Hopkins' konnte nur auf dem Hintergrund einer bewährten und bewahrten Formensprache als Umsturz derselben bemerkt werden. Und je länger der Umsturz her ist, desto deutlicher können wir in ihm auch das Gleitende, Übergängliche, ja die überwundene Form dialektisch Bewahrende und Salvierende wahrnehmen. Und, was Wunder, diese Neuheiten haben eben darum, anders als im Deutschen, Schule machen können. Der Surrealismus oder der Futurismus stellen im Rückblick Stufen eines Weges dar, den das Bewußtsein der gebildeten Zeitgenossen, wenn auch verspätet, mitgegangen ist, während wir in der deutschen Literaturgeschichte eher die Tendenz feststellen, den großen Dichter hinterher, um ihn großzusprechen, aus dem Kontext der Bewegung wieder zu lösen, in dem er seinen Zeitgenossen erschienen ist. Trakl oder Lasker-Schüler, habe ich an meinen hohen Schulen gelernt, sollen schon qua Dichter heute keine Expressionisten gewesen sein, von Kafka, Musil, Robert Walser zu schweigen, an denen je länger desto weniger ein Epochenetikett haften will. Sie sind *hapax legomena*, unmittelbar zum Geist der Dichtung — die sich in diesem Verfahren

wieder als sehr deutscher, als sozial körperloser Geist zu erkennen gibt. Bis vor wenigen Jahrzehnten wäre auf Deutsch schwer vorstellbar gewesen, was im Französischen oder Englischen selbstverständlich ist: daß ein Moderner sich auf seinen Ahnen im 19. Jahrhundert beruft und seine Praxis an ihm mißt, Robbe-Grillet an Balzac, T.S. Eliot an John Donne. Das Reich der Weltliteratur, das Goethe hatte stiften wollen, war auf Deutsch nicht von dieser Welt; eine Utopie, kein Weg, der zur Nachfolge einlud. Keine Literatur straft wie die unsere ihre Epigonen mit Verachtung. Wer dichtete wie Rilke, brauchte für den Spott nicht zu sorgen, wer schrieb wie Goethe, tat es als Parodist — oder disqualifizierte sich als Bildungsphilister. Daß man mit Stolz ein Epigone *und* kritisch sein kann, demonstrierte — mit Schärfe — der einzige Karl Kraus. Die Kulturpolitik des Dritten Reiches hatte etwas wie deutsches Selbstgefühl scheinbar endgültig verkrampft, deutsche Selbst-Behauptung zu einem Witz von böser Provinzialität verkommen lassen. Erst seit wenigen Jahrzehnten, seit der Gruppe 47 und ihren Folgen, beginnt sich, wie ich glaube, ein neues Verhältnis zu den eigenen Wurzeln anzubahnen und mit der Anerkennung heilloser Brüche ein Gefühl für Zusammenhang zu bilden. Die Existenz einer DDR-Literatur, die das Andere im Eigenen, das Eigene im Andern ehrlich und phrasenlos zu sehen zwingt, mag etwas mit dieser Wende zu tun haben. Auf einmal beginnt auch das *eigene* Andere in der Vergangenheit, in der Literaturgeschichte, zwar nicht vertraut, aber präziser fremd, auf berührende Art historisch, also annäherungsfähig zu werden. Ich glaube im Ernst, daß es der deutschen Literatur seit Jahrhunderten nicht mehr so gut gegangen ist wie heute — *weil* sie es sich so wenig wohlsein läßt in ihren Grenzen, den nationalen, den räumlichen und zeitlichen; weil sie ihre Sprache als Arbeit versteht, als ästhetische Arbeit an einer großen, ebenso schrecklichen wie fruchtbaren Unsicherheit der Werte, als Trauerarbeit an der gemeinsamen und trennenden Geschichte. Neue, universale Katastrophen täglich vor Augen, beginnt sie den Bestand der Dinge zu prüfen, aber auch mit andern Augen zu hüten. Um zu wissen, wohin sie geht, will sie besser wissen, woher sie kommt — historisch; und wo sie steht — politisch, sozial. Sie ist nicht mehr unfreiwillig erhaben über die Historie, sondern sehenden Auges eingemischt in die Verhältnisse, von denen sie handelt — *in* denen sie handelt, wie symbolisch immer. Das symbolische Spiel- und Handlungsangebot, das wir literarische Qualität nennen, wird auch bei uns nicht mehr nur gering geschätzt — oder nur hochgelobt ins Folgenlose.

Endlich brauchte, wenn ich recht sehe, die deutsche Literatur nicht mehr so weit her zu sein; brauchte es nicht mehr so weit her zu sein mit ihrer Einsamkeit in der Weltliteratur. Aber die Korrektur kommt spät —

inzwischen ist das ganze *Script* überholt, wie das Medium, in dem es überliefert ist, wie die Grenzen einer nationalen Kultur. Die Leitsprachen der technologischen Zivilisation orientieren sich an keinem literarischen Vorbild mehr, sie werden durch ganz andere Kommunikationsträger geprägt — der Kulturkritiker würde beifügen: um ihre Prägung gebracht. Und er würde auch den Begriff der Kommunikation darin nicht mehr anwendbar, sondern zu einer Formalität heruntergekommen finden, auch wenn die Branche ihn unaufhörlich und wissenschaftlich im Munde führt. Der Bildschirm im Wohnzimmer entwickelt sich vom Freizeitspielzeug immer mehr zum Terminal eines umfassenden Verteilsystems von Informationen und Dienstleistungen. Ein *technisches* Problem ist es längst nicht mehr, den neuen Zeichenträger überall auf Zweiweg-Kommunikation zu schalten: es kann bald ein Gebot der Ökonomie und der Ökologie werden, den größten Teil der Arbeit, die noch von Menschen zu tun bleibt, zu Hause am Bildschirm zu leisten, und natürlich wird diese Arbeit *seine* Sprache sprechen. Das Buch, das klassische und wohl unverzichtbare Medium der literarischen Kultur, wird an diesem Arbeitsplatz immer weniger zu suchen haben.

Das menschliche Glied in der elektronischen Kette wird zur Berechenbarkeit seiner Bedürfnisse und Lebensäußerungen, sozusagen zu einer statistischen Existenz angehalten. Es muß selbst, um die Funktionstüchtigkeit und die *Sicherheit* des Systems zu gewährleisten, in hohem Grad funktionalisierbar, vom Sachzwang her — wenn möglich, ohne ihn als Zwang empfinden zu können — bestimmbar sein. Diese Ansprüche ergeben sich aus der Natur — oder wollen wir's Kultur nennen —? des elektronischen Nervensystems, das schon in seinem Kern, dem Silikonkristall, auf binäre Entscheidungen programmiert ist. Was nicht Ja ist, muß Nein sein, was nicht schwarz ist, weiß, was nicht Jacke, Hose. In der phantastischen Addierbarkeit dieser elektronischen Bausteine verschleiert der Apparat, daß er, auf allen Ebenen, nach dem primitiven System des ausgeschlossenen Dritten funktioniert. Er kann also auch einer Entscheidung auf Grund falscher, ja unsinniger Prämissen die Weihe der Rationalität vermitteln. Wer in dieses System eingeweiht ist, und der Unkundige erst recht, wird nicht mehr leicht darüber hinaussehen. Er durchschaut seinen rein instrumentellen Charakter auch dann nicht mehr, wenn er vorgibt, ihn vorauszusetzen, und läßt sich von der Logik des Programms gefangennehmen wie das Eichhörnchen von der Trommel. Auf subtilere, gewaltlosere Weise, als Orwell vorausgesehen hat, schneidet der Apparat ihrer Verwirklichung den menschlichen Bedürfnissen ihre Optionen ab. Und es kann dahin kommen, daß der Widerstand gegen die technische Ratio nicht nur folgenlos bleibt, sondern undenkbar, unvorstellbar wird.

Was kann Sprachkultur, also Sprachpflege, unter diesen Bedingungen heißen? In welcher Form orientiert sie sich an der Literatur? Wenn es wahr ist, daß Literatur der Sprachgebrauch bleibt, in dem die Form in der Funktion nicht aufgeht; in dem der Berechenbarkeit der Zeichen zuwidergehandelt oder gar gespottet wird; in dem die Option des Kommunikationspartners, des nicht ausgeschlossenen, sondern *geforderten* Dritten, offenbleibt; wenn es wahr ist, daß Literatur von Haus aus die auf Mehrdeutigkeit angelegte, eine emotionale, also komplexe Reaktion herausfordernde, von ihrem Eigenwillen her den Eigensinn des Spielpartners inspirierende Sprachform ist; wenn es am Ende zutrifft, daß die literarische Sprache in spielender Form Handlungsmöglichkeit speichert, zuerst die Möglichkeit *anders*, unvorhergesehen zu handeln – wenn das wahr ist (und ich glaube, es bleibt wahr), so hätte die Sprachpflege, verstanden als *alternative Kulturtechnik*, heute stärkere Gründe als jemals, sich an der Literatur zu orientieren. Dann könnte Sprachpflege fast ein Synonym für Lebensrettung geworden sein, und zwar auf allen Ebenen, von der intim-privaten über die öffentlich-politische bis hin zur globalen. Denn die Literatur schärft, durch ihre Art des Zeichengebrauchs, den Möglichkeitssinn gegenüber dem bedrohlich oder tödlich, vor allem: stumpf und unempfindlich gewordenen Positiven. Wenn die Informationen, die ein Computer speichern kann, nicht weiterhelfen – dann findet sich im ganz anders beschaffenen, anders erworbenen Speicher der Literatur vielleicht eine andere Möglichkeit zur Fortsetzung unserer Geschichte. Damit man ihr folgen, sie auch nur wahrnehmen kann, muß freilich das kulturelle Gedächtnis der Sender und Empfänger von Zeichen dieser Art erhalten bleiben. Die Kompetenz zu ihrem Gebrauch erwirbt man sich natürlich nicht durch Literatur, durch Bücher allein, sondern in der gestischen, beweglichen, sinnlichen Praxis persönlicher Ausdrucksmöglichkeiten. Diese aber bedarf der Stütze, der Erinnerung der Bücher, eines Corpus gepflegter Überlieferung.

Zum Schluß ein persönliches Wort. Jan Willem van de Weterings Zen-Meister sollte mir und uns Mut machen zur Einsicht, daß auch Sprachpflege mehr ist als ein ordentlicher Garten. Daß sie ihren Namen erst dann verdient, wenn sie bereit ist, ihren Ordnungssinn vom Einfall einer neuen Realität überholen zu lassen. Erst dann bewährt er sich als Weisheit, muß nicht Sisyphusarbeit bleiben. Aber so viel Ordnung, diese bewegliche Ordnung des Gärtners *muß* sein, *darf* sein, auch wenn sie von der schönen Tücke ihrer Objekte immer wieder lächerlich gemacht wird. Hier muß die Norm dann das Mitlachen lernen. Die Arbeit an unserem kulturellen Gedächtnis ist ein nie abgeschlossener Prozeß. Vielleicht erscheint seine Notwendigkeit erst recht, wenn der Garten bedroht ist;

dann zeigt sich, daß die Tätigkeit des Pflegers, *weil* sie ebenso symbolisch wie praktisch ist, die Maxime eines rettenden Einfalls für das Ganze enthält und überliefert. Natürlich muß man die Blätter nicht nur sammeln, sondern auch fallenlassen können; wehe nur, wenn sie nicht mehr fallen. Nur eine des Überholtwerdens fähige Sprachkultur entwickelt ein Sensorium dafür, wann der Baum stirbt, will sagen, wann jene lebenswichtige Fähigkeit, aus einem System auszubrechen, es zu überholen, an der Wurzel bedroht ist.

Als Schriftsteller wird man manchmal gefragt, welchem Autor man sich in der Arbeit verpflichtet oder verwandt fühlt. Gemeint sind dann meist Zeitgenossen, Kollegen, Moderne. Und gefragt wird — wenn auch nicht mit diesen Worten — nach Einfluß, Vorbild, Prägung. Ich habe gelernt, daß ich unterscheiden muß: Verbunden und verpflichtet fühle ich mich jedem, der in meiner Generation ein lebendiges und empfindliches Deutsch schreibt. Vorbild sind sie mir alle nicht: wie könnte ein Kafka, ein Robert Walser, aber auch ein Borges, Marquez, Beckett oder Grace Paley Vorbild sein. Der einzige, auf den diese Bezeichnung immer besser paßt, ist Goethe — bei dem das Unnachahmliche tatsächlich mit einer Haltung, mit einem Gestus, einer Vorsicht zusammengeht, die sich zur Nachahmung empfiehlt. Denn sie gehört nicht nur dem Genie, sie gehört dem Begriff der Kultur selbst an. Ich möchte sagen: sie gehört zum Gleichgewichtssinn einer Kultur. Goethes naturwissenschaftliche Schriften beispielsweise sind mehr als Wissenschaft, sie sind praktizierte Weisheit, sehende und tätige Brüderlichkeit im Umgang mit der Natur, Zeugnisse eines Taktes, den wir nicht ungestraft verfehlen. Denn auch wir sind Natur, sind mit den Objekten unseres Interesses durch ein Netzwerk verbunden, das zu zerreißen, zu ignorieren schlimmer als kulturlos ist: es ist selbstmörderisch. Wir können nicht leben, wenn die Bäume sterben. Und nicht von den Bäumen zu reden, kann ein Verbrechen, mehr: es kann ein tödlicher Fehler sein, wenn wir wissen, wie sehr unser Atem vom Atem der Bäume abhängt. Wir *können* es wissen, wir können es schon spüren. Wir bekommen es als Notstand zu fühlen, weil wir das freiwillige, das dankbare Gefühl für den Zusammenhang nicht aufgebracht, als Zivilisation unterdrückt haben, das für Goethe wissenschaftsnotwendig war, ja Naturwissenschaft hieß: Respekt vor dem Objekt, unserem mitgeschaffenen Gegenbild, dem wir nichts antun können, ohne es uns selbst zu tun. Wenn es wahr ist, daß wir dem Geist gleichen, den wir begreifen — dann bleibt angesichts unserer Produkte, die uns mit dem Tod bedrohen, nur der Schluß übrig, daß es dem begreifenden Griff auf unsere Gegenstände am nötigen Zartgefühl und am hinlänglichen Gefühl für unser eigenes Wohl gefehlt hat. Diesen anderen Griff spüre ich

bei Goethe als menschlichen Takt im dichterischen Rhythmus; als Grundgestus eines rücksichtsvollen, deshalb vorsorglichen, darum auch gegenwartsbegabten Erdenbewohners.

Wir finden es nicht mehr skurril, daß es Goethes Maxime war, vor allem den Sinnen zu trauen. Die Sinne sind das Organ der Gegenstände an unserem eigenen Leib, sie erlauben uns, ein naturgetreues, menschengerechtes Urteil über Richtig und Falsch, Bekömmlich und Unfruchtbar. Unser Fortschritt ins Un-Sinnliche – von der Kernphysik bis zur Spitzenmedizin, vom Fernsehbild bis zur Betriebsrationalisierung – hat, vorsichtig gesprochen, unsere Kompetenz nicht bestätigt, mit Größen umzugehen, die sich unserem Gefühl entziehen. Wir haben, beim Griff ins Innere der Materie, bis zur Zertrümmerung ihrer Kerne, unsere Grenzen mitgesprengt und mit der Spaltung des A-tomon auch unser Bewußtsein als Zivilisationsteilnehmer gespalten.

Natürlich meine ich nicht, daß wir das Rad zurückdrehen, daß wir von Goethe materiell lernen können. Aber wir können von ihm lernen, unseren wahren Bedürfnissen nachzugehen und ihnen mehr zu trauen als den Leitbildern der Planer, die sich innerhalb einer Generation vor unsern Augen – und zu unserm Schaden – tragikomisch überholt haben, wie sich ein Aphorismus Lichtenbergs oder eine Maxime Goethes niemals überholen kann. Die Literatur ist deshalb das Medium, meine ich, in dem unsere Erkenntnisse und Einsichten über uns, unsere Zivilisation, am wenigsten altern. Denn nur in der Kunst ist ihnen ein Element des Spiels, des fortsetzbaren Spiels zugesetzt, das von der Materie, an der es vorgeführt wird, zwar nicht ganz zu trennen ist, sie aber doch zu einem symbolischen, das heißt auch, immer noch verfügbaren Stoff des Interesses macht, wenn die Tatsachen, die er präsentiert, vergangen sind. In Walter Benjamins "Wahlverwandtschaften"-Aufsatz ist vom unvermeidlichen Auseinandertreten des Tatsachen- und der Wahrheitsgehalts einer Dichtung die Rede: von diesem Auseinandertreten sei ihre Unsterblichkeit abhängig. Diese Unsterblichkeit aber ist ihrerseits gebunden an die Einsicht nicht nur unserer Geschichtlichkeit, sondern unserer Sterblichkeit. Wir spüren vielleicht besser als Benjamins Zeitgenossen, was er meinte, wenn er die Dichtung gemessen wissen wollte an ihrem Potential zur *Erlösung* – eine Kategorie, die angesichts der süchtigen Fixierung unserer Kultur auf ihren Ruin alles Überspannte verliert. Es ist durchaus die Frage, ob wir noch zu retten sind. Und auf die Zuversicht, oder auch nur: die Sicherheit der Computer dürfte dabei nicht viel Verlaß sein. In der Literatur aber steht die Gefahr aufgeschrieben, in der größten Literatur: mit einem Sinn dafür, daß mit der Gefahr auch das Rettende wachse. Dieser Sinn für das Mögliche, im Schlimmsten und Besten

immer noch Mögliche, ist seine eigene Prophetie; ist eine der wenigen Bürgschaften dafür, daß uns auch jenseits des Kunst-Rahmens Erlösens gelingen kann. Sprachpflege ist jetzt eine Form der Selbsterhaltung, denn in der Sprache, zuerst der Sprache der Literatur, wird die Kompetenz zur Rettung — wenn es eine gibt — überliefert und geübt. Diese Sprache ist, in Ermangelung einer gnädigen Steuerung durch den Instinkt, die wir verloren haben oder von der wir verlassen sind, das Gefäß unseres bewahrenden Gedächtnisses an uns selbst, das Regulativ unseres Gleichgewichtes als Kultur.

Die Zen-Geschichte zu Beginn soll belegen, daß es bei der Sprach-Pflege, die hier gemeint ist, nicht pflegerisch und pfleglich zugehen kann. Mit jedem Tag, der vergeht, mit jedem, der der letzte sein kann, wird sie ein kühneres Unternehmen. Es bedarf einer Vernunft von der Art der Meister, die auf den ersten Blick der Ratio entbehrt: denn wir müssen zusehen lernen, wie unsere Liebesmüh durch jedes neue Blatt, das vom Baum fällt, zuschanden wird. Wir müssen mit dieser Vernichtung unserer Arbeit sogar im Bunde sein. Nur dann ist es uns vielleicht gegeben, sie immer wieder, immer neu um ihrer selbst willen zu tun. Und nur, was um seiner selbst, in der Liebe zur Sache als einer ganzen, getan wird, tun wir wirklich um unsertwillen und um des Menschen willen. Kant hat das Menschliche durch die Fraglosigkeit seines Selbstzwecks definiert: für die Würde des Menschen gibt es keinen andern Grund als sie selbst, und sie wird verletzt, wenn der Mensch den Menschen zum Mittel für etwas anderes macht. Er ist nicht durch seine Funktion definierbar, und wenn er sich darin erschöpft, hört er auf, menschlich zu sein. Die Maxime dieses Handelns — oder auch dieses Verzichts auf Handlung —, wurde von Kant nicht für ästhetische Gegenstände reserviert. Er verstand sie als Maßstab des Sozialen und Politischen. Aber wenn er im öffentlichen Raum verloren geht, steht immer wieder das Kunstwerk dafür und bezeugt das Maß durch seinen Sprachgebrauch, selbst den maßlosen. Ein ästhetischer Gegenstand mag durch seine Grenzen zum Kunstwerk bestimmt sein; über die Möglichkeit, Wahrnehmung zu prüfen und zu üben — denn *aisthein* heißt wahrnehmen — ist er nicht an diese Grenzen gebunden. In der Verallgemeinerung *und* in der Konkretisierung dessen, was das Kunstwerk fiktiv vollendet hat, wird aus einer Gesellschaft eine Kultur: eine Gemeinschaft, die das Ihre erkennen und pflegen lernt; die Kultur wird nicht durch das, was sie herstellt, oder konsumiert, oder hat, sondern durch das, was sie ist.

Das Rauschen des sechsten Sinnes.

Vom Rohstoff zum Kunststoff und wieder zurück

Eines Tages hatte ich, als Zehnjähriger vielleicht, einen Schulaufsatz mit den folgenden Worten begonnen: "Brr! der Wecker rappelt. Fröhlich springt mein Vater aus dem Bett. "Als mein Vater diese beiden Sätze gelesen hatte, sagte er: "Wer schreibt, der bleibt!"

Von diesem Augenblick an habe ich geschrieben; ich saß in der Küche am Küchentisch, in der Schule in meiner Schulbank, im Garten auf einem Gartensstuhl, und schrieb. In meinem Kopf schwirrten die Wörter, sie wirbelten in den Ganglien, wühlten in den grauen Zellen, ich warf sie auf die eine und dann wieder auf die andere Seite, ich ordnete sie erst nach der Länge und später nach ihrem Klang, tauschte sie ineinander und spielte ein aufregendes Sinn- und Verwirrspiel, und im Nacken sträubten sich mir die Haare vor lauter heiligen Schauern, die mir den Rücken hinunterliefen bis in die Zehenspitzen, und so ergeht es mir heute noch.

Ich sprach und hörte, und ich hörte und sprach; ich schrieb und las, und ich las und schrieb, aber das Schreiben war mir immer das Abenteuerlichste, und es hatte Folgen. Denn schreibend verwandelte ich mir die Welt, und nur schreibend ließ sie sich von mir verwandeln. Die Welt war voller Wörter, sie war vollgestopft davon, hier in den Köpfen, dort in den Büchern, lauter Rohstoffe, spitzige Wörter wie Rohdiamanten, rohe Brocken, wie sie jedermann aus dem Halse drängen, auf der Zunge liegen, von den Lippen springen, dem Fuhrmann Antes zum Beispiel, wenn er mit seinem Schimmel sprach, oder Großvater aus dem Oberdorf, wenn er auf die Spatzen fluchte.

Da gab es aber auch die Wörter in der Saarbrücker Zeitung, auf die wir abonniert waren, und in der Berliner Illustrierten, die Tante Erna jeden Samstag aus Saarbrücken mitbrachte, da gab es Wörter in geheimnisvollen Märchensammlungen und im evangelischen Gesangbuch, in Großvaters dickem Lexikon und in Vaters dreibändiger Bibliothek des Wissens und der Bildung für den Schul- und Selbstunterricht von Herrn Übelacker aus der königlich-preußischen Unteroffiziersschule. Ich stürzte mich auf die gesprochenen und die geschriebenen Wörter und verleibte sie mir ein, um mit ihnen allen mein freies und frivoles Wörterspiel zu treiben, das mir am Ende aber immer mißlang, weil ich ja nicht wissen konnte, wie ich es anstellen sollte, die

Wörter so kunstvoll und zugleich so zauberhaft auf dem Papier zu ordnen, daß nicht nur mich und meinen Vater, sondern die ganze alphabetische Welt die heiligen Schauer schütteln würden.

Ich entsinne mich eines Tages im Sommer, als ich mit dem Wilhelm-Busch-Album hinter dem Haus im Gras lag, genau wie der Dichter Bählmann, dessen Geschichte ich eben las, da hatte ich eine Erleuchtung, aber nicht mit Blitzen und Gloriolen; es rauschte in meinen Ohren. Mir war aber kein Ohrwurm ins Ohr gekrochen wie Bählmann, nein, mir rauschte es im Ohr von den Wörtern, die ich las, und dieses Rauschen hat seitdem nicht mehr nachgelassen. Ich las:

“Im Durchschnitt ist man kummervoll
Und weiß nicht, was man machen soll.
Nicht so der Dichter. Kaum mißfällt
Ihm diese altgebackne Welt,
So knetet er aus weicher Kleie
Für sich privatim eine neue
Und zieht als freier Musensohn
In die Poetendimension.”

“Vater”, sagte ich, “was ist eine Dimension?” und mein Vater, in seiner knappen Art, aufgerufen zu einer lebensentscheidenden Antwort, sagte: “O je!” und dann fügte er hinzu: “Länge, Breite, Höhe, das sind die drei Dimensionen. Die Stuhlkante ist die erste, die Sitzfläche ist die zweite, der ganze Stuhl ist die dritte Dimension. “Nun wußte ich also schon, daß der schreibende Mensch auf und sozusagen in der dritten Dimension sitzt, durch die vierte Dimension, die die Dimension der Geister ist, schnurstracks hindurchfährt in die fünfte, die nur den Schreibenden vorbehalten ist, denn es geht ja, nachdem es geheißen hatte:

“Und zieht als freier Musensohn
In die Poetendimension”

weiter:

“Die fünfte, da die vierte, jetzt
Von Geistern ohnehin besetzt.
Hier ist es luftig, duftig schön,
Hier hat er nichts mehr auszustehen.”

Sollte das Schreiben etwa Fliehen bedeuten, ein Ausflug auf die ergötzliche Spielwiese, ein Lustwandeln zwischen Rosen und Lorbeer? Sollte ich mich durch das Schreiben in ein Wolkenkuckucksheim flüchten, mich in ein fernes, sanftes Luftreich fortheben können? Und würde das überhaupt ein erstrebenswertes Ziel sein? Inzwischen schrieb ich

weiter, ohne zu wissen, was das Schreiben eigentlich sei; ich jonglierte mit meinen Wörtern im Kopf und schrieb sie aufs Papier und kümmerte mich nicht darum, ob es etwas bedeutete oder gar lebensentscheidend sei. Doch als ich, sehr viel später, von den Sprachwissenschaftlern erfuhr, daß das, was ich da tat, "die Umkodierung kognitiver, phonetischer und graphemischer Vorlagen in die entsprechenden graphomotorischen Innervationsmuster und die ihnen entsprechenden Bewegungsabfolgen" sei und sich diese Umkodierung in meinem besonderen Falle nicht auf andere Konstituenten des Kommunikationsprozesses beziehe, sondern auf sich selbst, und einer von ihnen als Beispiel den wunderbaren Satz von Gertrude Stein zitierte: "a rose is a rose is a rose", da wußte ich: nur in meinem spielerischen Schreiben selbst würde ich mein Tun erkennen, nur schreibend würde ich das Schreiben beschreiben können.

Der Satz von Gertrude Stein lautet nämlich gar nicht: "a rose is a rose is a rose", so als ginge es reihweis weiter und immer voran in einem endlosen Rosenspalier, sondern: "a rose is a rose is a rose is a rose", und erst diese schöne Gleichsetzung einer Rose mit sich selbst und obendrein auch noch eines Satzes mit sich selbst, dieser zarte Anhauch einer zauberischen Tautologie macht das Schreiben zum Schreiben: vor meinen Augen breitet sich ein aufgeschriebener Rosengarten, ein eingewinkeltes Beet, ein ausgezirkeltes Rondell, ein wortwörtlicher und zugleich übertragener, ein wirklicher und möglicher, ein Zweibrücker Rosengarten und ein Garten Eden, von Gertrude viel akkurater und doch wieder labyrinthischer geschrieben als etwa von Le Notre gepflanzt, der ja bekanntlich ein Meister im geometrischen Stil gewesen und ein Vorbild für alle Ornamentalisten geblieben ist. "Die Rose im Möglichsein und die Rose im Wirklichsein und die Rose im Wirklichsein und Möglichsein ist eine und dieselbe", schreibt Nikolaus von Kues, mein philosophischer Gewährsmann von der Mosel.

Ja, das Schreiben ist also doch wohl etwas anderes als das pure Umkodieren in Innervationsmuster, es geht nicht in einer Richtung mit dem Schreiben, es geht vorwärts und wieder zurück, es geht in die Quere und in die Irre, es geht in ihm wahrlich nicht nach den Gesetzen der Logik vor. Beim Schreiben kommt zur fünften Dimension die sechste hinzu; sechs, das ist die Zahl der Anagramme und der Analogien, das dreimal Verdoppelte, damit es nicht mehr nur die Umkehrung, nicht nur das Gegenteil von etwas, sondern durch dreimaliges Verdoppeln etwas ganz Neues ist, das die Wörter vorführen. Nicht die Drei und nicht die Sieben, die Sechs beherrscht das Schreiben, kongruente Hexagone, magische Hexagramme, springlebendige Hexameter, und ist nicht die Bibliothek von Babel, die Jorge Luis Borges beschreibt und die alle möglichen Bücher enthält, worin alles Geschriebene, was zu schreiben kombinatorisch

möglich ist, nachzulesen steht, aus lauter sechseckigen Galerien gebaut?

Ich nehme die rohen, die ungefügten Wörter, wo ich sie antreffe, mein Schreiben ist ein einziges Ausprobieren und Erfinden, ein Stauchen und Strecken, ein Streicheln und Prügeln der Wörter in Buchstabenrätseln und doppelten Rösselsprüngen, in Abzählversen und Wechselgesängen, und schreibend spiele ich mit im Trojaspiel und im Labyrinthtanz, schreibend sage ich auf das Sechserleinmaleins der Hexe und die Zehnerreihe des Athanasius Kircher. Was sagt die Hexe im "Faust"?

"Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier
die Vier!
Aus Fünf und Sechs –
So sagt die Hex –
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmaleins!"

Die lexikalische Vielfalt, die syntaktische Variation: Goethes Hexeneinmaleins, Gertrude Steins Rose, Wilhelm Buschs Balduin Bählaam, das ist meine Kleie, die erste grob, die zweite fein, die dritte kunterbunt gemahlen. Auf wundersame Weise sind diese Kleien zusammengekommen, obgleich sie aus so verschiedenartigem Rohstoff geschrotet scheinen. Aber nun sind sie in meinem Kopf ineinandergeknetet, kein Silbenkompott, kein Letternkleister, kein Wörterbrei; wie ein lucker Hefeteig, wie ein lummerer Backpulverkuchen, wie eine eingebackene Wildpastete, gehen die Wörter auf, und bevor ich überhaupt dazu komme, sie aufzuschreiben, rumoren sie in allen meinen Sinnen. Ich schmecke sie, ich höre sie aber auch, ich taste sie, ich sehe sie aber auch, und nur, wer eine gute Nase hat, riecht auch den Braten. Es ist ein Mirakel: mein Hirngespinnst ist zum Wortgeflecht geworden; ich schreibe.

Unversehens geht es mit den Wörtern von der Hand ins Auge, von der Zunge ins Ohr, und was für ein Erregen im Ohr! was für ein Erkennen im Auge! Die Wörter blitzen, die Wörter donnern: zum Seh- und Hörsinn, zum Tast- und Schmecksinn, zum feinnervigen Riechsinn ist als sechster der Schreibsinn hinzugekommen, und er ist es, der so gewaltig rauscht,

ohne daß ein Ohrwurm durch den Kopf hindurchkriecht. Aber was ist es, das so rauscht? Und ist es wirklich im Ohr zu hören, oder vielmehr im Munde? Kommt es vielleicht vom säuselnden Sprechen, oder kommt es von der Feder, die so zischend über das Papier fährt? Sind es einzelne Wörter, ist es ein einzelnes Blatt, oder ist es ein ganzes geschriebenes Buch, das so rauscht?

Leibniz sagt, die Bewegung eines einzigen Blattes hörten wir nicht, wohl aber das Rauschen des Waldes, und er sagt sich zu Recht, daß dieses Summa Summarum nicht aus lauter Nullwerten bestehen kann, wie es die Mengenmathematik suggeriert. Nein, es sind die unterschwelligten Kräfte, die "petites perceptions", die dieses Rauschen des Schreibsinns in Gang halten. Es rauscht und rieselt und zwitschert sogar; aber nicht in diesem sechsten Sinnesorgan rauscht und zwitschert es, der sechste Sinn selbst ist es, der so wortreich rauscht. Und er rauscht nicht umsonst.

Schreiben ist taufen und umtaufen, ist pflanzen und umpflanzen, ist biegen und umbiegen; Schreiben ist Wörter bringen, ist Wörter setzen, ist Wörter wenden, aber auch umwenden, umsetzen, umbringen, und nicht nur ein Umbringen von Wörtern selbst im Schreiben, sondern auch ein Umbringen dessen und derer, die die Wörter nennen. Aber das ist kein Umwenden mit Heugabeln, kein Umsetzen mit Schaufeln, kein Umbringen mit Äxten und Revolvern, auch wenn Wolfgang Weyrauch in den fünfziger Jahren gesagt hat, sein Gedicht sei ein Messer.

O nein, im Schreiben geht es ganz kultiviert zu, wie auch im Sprechen schon. Das Umbringen ist ein Verwandeln, die Wörter verpuppen sich, die Wörter mausern sich, sie kehren verändert zurück und sind nicht mehr dieselben. Im sprechenden Schreiben verschwindet das Schreiben wie im schreibenden Sprechen das Sprechen verschwindet; wie im Liebesrausch taucht das eine in das andere ein, anmutige Metamorphosen geschehen, es ist kein ordinäres Bäumchen-wechsle-dich, kein sportliches Umsatteln, kein theatralischer Rollentausch, wie sich der hörende Sprecher als sprechender Hörer und der lesende Schreiber als schreibender Leser im sprechenden Leser und im lesenden Sprecher, aber auch im hörenden Schreiber und im schreibenden Hörer wiederfindet: lauter "petites morts", lauter "belles morts"; und dieses Liebesspiel, das der Schreibende ein Leben lang mit den Wörtern zubringt und nicht mit den Personen und den Dingen, die sie bezeichnen, ist nicht ein unverbindliches Tändeln und Schäkern mit Wörtern, obgleich der Rohstoff längst zum Kunststoff geworden ist, mit dem man ja bekanntlich alles machen kann.

Nein, mein Wörterspiel ist mein Lebensspiel, Wörter sprechend und Wörter schreibend, sprechend schreibend und schreibend sprechend lebe ich.

Ist nicht mein eigenes Schreiben ein Sprechen und mein Sprechen ein Schreiben zugleich? Was tat ich denn in dem Augenblick, in dem ich dieses schrieb? Ich schrieb vom Sprechen über das Schreiben. Und was tu ich in diesem Augenblick, in dem ich zu Ihnen spreche? Ich spreche vom Schreiben, ja ich spreche vom Schreiben über das Sprechen, das mein Leben ist und das ich tun muß, sonst hielte ich es gar nicht aus. Als sprechender Schreiber, als schreibender Sprecher führe ich mein Doppelleben; zur Einbildungskraft ist die Eintönungskraft hinzugetreten, und ich muß zusehen und zuhören, wie ich dieses vertrackte Doppelspiel kultiviere.

“Der kultivierte Mensch hat seine Energie nach innen”, sagt Spengler im “Untergang des Abendlandes”, und Novalis sagt: “Aller innerer Sinn ist Sinn für Sinn.” Ein kultiviert Gesprochenes ist folglich so fein verwandelt, daß, während der Sprecher spricht, der Hörer ihm zugleich die Wörter von den Lippen liest; das kultiviert Geschriebene aber muß sich als ein so empfindlich Hergestelltes entpuppen, daß, während der Schreiber schreibt, der Leser ihm im Voraus schon die Wörter von der Feder hört. Sie sehen, meine Damen und Herren, wie Hören und Sprechen, wie Lesen und Schreiben nicht einfach nur vier Fertigkeiten sind und das Schreiben die vierte und letzte und höchste unter ihnen ist, sondern wie sie synästhetisch ineinandergreifen in diesem Prozeß des Umbringens wie die kombinierten Griffe in einem tödlichen Ringkampf.

Was ist das Geschriebene? “Was ist ein literarischer Text?” fragt der Professor aus Düsseldorf; er ist nach Saarbrücken gekommen und erzählt den Sprach- und Literaturwissenschaftlern noch einmal die Geschichte vom sakralen Überich, vom anarchischen Es und dem armen geplagten Ich in der Mitte, das erst dann souverän und irenisch werden kann, wenn es den polemischen Vater getötet und die naive Mutter beschlafen hat. “Ein Ursadismus”, sagt der Professor, “pervertiert in maschineller Substitution.” Ja: “was ist ein literarischer Text –psychoanalytisch?” fragt der Philosoph und Psychoanalytiker, und er antwortet: “Texte sind Weibsräuber.” Die Mutter wird durch das Geschriebene zur heiligen Prostituierten, und im Selbstbezug des narzißtisch Schreibenden wird sie wieder jungfräulich; sie ist im Opfermahl verzehrt, kannibalistisch verwandelt, zur eschatologischen Figur geworden. Der Schreibende hat Hand an den Vater und Hand an die Mutter gelegt, er hat den phallischen Stift ergriffen und an das jungfräuliche Papier gerührt; zum Glück für mich, ich lasse die Schreibmaschine beiseite und halte den Stift fest in der Hand, mein Kannibalismus ist noch nicht in maschineller Substitution verkommen. O weh! auf wie schmachliche Weise bringt es die Kreativität zu lauter hingeopferten Müttern! Was ist aus den Schreibenden, was ist aus mir geworden?

Fünzig Jahre lang schreibe ich nun schon, mein Lebensweg startt von Mutterleibern, er ist von Weibseichen übersät, von Opferlammern gepflastert. Da liegt meine Mutter, und da liegen auch die Großmütter alle beide, da liegen Tante Luise und Tante Else und meine beiden Tanten Erna, womöglich meine Kusinen und wer weiß welche jokastischen Substitutinnen noch aus der näheren und weiteren Verwandtschaft, die mich gewaschen und gekämmt und mir die Fingernägel geschnitten haben, ohne zu ahnen, wie sie den lüsternen Schreibsinn des Ödipus geweckt und schutzlos in seine phallische Feder gelaufen sind.

“Brr! der Wecker rappelt. Fröhlich springt mein Vater aus dem Bett.” Meine erste Weibseiche. Lieber, kluger Vater, mit dem ersten Klingelzeichen ist er fröhlich aus den Federn gesprungen und hat dem todes-süchtigen Ödipus die Walstatt überlassen. So ist der Kunststoff wieder zum Rohstoff geworden, auf dem Weg allen Fleisches, und was bleibt übrig? Wortleichen, Wortasche, Wortstaub. Da stehe ich nun, und der Kreis ist geschlossen: das Einmaleins, das Rosenrondell und auch Balduin Bählamms Lebenslinie haben sich im Hexenring zum hermeneutischen Zirkel geschlungen.

“Ich kenn es wohl, so klingt das ganze Buch!/ Ich habe manche Zeit damit verloren; / Denn ein vollkommener Widerspruch/ Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren”, sagt Mephisto, und er fährt fort: “Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, / Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.” Und was ist mit Gertrude Stein, die ja eine Frau gewesen ist? Der Professor zitiert Lacan und sagt: “La femme n'existe pas!” und flugs wird die psychoanalytische Flittchen- zur Strichjungentheorie, denn die amerikanische Elektra hat es mit ihrem Bruder. “Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ist eine Rose”, heißt es bei Gertrude, und dann fügt sie hinzu: “und als ich das dann später zu einem Ring gemacht hatte, machte ich Poesie und was tat ich ich liebteste liebste ganz und gar”, und schon drei Seiten weiter ist von ihrem Bruder Leo die Rede und von einem Liebesgedicht: “Dieser ältere Bruder hatte gerade eines geschrieben und es sagte daß er oft gesessen und irgend einen kleinen Grasfleck angeschaut hätte und das sei einfach ein Grasfleck gewesen wie Gras ist, aber jetzt war er verliebt und so war der kleine Grasfleck voller Vögel und Bienen und Schmetterlinge.”

Ein Aufflug steht bevor, vielleicht ein Absturz. Sehen wir, wohin es Balduin Bählam am Ende gebracht hat, nachdem es ihm nicht gelungen war, Weibseichen zu produzieren. Der Ohrwurm wühlt ihm im Ohr, Rieke Mistelfink schickt ihm die Ziege auf den Leib, Krischan durchbohrt seinen Schirm mit der Sense, schreckliche Kapricen und Kastrationen! Am Ende flüchtet er sich in einen Liebestraum mit zwei Frauen, da heißt es:

“Und selig will er sich erheben,
Um mit der Dame fortzuschweben.
Doch ach! Wie schaudert er zusammen!
Denn wie mit tausend Kilogrammen
Hängt es sich plötzlich an die Glieder,
Hemmt das entfaltete Gefieder
Und hindert, daß er weiterfliege...”

Noch also hat er das Weib nicht mit der Feder getötet, noch also sind Kilogramme und Federn nicht eins geworden, noch schwingt er sich nicht auf aus dem Federbett, das ich schon mit dem ersten Sonnenstrahl verlasse, fröhlich wie mein Vater. Ich rufe “Heureka!” genau wie Archimedes und auch aus dem gleichen Grund. Wir haben nämlich den Auftrieb entdeckt, er das hydrostatische Grundgesetz und ich das angelische Luftkutschen mit den Wörtern, die ich sprechend aufschreibe und schreibend ausspreche. Csupan singt im “Zigeunerbaron: “Das Schreiben und das Lesen/ Sind nie mein Fall gewesen”, und der moderne Legastheniker antwortet ihm: “Das Lesen und das Schreiben/ Das laß ich lieber bleiben”.

Nein, in der Operette und in der neuen Schule ist die Kultur des Schreibens verpönt. Aber: “Wer schreibt, der bleibt”, sagte mein Vater, und folglich gilt wohl doch: “Wer spricht, bleibt nicht”, und so höre ich lieber auf zu sprechen und wende mich wieder dem Schreiben zu.

Das Demokratisierungsparadoxon

Über die zweifelhaften Vorzüge der Verwissenschaftlichung und Verfachlichung unsrer Sprache

Franziska. Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehst du, Franziska? da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht.

(Lessing, *Minna von Barnhelm*, Zweiter Aufzug, Erster Auftritt)

Wir brauchen dringend eine Sprachkritik, eine Satire, die das, was uns alltäglich an Sprache umgibt, kübelweise mit Spott übergießt.

Es ist aber vielleicht die Frage, ob die Sprachwissenschaft als Sprachwissenschaft in diesem Fall zuständig ist, und speziell ein Problem, ob, wenn die Linguistik, ihrer 'Thematiken' ein wenig müde, nun die Sprachkritik wieder entdeckt und ihre deskriptiven Analysen hineinträgt, dies für ein Überleben der Sprachkritik günstig wäre.

Die Teilgebiete der Sprachwissenschaft, die sich in den sechziger Jahren – vielleicht etwas voreilig – als "Moderne Linguistik" eingeführt haben, haben der publizistischen Sprachkritik der fünfziger Jahre den Garaus gemacht. Sie haben das getan, indem sie, zu Recht, auf linguistische Mängel und Fehler im "Wörterbuch des Unmenschen" von Storz, Sternberger, Süskind oder in Karl Korns "Sprache in der verwalteten Welt" hinwiesen, aber selbst nicht einmal den Versuch unternahmen, Sprachkritik ernsthaft zu verteidigen und sie theoretisch wie praktisch zu begründen. Peter von Polenz mit seiner Berufung auf de Saussure und die bloße Beschreibung der Sprache als Funktionsgefüge war hier repräsentativ.¹ Sprachkritik wurde nicht ernst genommen, ihre linguistische Begründung war ohne Interesse.

M.E. ist die publizistische Sprachkritik der Epoche seit 45 tatsächlich nicht eindeutig zu beurteilen, nicht immer klar und genau genug fundiert; es wäre angesichts der versandeten Diskussion besser, sich bei dem Entwurf einer Sprachkritik vorerst auf die Geschichte, auf Autoren extremen Formats wie Leibniz, Gottsched, Campe, Jochmann zu besinnen.² Sie verfügen in verschiedener Hinsicht über ein Instrumentarium:

Sie haben ein Sprachvorbild, Frankreich, und im Fall Jochmanns, auch England.

Sie gehen von einer klaren Diagnose der Sprache ihrer Zeit aus.

Und sie formulieren das Ideal einer vollkommenen Sprache.

Ist also nun der Sprachwissenschaftler als Sprachkritiker zuständig?

Jeder Sprecher fühlt sich zuständig und ist es auch, indem er auswählt, verwirft und annimmt, sichtet, berichtigt, die Stirn runzelt, spottend nachahmt, lacht. Sprachgeschichte ist die Konkretion fortwährender Sprachkritik und resultiert aus dem durch sie zustande kommenden Sprachausgleich.

Der Linguist kann dies nur halb bewußte kritische Verhalten auf anderer Reflexionsstufe wiederholen. Es wäre vernünftig, wenn er, vorausgesetzt, daß er für Sprache Sinn hat, diesen Sinn im Vergleich mit älteren Sprachzuständen und nachbarlichen Sprachen klärt und schärft; wenn er also das Sprachgefühl und das Sprachideal anderer Gemeinschaften zu Rate zieht; und wenn er seine wissenschaftlichen Begriffe, seine Einsicht in Funktionsweise und Veränderungsmöglichkeit der Sprache, seine Diagnose des gegenwärtigen Sprachzustandes und seine Kritik daran zur Geltung bringen würde. Er ist in erhöhtem Maße zuständig. Seine Beteiligung an der sprachkritischen Diskussion, wie, von der anderen Seite, die oft indirekte des Schriftstellers, könnte deren oft klägliches Niveau heben.

Er wird sich vielleicht auch besser über die Eigenschaften seiner Stellungnahme im klaren sein, über die Vorbehalte, die zu machen sind.

Wir müssen zwei Dinge auseinanderhalten: die Kritik an der Sprache ist nahezu unlösbar mit der Kritik an der Sache verquickt, sie meint oft in der Kritik an einem neuen Sprachgebrauch die Kritik an den neuen Auffassungen und Realitäten — ist also nur ein Vorwand.

Sie hat ihren Angelpunkt meist außerhalb der Sprachwissenschaft. Ihre Quelle ist eine bestimmte Grundeinstellung. Wer Sprache kritisiert, betritt den Kampfplatz der Werte, der Parteien; daher rührt die Heftigkeit, mit der hier gestritten wird. Der Anlaß ist ein oft als absolut angesehener bedrohter Wert.

Es ist freilich nicht immer leicht zu trennen, ob wir an einer falschen Sache oder an einer falschen Sprache Anstoß nehmen; für den Sprachkritiker ist beides eigentlich eins. Vielleicht gibt es eine primär sprachliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit — so etwas wie ein absolutes Gehör. Auch das absolute sprachliche Gehör kann äußerst heftig reagieren. Aber dann befinden wir uns immer noch kaum auf dem Boden der Sprachwissenschaft.

Der Sprachwissenschaftler wird die Geltung sprachkritischer Aussagen eher einschränken. Der Gegenstand des Sprachkritikers ist ja "nur" der Sprachgebrauch, der sich einbürgert, nicht die Frage grammatikalischer und lexikalischer Richtigkeit.

Wir befinden uns im Bereich des 'usage', einem Zwischenbereich zwischen der absoluten Obligatorik des grammatischen Systems und der durch dies System ermöglichten weitgehenden Freiheit und Beliebigkeit der Rede. In diesem Bereich haben gewisse Usancen, eben der Sprachgebrauch, ständig die Neigung, zur 'sozialen Norm' (Coseriu)³ zu werden und wird diese Konvention ständig auf ihre Sachgemäßheit hin kritisch überprüft. Das gilt für die Situationsregeln des Sprechens, also für die an typische Situationen gebundenen typischen Sprechweisen, die den Spielraum unserer Rede abstecken, wie für den allgemeinen – 'guten' oder 'schlechten' – öffentlichen Sprachgebrauch oberhalb dieser Textgattungen.⁴

Es kann hier eigentlich nur ein 'besser' oder 'schlechter', 'angemessener' oder 'unangemessener' geben. Obligatorische Aussagen sind in diesem Bereich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus sinnlos: es ist der Bereich der Ethik und darum der Freiheit. Daher wohl auch die Heftigkeit (Man kann niemanden zwingen).

An welchen Kriterien läßt sich der konventionalisierte Sprachgebrauch, der 'usage', messen? Einige ältere Kategorien, z.B. Gottscheds in seiner 'Redekunst', waren etwa: 'Differenziertheit', 'Deutlichkeit', 'Kürze und Nachdruck'.⁵ Mit ihnen bewegen wir uns noch auf einer sprachlichen Ebene. Gehören nicht auch 'Rhythmus und Wohlklang' dazu?

Ein weiteres Kriterium wäre die 'Richtigkeit' des eingebürgerten Sprachgebrauchs; mit diesem Maßstab verlassen wir zumindest teilweise die sprachliche Ebene. Sachliche und sprachliche Richtigkeit, die Plazierung einer Sache unter eine geeignete Vorstellung und die Plazierung der Vorstellung unter den richtigen sprachlichen Ausdruck, sind manchmal gar nicht zu trennen.⁶

Ein drittes Kriterium wäre die 'Richtigkeit' des 'usage' im Sinne der durch ihn überlieferten Orientierung an einem höchsten Gut. Wenn wir diesem Kriterium folgen, überschreiten wir die Gattung einer sprachwissenschaftlichen Äußerung am weitesten. Unser Ausgangspunkt sind gewisse Grundentscheidungen. Und wir beschäftigen uns mit Phänomenen, die wir zwar durch sprachliche Analysen sichtbar machen können, vor denen wir uns aber fragen müssen, ob wir ihnen durch Sprachkritik beikommen. – Sprachliche Fehlentwicklungen sind überwiegend A u s d r u c k für etwas, und man muß auf ihre Entstehensbedingungen einzuwirken versuchen.

Ich greife aus dem beweglichen Meer des Sprachgebrauchs ein Phänomen heraus, das ich das 'Demokratisierungsparadoxon' nenne. Ich meine damit folgendes:

Je mehr die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten demokratisiert worden ist und die Universitäten sich geöffnet haben, umso undurchdringlicher sind die Wissenschaften geworden.

Je weiter Wissenschaft in die praktische Lehrerbildung und in den Schulunterricht vorgedrungen ist, umso unergiebig und bürokratischer scheinen diese Ausbildungsgänge geworden zu sein.

Je mehr sich ein scheinbar fachlicher Stil und Wissenschaftswörter in der Gemeinsprache, in der Sprache des öffentlichen und privaten Umgangs ausgebreitet haben, umso weniger hat diese Sprache ihren aufklärenden Wert behalten.

Besteht zwischen der Demokratisierung der Wissenschaft und der zunehmenden Undurchdringlichkeit der Sprache ein Zusammenhang?

Wir neigen dazu, die zunehmende Komplizierung und Differenzierung unserer Welt verantwortlich zu machen; ich halte das für einen gedankenlosen Topos und für einen Irrtum. Die Gründe sind sehr viel einfacher.

Die Demokratisierung der Wissenschaft, die sich in den letzten Jahrzehnten ereignet hat, ist in Zahlen eindrucksvoll zu fassen: Die Zahl der Studenten, die eine Universität besuchten, betrug 1950/51 112.000, 1970/71 das Dreifache, nämlich 350.000, und 1977/78 605.000.

Nimmt man alle Hochschulen zusammen, die Universitäten, Gesamthochschulen (seit 1975/76), Pädagogischen Hochschulen und Fachhochschulen, so stieg die Zahl der Studierenden zwischen 1950/51 und 1977/78 von 172.000 auf 913.000, näherte sich also der Millionengrenze.⁷

Inzwischen hat sie diese Grenze überschritten; sie lag 1982 bei 1.203.000 Studenten; darunter waren 251.000 Studierende an Fachhochschulen.⁸

Dieser Versechsfachung der Studentenzahl entsprach der Ausbau des wissenschaftlichen Personals, wovon gleich zu sprechen sein wird, und eine Vermehrung der Hochschulen. Zwischen 1960 und 1978 wurden 14 Universitäten, 7 Gesamthochschulen und mehr als 100 Fachhochschulen neu gegründet.⁹ Fast alle Unterrichtseinrichtungen hatten die Neigung, das Modell Universität, ihre Titulatur, ihre soziale Binnenstruktur und ihre Lehrmethoden zu übernehmen. — Und ihre Sprache.

Die Demokratisierung der universitären Bildung, die einer Revolution gleichkam, war begleitet von einem allgemeinen Verwissenschaftlichungsschub. Diesen Verwissenschaftlichungsschub fassen wir auf allen Ebenen

und in jeder Nische unsrer Gesellschaft. Wir begegnen ihm in der Sprache der Universität, im Unterrichtswesen, in der Populärwissenschaft, auf dem Buchmarkt und in den Medien, in der Umgangssprache.

1. Zur Verwissenschaftlichung der Wissenschaften

Wer in den fünfziger Jahren Geisteswissenschaften studierte, hatte keine Mühe, die Sprache der Fachvertreter zu verstehen. Porzig, Brinkmann, Glinz redeten und schrieben gemeinsprachlich. Die wissenschaftliche Sprache als Begriffsinstrument, Nomenklatur und Darstellungstechnik hatte eine nur untergeordnete Funktion. Die Mühen lagen in der Unvertrautheit mit dem Objekt oder in seiner Kompliziertheit, also in der Sache, nicht in der Sprache.

In diesem Punkt hat sich in den letzten Jahren vieles geändert. Ein junges Semester hat heute Schwierigkeiten, die Ankündigungen am Schwarzen Brett zu verstehen. Insbesondere der Pädagoge und der Linguist stehen vor einem Sprachverhau. Die Sprache selbst bietet Widerstand. In den Veröffentlichungen wie in der Lehre dominiert Wissenschaftlichkeit als allgemeines, generalisierbares Instrumentarium, als Raster, als Sprache. Wir haben eine Verwissenschaftlichung der Humanwissenschaften zu konstatieren.

Als Beleg könnte man in der Linguistik die Terminologielexika anführen, die dem Studierenden seit den sechziger Jahren zur Verfügung stehen. Sie erläutern 1000 bis 2000 Termini, von 'Abbildung' bis 'Zyklustheorie'. Zwischen 1966 und 1975 erschienen mindestens acht solcher Lexika.¹⁰

Man könnte diese Verwissenschaftlichung erklären, indem man an die Geschichte des Faches erinnert. Die germanistische Sprachwissenschaft hat sich überwiegend erst in den sechziger Jahren, verspätet, der internationalen Linguistik geöffnet. Sie hat damit Anschluß gesucht an eine Wissenschaft, deren Modell die Naturwissenschaften oder die Sozialwissenschaften waren. Damit waren höhere Exaktheitsansprüche verbunden, ein differenzierter terminologischer Apparat und eine generalisierte Beschreibungstechnik.

Und weiter ließe sich anführen, es sei sozusagen 'natürlich', daß eine wissenschaftliche Sprache sich ständig erweitert und auseinanderfächert. Unser wissenschaftliches Verfahren besteht ja darin, daß ein Denk- und Erfahrungsmodell und ein mit ihm verknüpfter Begriffsapparat ständig angewendet, ausgearbeitet und überprüft, korrigiert und erweitert wird. Ausdrücke, die zunächst noch gemeinsprachlich verwendet wurden und

die der Vorgänger intuitiv zu verstehen glaubte, werden vom Nachfolger in Frage gestellt, diskutiert, neu definiert: sie erhalten einen engeren, genormten Sinn. So ergibt sich fast automatisch ein Zuwachs an Metasprache und eine Sprachdifferenzierung.

Beides ist nicht zu bezweifeln, es sagt aber nur die Hälfte. Es erklärt nicht, warum Linguistensätze wie die folgenden zeitrepräsentativ wurden. Ich zitiere wahllos ¹¹ :

“Kommunikationsakte werden von mindestens zwei Kommunikationspartnern in einer Kommunikationssituation vollzogen (kp in ksit).”

“Die verwendeten kontextfreien Regeln können als Sonderform kontextabhängiger oder kontextsensitiver (context sensitive CS gegen context free CF) Regeln angesehen werden, bei denen der Kontext gleich null ist.”

“Die Super-Struktur eines Textes ist eine Funktion der Textsorte. Die bisher besterforschte Super-Struktur ist die Erzählstruktur.”

In der pädagogischen Wissenschaft hatte man zeitweise Mühe, andere Sätze zu finden als diese:

“Die komplexe Thematik der Lernzielbestimmung für Curricula historisch-politischen Unterrichts soll in den folgenden Ausführungen problematisiert, der Aspekt politischer Implikationen bei der Begründung von Lernzielen und die Lernzielsetzung auf einer mittleren Abstraktionsebene näher erörtert werden.”

“Es besteht eine signifikante positive Korrelation zwischen dem effektiven Lernzuwachs (LZ) und der Bearbeitungszeit (t).” — Mit anderen Worten: wer länger lernt, lernt mehr.

“Schulversuche (S) sind ein Hilfsmittel der Bildungsplanung, die Schulk Wirklichkeit schrittweise und kontrolliert zu verändern. Sie werden zu Innovationsinstrumenten für Schulreformen, wobei Schulreform und S in Wechselbeziehung zueinander stehen.”

Die Gründe für diese Sprache liegen überwiegend außerhalb der Wissenschaft. Ich versuche, sie in sechs Thesen zusammenzufassen.

1) Wissenschaftssprachen erfreuen sich eines hohen Prestiges und sind nachahmbar. Je ausgearbeiteter eine Wissenschaftssprache ist, je verfestigter, umso leichter wird die Nachahmung. In einem solchen Falle werden sekundäre Merkmale wissenschaftlicher Texte, Abkürzungssymbole, Termini, Gliederungstechniken, Tabellen usw., zum primären Merkmal. — Es gab in den siebziger Jahren zahlreiche Veröffentlichungen, die ihre Existenz fast ausschließlich der Prestigeanleihe bei einer verbreiteten

Vorstellung von Exaktheit verdankten. Ihre 'Leistung' bestand darin, ziemlich bekannte oder leicht einsehbare sprachliche Tatsachen durch die Übersetzung in eine gleichsam naturwissenschaftlich exakte Zeichensprache zu verfremden oder sie in einer neuen Terminologie vorzustellen. Die Kunst, mit Hilfe prestigebesetzter Ausdrucksweisen sprachliche Attrappen aufzubauen, hatte ungezählte Anhänger.

2) Mit einer arithmetischen Stellenvermehrung wächst nicht unbedingt die Entdeckung der Sache, sondern ihre Verdeckung durch Sprache in geometrischer Progression.

Um bei dem letzten Beispiel zu bleiben: zwischen 1953 und 1976 hat sich die Zahl der Pädagogikprofessoren an den Universitäten von 26 auf 518 erhöht, die der Universitätsdidaktiker insgesamt von 101 auf 4.148.¹² Die Folge ist, daß in dieser Zeit die laufbahnbedingte Produktion erziehungswissenschaftlicher Arbeiten sich um 4.000 mal, sagen wir, 5 bis 20 Publikationen erhöht. So viele pädagogische Sachen sind aber in einem so kurzen Zeitraum nicht ausfindig zu machen. Die 20.000 bis 80.000 Publikationen, die über den bis dahin gültigen Erkenntnisbedarf hinausgehen, werden nur wenig Neues enthalten können. Die Folge ist, sie ersetzen den inhaltlichen Mangel durch 'Sprache'. Die wissenschaftliche Sprachfassade tritt an Stelle der Sachen. Die explosionsartige Stellenvermehrung führt zur Explosion von Wissenschaftersatz, dessen Krücke der Fachjargon ist. —

Man könnte dieses Zahlenexempel noch eindrucksvoller gestalten, indem man die Entwicklung an den Pädagogischen Hochschulen hinzunimmt. Hier erhöhte sich die Zahl der Professoren in den 10 Jahren zwischen 1966 und 1976 von 725 auf 1.948, die des gesamten wissenschaftlichen Personals von 1.943 auf 5.802.¹³

Vergleichbares gilt in bescheidenerem Umfang von der Germanistik. Zwischen 1953 und 1976 hat sich in diesem Fach die Zahl der Professoren verneunfacht, von 51 auf 466, und die des gesamten wissenschaftlichen Personals versechzehnfacht, von 168 auf 2.456.¹⁴ — Über die Zahlenentwicklung in der germanistischen Sprachwissenschaft liegen mir keine genauen Zahlen vor. Wenn wir berücksichtigen, daß bis in die späten sechziger Jahre die deutsche Literatur des Mittelalters und, in sehr bescheidenem Ausmaß, die germanistische Sprachwissenschaft meistens von einem und demselben Fachvertreter verwaltet wurden und daß Sprachwissenschaft meistens nur vorkam in der Form von obligatorischen Übungen zur Grammatik des Gotischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, gedacht als Propädeutikum zur literaturwissenschaftlichen Beschäftigung, dann ist von einem hohen proportionalen Anstieg

der Zahl germanistischer Linguisten auszugehen. Zu den Folgen gehörte eine Repetitions- und Multiplikationsliteratur. Aus einem Kapitelchen zur 'Verbvalenz', das man jedem 13jährigen in einer Schulstunde erklären kann, wurden zwei Regale wissenschaftlicher Literatur, aus einer reizvollen hypothetischen Syntaxtheorie, dargeboten in luzider Esoterik, wurde eine Bibliothek. Zu den Konsequenzen gehört auch die Bindestrichlinguistik. Man flieht, vor dem stupenden Ausstoß an Wissenschaft, an die Ränder. (Ich bekenne mich hier "schuldig".) – Oder man nimmt seine Zuflucht zu etwas, was Gauger unter dem Titel 'Wissenschaft als Stil' beschrieben hat und was ich in den Begriffen 'Sprachattrappe' und 'Wissenschaftsattrappen' zu fassen versucht habe.¹⁵

3) Wenn es richtig ist, daß unser wissenschaftliches Verfahren fast automatisch zu einer Erweiterung des genormten Zeicheninventars führt, dann vermehrt sich bei einer raschen Auffächerung und Vermehrung wissenschaftlicher Produktionsplätze ebenso schnell die Terminologie. Die Sprachdifferenzierung ist eben kein natürlicher Vorgang, der sich aus der Komplizierung unserer Erkenntnis und der Welt erklärt. In der Terminologieentwicklung, wenn ich mich so ausdrücken darf, tickt der Parkinson.

4) Mit der Geschwindigkeit der Wissenschaftsproduktion, die bei steigender Zahl der Produzenten und Abnehmer sich erhöht, sinkt in der Regel deren sachliche und sprachliche Qualität. Die Kontrollinstanzen werden unübersichtlich und unwirksam. Niemand ist mehr in der Lage, das Veröffentlichte kritisch zu sichten und zu ordnen.

5) Die 'Wissenschaftsentwicklung' unterliegt gleichzeitig einer Steuerung durch Verlagsinteressen. Die Linguistik wurde rasch als Markt interessant. 1981/82 gab es immerhin allein 60.000 Germanistikstudenten und über 100.000 Philologen.¹⁶ Verlagsimperien entdeckten die in der modernen Disziplin schlummernden Verwertungsmöglichkeiten und nutzten sie in einem konkurrenzbestimmten Tempo aus, sei es auf dem Schulbuchmarkt oder dadurch, daß sie einen Autorenbandwurm als Autoritätenbandwurm in Umlauf brachten. Auch völlig Unerprobtes wurde rasch etabliert; der termingebundene Verlegerauftrag begünstigte die gestanzte Erzeugung inhaltsloser 'Wissenschaft'. Die 'Entwicklung' der Linguistik durch ein cleveres Marketing war vermutlich wichtiger als die eigenständige Entwicklung des Fachs in seinen stillen Instituten. Die Kommerzialisierung ist jedenfalls ein eigenständiger Faktor in unserer 'Forschungsgeschichte' der letzten 20 Jahre.

6) Identitätsschwache Fächer neigen zur Kompensation ihrer Schwäche durch 'Sprache' und zur Prestigeanleihe bei den starken Nachbarn. Nur so gelangt ihnen ihre soziale Abgrenzung. –

In den letzten 20 Jahren haben die Geisteswissenschaften einen erheblichen Prestigeverlust erlitten — gegenüber dem konstanten Prestige der Naturwissenschaften und dem gewaltigen Prestigeanstieg der Sozialwissenschaften und der Psychoanalyse. Zur Zeit einer verspäteten Konfrontation der deutschen Universität mit ihrer Vergangenheit geriet die Germanistik gleich zweifach in eine Krise: als betont 'deutsche', ideologieanfällige Wissenschaft und als verschwommene, 'wolkige' Disziplin.

Die naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Modelle der neuen Linguistik erhielten unter solchen Umständen eine Funktion, die weit übers Sachdienliche hinausging; sie wurden mit der Aufgabe beauftragt, die neutrale Wissenschaftlichkeit des Fachs zu sichern, und fielen entsprechend hypertroph aus. — Die Präzisionssprache fungierte als 'Distanzierungsstrategie'.¹⁷ Militante 'Wissenschaftlichkeit' trat an die Stelle eines von Hypothesen belasteten Populismus.

Halten wir fest:

Eine verfestigte Wissenschaftssprache ist besonders leicht simulierbar.

Die wissenschaftliche Sprachdifferenzierung ist u.a. auch ein Parkinsonphänomen. Mit steigender Geschwindigkeit der Wissenschaftsproduktion steigt der Anteil standardisierter Sprache und sinkt der Informationsgehalt.

Eine explosionsartige Stellenvermehrung führt schon aus einem Mangel an Sachen zur explosionsartigen Vermehrung von 'Wissenschaft' in Anführungsstrichen.

Die Kommerzialisierung der Wissenschaft hat den gleichen Effekt.

Identitätsschwache Fächer tendieren zur Kompensation ihrer Schwäche durch Jargonbildung und Prestigeanleihe.

Die sechs Grundregeln wirken zusammen zur Produktion von etwas, dessen Sinn schwer einzusehen ist. — Der allgemeinste Sinn, daß wir, indem wir etwas über unsre Sprache erfahren, auch etwas über uns selbst in Erfahrung bringen, geht unter im Gestrüpp einer inhaltsarmen Scholastik. Bürokratisch, mit pedantischem Ernst werden Sachverhalte, die jeder intuitiv sofort richtig erfaßt und die sich aus der Natur der Sache ergeben, untersucht und statistisch beglaubigt und verumständlicht. Der naturwissenschaftliche Exaktheitsanspruch ist zwar nicht sinnvoll, aber er garantiert die Unendlichkeit des Forschungsgegenstandes. Wir ertrinken in einer Flut, nicht von Informationen, sondern von Publikationen. Es gibt nichts zum Kauen. Die Disproportion zwischen dargestellter Sache und sprachlichem Aufwand ist das Leseerlebnis. Was wir erfahren, ist nicht falsch, sondern überflüssig. Wir haben diese pseudowissenschaftliche Trivialliteratur, weil es die Produktionsplätze gibt, auf denen wir

sitzen, und, weil die Länge der Publikationsliste – alphabetisch genug! – als Qualifikationsmaßstab gilt.

Es ist nicht unsozial, auf eine unsinnige Wissenschaftsproduktion hinzuweisen, es ist unsozial, Studentengenerationen mit Unsinn vollzustoßen. Das Fach fächert sich bürokratisch auf und franst aus, wird unüberschaubar und unzugänglich, weil in unserer Wissenschaftsorganisation etwas nicht stimmt.

Die Demokratisierung unseres Arbeitsgebiets hat zu einer Verwissenschaftlichung geführt, die dazu zwingt, unsre Publikationsspielregeln gründlich zu überdenken.

Wie gesagt: Sprachkritik allein ist ein hilfloses Unterfangen; man muß versuchen, auf die Entstehensbedingungen dieser Sprache einzuwirken.

Dabei wollte ich ausdrücklich die Frage ausklammern, welcher Sprachtyp in der Sprachwissenschaft angemessen wäre, der naturwissenschaftliche, der sozialwissenschaftliche oder der ältere humanwissenschaftliche, also bildungssprachliche; sie läßt sich nur danach entscheiden, wie jemand den wissenschaftstheoretischen Ort der Linguistik bestimmt.

2. Zur Verwissenschaftlichung der praktischen Lehrerbildung und des Unterrichts

Der 'Deutsche Bildungsrat' forderte 1970, im Zuge der Bildungsreform, eine Verwissenschaftlichung des Unterrichts.¹⁸ Welche Folgerungen im Deutschunterricht aus diesem Programm der 'Szientisierung' gezogen wurden, welchen Einfluß die Linguistik, Soziologie und die sozialwissenschaftliche Erziehungswissenschaft auf einen veränderten Deutschunterricht genommen haben, das wäre ein riesiges Untersuchungsgebiet, auf das ich mich hier nicht einzulassen vermag. Ich beschränke mich stattdessen auf einen sprachkritischen Seitenblick.

Ein Suhrkampfbändchen mit dem Titel 'Probleme der Schule im gesellschaftlichen Wandel. Das Beispiel Odenwaldschule' zeigt, in welchem Ausmaß ein fortschrittliches Landerziehungsheim um 1970 seine Aufgabe darin sah, sich zu verwissenschaftlichen: seine Selbstverwaltung, Lehrplan und Unterricht, und seinen pädagogischen Freiraum.

"Wir können das alles nur als Prozeß planen", heißt es. "Die Kapazitäten der Lehrinrichtungen, die Lehrprogramme, ja selbst die Gebäude, Lehr- und Lernvorgänge als Prozeß im umfassenden Prozeß der Veränderungen von Gesellschaft und Wirtschaft wissenschaftlich zu planen, das ist die Aufgabe, die vor uns liegt."

Die Schule wird an den Fortschrittsstrom der Wissenschaft angeschlossen und die Lehrerkonferenz zum Umschlagplatz zwischen den sog. 'Informationssystemen' Psychologie und Soziologie und der erzieherischen Praxis. Dabei dogmatisieren und bürokratisieren diese Informationssysteme sich auf eigentümliche Weise.

Einer der Autoren des Bändchens erfaßt den verbliebenen pädagogischen Freiraum, indem er das soziale Lernen in der Schule zum wissenschaftlichen Gegenstand macht. Er formuliert insgesamt 40 Aufgaben für das soziale Lernen. Dabei geht er zum Teil so vor, daß er gewisse Leitgedanken der Psychoanalyse zu 'Lernzielen' umfunktioniert, er nennt z.B. die Ziele:

- "mit der eigenen Triebwelt vertraut und 'befeunder' sein ..."
- "die eigene Sexualität bejahen und genießen lernen"
- "fähig werden zu stabilen affektiven Bindungen an andere (auch an Tier und Dinge) und sie in Worten und Gesten ausdrücken lernen ('Objekte libidinös besetzen lernen')."

Der wissenschaftliche Besen, einmal aufgerufen, arbeitet nun selbsttätig weiter. Wo ein 'Lernziel' ist, muß eine wissenschaftlich fundierte Didaktik und eine 'Lernerfolgskontrolle' her. "Lernzielbestimmungen sind noch keine unmittelbaren Handlungsanweisungen", schreibt er. "Damit sie das werden können, ist mindestens zweierlei nötig: die Kenntnis der verschiedenen Weisen des sozialen Lernens (...) und die Operationalisierung der Lernziele. Operationalisierung der Lernziele soll bedeuten, daß zu jedem Ziel eine Reihe von konkreten Verhaltensweisen angegeben werden müßte, die ein Individuum (in manchen Fällen spontan, in anderen Fällen provoziert) zeigen soll, damit gesagt werden kann, es habe dieses Lernziel erreicht."

"Diese Operationalisierung theoretisch lückenlos vorwegzunehmen, überfordert die Phantasie eines einzelnen", setzt unser Autor hinzu und verlangt Reihenuntersuchungen. Die Verwissenschaftlichung führt zu einer totalen und totalitären Erfassung des pädagogischen Spielraums.

Wir sprechen hier weder von Theorie noch von einem Spezialfall. Der Artikel 'Schulversuche und ihre wissenschaftliche Begleitung' im 'Handlexikon für Erziehungswissenschaft' von 1976 geht von den gleichen Prämissen aus: Hypothesen sind zu bilden und durch Operationalisierung zu überprüfen.

Der umfangreiche Beitrag über 'Modellversuche im Bildungswesen und ihre wissenschaftliche Begleitung', der in dem zweibändigen Bildungsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von 1983 zu

finden ist¹⁹, informiert jetzt darüber, ein wie breites Spektrum von Modellversuchen seit 1970 existiert. Es liefen z.B. 37 "Modellversuche zur Entwicklung und Erprobung von Spiel- und Lernangeboten im Bereich des Kindergartens für 3- bis 4jährige Kinder und für 5jährige im Rahmen der organisatorischen Zusammenfassung mit 3- und 4jährigen."

Alle diese Modellversuche unterwerfen sich offenbar dem sprachgesicherten Wahnsystem der pädagogischen Wissenschaft und erzeugen wiederum – Sprache. Z.B.:

"Die Mechanismen der Umwandlung von wissenschaftlichen Fragestellungen in unlösbare Probleme durch Operationalisierung implizieren stets eine Entfernung von der ursprünglichen Problematik."

Was Karl Korn in der 'Sprache in der verwalteten Welt' beschäftigte, nein, was er als die Signatur unsrer Epoche diagnostizierte, die Wucherung der Verwaltungssprache über den Rahmen ihrer ursprünglichen Verwendung²⁰, hat im Unterrichtswesen freie Bahn. Die pädagogische Wissenschaftssprache ist vom Typus der Verwaltungssprache oft gar nicht zu unterscheiden, eins geht ins andere über, Verwissenschaftlichung schlägt sofort um in Bürokratisierung. Die Demokratisierung der wissenschaftlichen Bildung hat zu einer lächerlichen Pädokratie geführt. –

Auch hier dürfte gelten, daß der Rotstift des Sprachkritikers nur sehr wenig ausrichten kann.

Man gestatte einen letzten kurzen Seitenblick auf die Referendarausbildung, auf das Staatliche Seminar für Schulpädagogik in Freiburg. Als genüge es nicht, daß die Universität schlecht genug Universität spielt, spielt auch dieses Studienseminar Universität. Seine Fachleiter geben eine Schriftenreihe, die Studienseminar-Konzepte, kurz 'STS-Konzepte', heraus. In den Heften 1-6, deren umfänglichstes über 150 Seiten stark ist, werden die Referendare schriftlich darüber unterrichtet, worin die 'Tätigkeit des Mentors im Rahmen der Referendarausbildung' besteht (Heft 3), wie ein Unterrichtsentwurf (Heft 4), wie die schriftliche Prüfungsarbeit (Heft 6) anzulegen ist usw. –

Das eigentümlichste Kennzeichen dieses Seminars ist seine scheinwissenschaftliche Schriftkultur. Die Referendare werden nicht nur verpflichtet, sich die STS-Konzepte anzuschaffen und bestimmte Seiten unbedingt und sofort zu lesen, sie erhalten schon am ersten Tag, bei Dienstantritt, ein 90seitiges Heft mit dem Titel 'Seminar-Beratung', das sie auf der ersten Seite darauf aufmerksam macht, dieses Heft sei "keineswegs der einzige Weg der Kommunikation zwischen Kollegium und Leitung auf der einen und den Referendaren auf der anderen Seite. Es kommt hinzu: ..." – Und nun nennt das Heft sieben Möglichkeiten mündlicher

Kommunikation, unter anderem "das Einzelgespräch Dozent – Referendar beim Vorliegen besonderer Fragen."

Schon in der ersten Seminarsitzung wird der Referendar auch aufmerksam gemacht auf die 'Beurteilung' seines Unterrichts. Das Seminar hat einen 'Kriterienkatalog' erarbeitet, der in dem erwähnten Heft abgedruckt und erläutert ist. Die Erläuterung weist darauf hin, daß dieser Katalog wissenschaftlichen Ursprungs und daß er vollständig ist. Pädokrationen haben offenbar grundsätzlich diese Neigung zur lückenlosen Erfassung. Der 'Kriterienkatalog', der die Notengebung objektivieren soll, liest sich wie ein zeitgenössischer Beichtspiegel. Er zerfällt in acht Elemente, I. Unterrichtsziele, II. Unterrichtsgegenstände usw., VIII. Lehrverhalten; diese acht Hauptpunkte zerfallen in Subkategorien, und da unterscheidet der Katalog zwischen 54 'Gesichtspunkten' auf der linken und 39 'Kriterien' auf der rechten Seite. 'Unterrichtsziele' z.B. zerfallen in die Gesichtspunkte 'Grob- und Feinziele', und ihnen stehen als 'Kriterien' 'Wahl, Formulierung, Verwirklichung' gegenüber. Natürlich lernt der Referendar eine fachlich genormte Umgangssprache: 'Frontal-Unterricht' und 'Partnerarbeit', 'schülerzentriert' und 'lehrerzentriert', 'Grobziele' und 'Feinziele', 'Partnerarbeit'. Auch hier dürfen wir mit lückenlosen Wortfeldern rechnen.

Wer noch nicht durch die Schule entmündigt und in Universitätsseminaren vergreist ist, wird spätestens jetzt für den Staatsdienst zurechtgeschlagen und ausgetrocknet, zu einem Zeitpunkt, wo der Staat kaum noch Stellen zu vergeben hat. Sein Charakter wird gebrochen.

3. Zur Verwissenschaftlichung und Verfälschung der Umgangssprache

Der Verwissenschaftlichungsschub, den wir in den Humanwissenschaften beobachten und der fast das gesamte Unterrichtswesen durchdringt, ist auch im Bereich der öffentlichen und privaten Umgangssprache überall erkennbar. Man muß sich erinnern! Eine Zeile wie 'Aggression: Warum schon kleine Kinder beißen und schlagen' auf der Titelseite einer Zeitschrift wäre vor 25 Jahren nicht möglich gewesen. 'Aggression' existierte nicht als Wort der öffentlichen Gebrauchssprache. Das Beispiel steht für ungezählte.

Noch eigentümlicher ist, in welchem Grad Wissenschaftswörter in die Umgangssprache eingedrungen sind. "Wenn Ihr Kind", sagt die Kindergärtnerin, "alle Annäherungen, Kontaktaufnahmeversuche und Mitspielwünsche kategorisch ablehnt und aggressiv beantwortet, dann sind das Signale eines sozialen Fehlverhaltens." Leidet das Kind unter 'Trennungsangst'? – Diese Termini gehören der Sphäre des Objektiven, Unpersön-

lichen an, sie sind nicht für eine private, intime Redesituation geschaffen. Sie subsumieren Erlebnisinhalte, die im konkreten Fall als persönlich und einmalig empfunden werden, unter eine allgemeine Kategorie und schließen sie an an ein allgemeines Denkgebäude. Sie wirken distanzierend, eine Art Selbstentfremdung durch Sprache ist die Folge.²¹

Ein drittes Beispiel. – Der Fahrschullehrer unterrichtet seine Kunden: an der Straßenkreuzung gebe es einen 'Warn- und Sicherheitsblick', einen 'Röhrenblick' (die Straße entlang) und einen 'Fächerblick'. Was liegt hier vor? Eine Kopie offenbar. Fachlichkeit ist ein so durchgängiges, notwendiges Prinzip, daß auch der Fahrschullehrer seinen Unterricht fachwissenschaftlich gestaltet. Nur so ist er abgesichert, seriös, und hat einen Verkaufswert. Scheinfachlichkeit liegt hier vor.

Die vielbesprochene Verwissenschaftlichung der Alltagswelt ist faßbar in einem breitgefächerten Entlehnungsschub von Wissenschaftswörtern und in einer scheinhaften oder tatsächlichen Verfälschung der Umgangssprache. Ich kann das Gebiet, das zu unserem Thema gehört, hier nur noch streifen, und beschränke mich auf abkürzende, andeutende, tastende Bemerkungen:

Wir erleben zur Zeit einen ungeheuren Überlieferungsschwund, einen öffentlichen Gedächtnisschwund. Die Verwissenschaftlichung des Alltags überantwortet ungezählte neue Sektoren, die bis vor kurzem noch in den Bereich eines lokal und mündlich überlieferten Wissens gehörten, einer universellen Schriftkultur. Die Verschriftlichung unseres Wissens reicht nischenlos von der Säuglingspflege bis zur Sterbebegleitung. Sie belehrt nicht nur, sie entmündigt auch, sie delegiert die konkrete Existenz an schriftlich orientierende oder orientierte Ratgeber. Ein autoritätsbesetztes, handlich gemachtes Orientierungswissen greift in alle lokalen und privaten Sphären.

Wird es überhaupt zum Wissen? Die Wissenschaftswörter erfahren beim Übergang in die Alltagswelt häufig eine Bedeutungserweiterung, eine Erweiterung des Umfangs und Verarmung des Inhalts. Oder sie behalten ihren Anwendungsbereich und werden kontextadäquat eingesetzt, der Inhalt erscheint aber als nebulöser bzw. weißer Fleck und kann im Zweifelsfall nicht definiert werden. Die Ausdrücke werden zum 'Pseudobegriff' im Sinne Wygotskis. Ihre 'dynamis' liegt im Assoziationshof: sie signalisieren Wissenschaftlichkeit, transportieren deren Prestige in die Alltagssphäre hinein oder nehmen in ihr ein neuartiges Konnotat von Gefühlen und Wertungen an. In jedem Fall wandelt sich bei dem Sphärenwechsel ihre Funktion. Sie schließen die Alltagssphäre an an den Autoritätsbereich Wissenschaft, vertrauenspendend und absichernd, bedarf-weckend, zum Fragen und zur Horizonterweiterung einladend.

Bei Max Weber findet sich die Bemerkung, daß wir in der Regel nicht wissen, wie eine Straßenbahn funktioniert, daß wir aber in dem Glauben leben, es jederzeit erfahren zu können. "Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also nicht eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt".²² Genau dies ist die Wirkung der Wissenschaftswörter. Nur, daß wir vielleicht den Ausdruck 'Entzauberung' nicht übernehmen würden. Die Wissenschaft erreicht uns in der Alltagswelt ja meistens nicht mehr als sie selbst, sondern, auf dem Umweg über Ratgeber und Beratung, angewandt, kommerziell vermittelt. Je kommerzieller sie auftritt, in Poesie und Rhetorik eingehüllt, umso mehr werden wir auf einen geschlossenen Horizont zu bewegt. Sie entzaubert nicht nur, sie verzaubert auch. Die sogenannte Sachliteratur hat einen Zug zur Entsachlichung. Für die Werbung gilt das ohnehin.

Die Wissenschaftswörter hierarchisieren die Sprache und erzeugen das Gefühl, dort, wo die Quellen dieser Wörter liegen, in ihrer Herkunftssphäre sei man weiter, befinde man sich in einem umfassenderen, unbekannten System, das die Fähigkeit berge, alle Probleme zu beherrschen. Sie steigern den Bedarf an expertenhafter Hilfe. Sie fungieren als Bedarfsweckungsinstrument, so wie sie in sozialistischen Staaten als Herrschaftsinstrument fungieren. Sie schließen uns an an ein Netz, das aus Industrie und Wissenschaft gewebt ist, und wirken als Ansaugstellen. 'Ökologie' ist ein Zauberwort. Es befestigt Heilserwartungen an die Wissenschaft.

Die Entlehnung der Wissenschaftswörter erweitert unseren Horizont virtuell. Der Informationsradius wächst, aber wir erfahren über immer mehr immer weniger. Das Bewußtsein einer sich immer weiter ausdifferenzierenden, verkomplizierenden Welt nimmt zu. Die Umgangssprache ist belastet, vielleicht überlastet durch unverstandene oder nur passiv verfügbare Vokabeln. Aber unser Weltbild wird kaum komplexer, eher vereinfacht es sich. Die Gebrauchssprache schrumpft.

Die Tatsache, daß wir eigentlich so wenig Wirkliches erfahren, wird vertuscht durch etwas, was man, einen anthropologischen Begriff Weisgerbers sozialpsychologisch und historisch uminterpretierend, die sprachliche 'Zwischenwelt' nennen sollte. Eine durch Wiederholung ritualisierte Sprache täuscht über unser Unwissen hinweg. Sie tut das in einem Sprach-

medium, das sich als Attrappe vor die Realität stellt. Die strukturierenden Mittel sind z.B. die Scheinfachlichkeit, die Wortreihe und der Universalbegriff.

Die 'Scheinfachlichkeit', ob sie nun aus der standardisierenden Wirkung einer eiligen Sprachproduktion hervorgeht oder ob sie den Typus Wissenschaftssprache kopiert, gibt unserer öffentlichen Sprache ein autoritäres, verkrustetes Ansehen. Man vergleiche einmal die Nachrichtensprecher des BBC mit den unseren. Unsere Politiker reden eine scheinfachliche, verformelte Sprache.

Der Begriff 'Wortreihe' meint die Beobachtung, daß wir gewohnt sind, bestimmte Weltausschnitte in einer festen Wortreihe, einer begrenzten Kette von Wörtern, referiert zu erhalten, so daß wir glauben, diesen Realitätsausschnitt in einer solchen Wortreihe zu haben. Die Wörter tendieren dazu zu dominieren — an Stelle des Satzbaus.

Die Universalbegriffe sind Wörter, die auf dem Weg pointierender Abstraktion eine Teilwahrheit verabsolutieren und in denen wir riesige Bereiche zu überblicken glauben. 'Entwicklungsland', 'Information', 'Sexualität', 'Ökologie', 'Energie'. Es sind Schlüsselbegriffe, halbwissenschaftliche Universalwörter, von denen eine starke Wirkung ausgeht. Nicht zuletzt mit ihrer Hilfe bilden wir uns ein, die Welt im Griff zu haben.²³

Sie bilden, zusammen mit der Wortreihe und der Scheinfachlichkeit, die Schwimmkugeln und das Netz des öffentlichen Denksystems, in dem wir leben.

Ich breche hier ab. — Hat Sprachkritik überhaupt einen Sinn, wenn sie sich auf Erscheinungsformen der Verwissenschaftlichung unserer Gemeinsprache richtet? Hat es Sinn, an die Sprachkritik der 'Dialektik der Aufklärung' zu erinnern, nachdem ihre einstigen Jünger einiges dazu getan haben, die in ihr enthaltenen Prophezeiungen zu erfüllen?

"Appellantentum scheint eine Art von Krankheit zu sein, deren typischer Verlauf inzwischen gut bekannt ist: Sie tritt in regelmäßig sich wiederholenden Anfällen auf, die für den davon Befallenen recht schmerzhaft sein können," meint Niklas Luhmann in seinem Vortrag 'Unverständliche Wissenschaft'. Als Soziologe sei man gewohnt, davon auszugehen, "daß eine vorgefundene gesellschaftliche Realität Gründe dafür hat, daß sie so besteht, wie sie besteht: Gründe oder Hintergründe".²⁴

Gründe für eine unsachgemäße Verwissenschaftlichung der Humanwissenschaften lassen sich, wie ich glaube, erkennen; sie liegen z.B. in der gründerzeithaften Produktionslage. Ähnliches mag für den pädagogischen Bereich gelten, der hier berührt wurde. Und der kommerzielle Hinter-

grund der Verwissenschaftlichung unserer Lebenswelt ist überall erkennbar.

Die Verwissenschaftlichung hat aber noch einen anderen, vielleicht kaum weniger wirksamen Hintergrund: das Vertrauen in die Wissenschaft, "das Wissen oder den Glauben daran," wie es bei Max Weber heißt, "daß man (...) alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne." Zum Hintergrund gehören, gerade im außerwissenschaftlichen Bereich, Lösungserwartungen, vielleicht auch Heilserwartungen, die sich auf die Wissenschaft richten.

Diese ihre hierarchische Position bedingt die Expansion ihrer Sprache, z.B. aus Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften in die benachbarten Fächer, aus der Wissenschaft insgesamt in die Gemeinsprache. Wir können die Verwissenschaftlichung unsrer Sprache als eine Spielart der Metaphorik auffassen. Es gibt ja die Metapher nicht nur im Bereich des Einzelworts und des Bildfeldes, sondern auch ganzer Sprachsphären, Texttypen. Bei der Übertragung geht von der Ausgangssphäre eine projektive Wirkung auf die Zielsphäre aus. Diese kann erhellt und eigentlich erst erschlossen, sie kann aber auch eingeengt, entstellt und verfremdet werden, oder sie wird überwuchert.

Natürlich ist dies Bild der Überwucherung einseitig; es läßt sich sehr leicht die Gegenrechnung aufmachen.

Die Entlehnung von Wissenschaftsbegriffen in die Gemeinsprache etwa bedeutet eine ständige Horizonterweiterung; vielleicht hat der Entlehnungsschub in den letzten Jahrzehnten eine Europäisierung, eine Latinisierung des Deutschen erreicht. Es scheint, daß die 'Wörter aus der Fremde', von denen noch Adorno sprach²⁵, keine Sonderstellung mehr haben, ganz ähnlich wie etwa im Englischen, daß sie glücklich eingebürgert sind.

Es wäre nun absurd und genant, auch für die linguistische oder pädagogische Literatur dieses Zeitraums eine Art Gegenrechnung aufmachen zu wollen. Die war nicht das Thema. Das Thema war Sprachkritik.

Um aber jedem Mißverständnis vorzubeugen: ich wollte mich nicht gegen eine esoterische Wissenschaftssprache wenden. Ob wir uns in der Linguistik einer formalisierenden Schreibweise bedienen, ob wir Anleihen bei den Naturwissenschaften oder der Logik oder den Sozialwissenschaften machen, das läßt sich nur unter dem Gesichtspunkt beurteilen, ob es der Sache, der Erhellung des Gegenstandes dient. Vermutlich kann man in den Bildfeldern gar nicht vielseitig genug sein.

Ich sehe, was unsere Sprache angeht, zwei schwierige Fragen:

1) Welchen Standort schreiben wir der Linguistik neben den anderen Wissenschaften zu? Ist die Unsicherheit in dieser Frage ein Grund für die derzeitige Sprachverwirrung? Ist dies Fach ein Konglomerat, den verschiedenen Disziplinen zugänglich? – Roman Jakobson hat in dem Aufsatz 'Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften' umfangreiches Material für eine solche Erörterung bereitgestellt.²⁶

2) Als humanwissenschaftliche Disziplin erfüllt sie m.E. immer eine doppelte Funktion: sie dient in der Sacherkundung zugleich der Selbstverständigung des Menschen. Verfehlt die Linguistik nicht ihren Sinn, wenn ihre Ausdrucksweise diese erkennende Anwendung auf uns selbst, die wir umgangssprachlich vornehmen, nicht mehr erlaubt?

M.E. spricht einiges dafür, sich auf die Leistungsfähigkeit der Gemeinsprache zu besinnen, einer Bildungssprache, die um Terminologie und begriffliche Formeln erweitert ist. Sie ist vermutlich der Komplexität des Gegenstandes besser gewachsen, ist eher in der Lage, ihn vielseitig differenzierend zur Darstellung zu bringen, als z.B. die steifen, angesichts des Objekts Sprache vereinfachenden Schreibweisen der Naturwissenschaft. Die szientistische Schreibweise bedeutet eine Unterinterpretation des Bereichs Sprache, wir unterschätzen, vielleicht, weil wir die Möglichkeiten des Satzbaus, des Periodenbaus und der Großgliederung zu wenig im Auge haben, völlig die Fähigkeit der Gemeinsprache, die kompliziertesten Sachverhalte zu repräsentieren. Ihre Anwendung wäre zugleich ein nützlicher Prüfstein, der das Triviale als trivial ans Licht bringt.

Warum erproben wir, überhaupt, nicht die Reichweite der Bildungssprache, in den Humanwissenschaften, im Unterrichtswesen, in der öffentlichen und privaten Gebrauchssprache, statt uns auf die standardisierte Fachlichkeit und Scheinfachlichkeit der verschiedenen situationstypischen Teilsprachen einzulassen? Die Würde einer zeitgenössisch erweiterten Bildungssprache liegt m.E. nicht darin, eine unvollkommene Wissenschaftssprache zu sein, die der wissenschaftlichen Erkenntnis hinterherhinkt und eine Art Geröllfeld überholter Theorien bildet. Sie hat ihren eigenen Mittelpunkt und Leistungsradius. Der Verwissenschaftlichungsschub in den letzten Jahrzehnten legt es eher nahe, erzwingt es vielleicht sogar, aus Respekt vor der zu erhaltenden Sachlichkeit der Wissenschaften, ihren Universalitätsanspruch auf Weiterklärung in Zweifel zu ziehen und ihre Befruchtung mit Heilserwartungen zurückzuweisen.

Nicht eine Verwissenschaftlichung unserer Sprache ist wünschenswert, sondern eine Vielsprachigkeit, ein sprachlicher 'Polytheismus', und daneben die Erarbeitung eines Sprachgebrauchs, mit dem es möglich ist,

sich in den verschiedenen Situationen und Sachbeziehungen in e i n e r Sprache auszudrücken, die vorgeformten Inhalte in e i n e r beweglichen Sprache auszuarbeiten und allgemeiner durchsichtig zu machen.

“Die Umgangssprache ist nicht notwendigerweise vage, schillernd oder ungenau; das ist lediglich die ohne Könnerschaft gehandhabte Umgangssprache”, schreibt der Biologe Bernhard Hassenstein. “Der Möglichkeit nach ist die Umgangssprache in der Darstellung der Wirklichkeit von beliebiger Präzision.”²⁷

Es gibt eine Art Wissenschaftssprache, die, unsinnlich und eindimensional, schon in der Humanwissenschaft ihren Gegenstand nicht erreicht, und deren Expansion in Unterrichtswesen und Gemeinsprache austrocknend wirken kann:

Sie addiert Fakten, ohne daß ein sinnvoller Zusammenhang erkennbar wird;

sie ist monologisch;

sie verzichtet darauf, die Position eines Sprechenden zu markieren und von ihr aus einen Raum zu entwerfen;

sie verräumlicht auch nicht ihren Gegenstand und verzichtet überhaupt auf Mittel der Veranschaulichung;

der Satzbau ist undurchsichtig, oder die Satzbaupläne sind einfach und stereotyp und ihr Rhythmus infolgedessen monoton;

der sprachliche Zugriff, die Metaphorik z.B., ist einseitig und starr;

man bevorzugt Substantive und die sog. ‘blassen’ Verben, die nur noch eine grammatische, satzkonstituierende Funktion haben (*aufweisen, teilnehmen*) und daher geeignet sind, eher statische Relationen abzubilden;

man rasselt mit vorgefertigten prestigebesetzten Formeln und Wortautoritäten, so daß einem Hören und Sehen vergeht.

Dagegen eine gegenständliche Sprache, von der etwas, ein Moment, auch in die der Sacherhellung dienende wissenschaftliche Darstellung eingehen könnte:

diese wäre dann nicht nur klar, ökonomisch und genau, wie es sich gehört, sondern würde auch noch über eine spezifische Energie sinnlicher Vergegenwärtigung verfügen;

wir hören eine Stimme;

ein Gedanke verbindet Teile;

daß es Wichtiges und Unwichtiges gibt, wird durch den zugewiesenen Raum und den Satzbau ausgedrückt;

der Stil ist eher verbal, Verben der Aktion, die anschaulich sind, werden verwendet und eignen sich, dynamische und dialektische Prozesse abzubilden;

die Sache wird im Dialog entwickelt und, durch Synonymenvariation und vielseitige Metaphorik, offengehalten;

der Autor verräumlicht und veranschaulicht, was er darstellen will, er hat ein Gegenüber;

er knüpft an, auch an Alltagserfahrung und mündliche Rede;

er bemüht sich, mimetische Qualitäten der Sprache zu nutzen, die Sinnlichkeit des Gegenstandes durch sinnliche und räumliche Anhaltspunkte wiederzugeben;

ein Gedankengang kann z.B. in dem Periodenbau eines Satzes simuliert werden;

man wechselt zwischen kurzen und langen Sätzen, der Rhythmus ist abwechslungsreich und vielseitig – an Stelle eines ökonomischen Schematismus enthält er Überraschungsmomente, Sprünge;

die Sprache ist wohlklingend;

sie hat einen Rhythmus;

und sie lebt von dem ironischen Bewußtsein, daß man in den Wörtern nicht die Sachen hat.

Der preußische Graf Gustav von Schlabrendorf, der als Emigrant in Paris gelebt hat und dessen Sprachtheorie durch Carl Gustav Jochmann überliefert worden ist²⁸, meinte, daß die öffentliche Prosa und die gelehrte Sachprosa nach dem Vorbild des Englischen auf Mündlichkeit aufrufen solle, und vielleicht darf man noch einmal an die Eigenschaften erinnern, die Gottsched einer vollkommenen Sprache zuschrieb:

‘Differenziertheit’, ‘Deutlichkeit’, ‘Kürze und Nachdruck’.

Anmerkungen

- 1 Die Differenziertheit seiner linguistischen Argumentation galt der Kritik, kaum der Begründung von Sprachkritik. Vgl. z.B. Peter von Polenz: Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Beihefte zum Wirkenden Wort 5, Düsseldorf 1963; ders.: Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die Fremdwort-Frage gestern und heute. In: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Frankfurt 1967 (edition Suhrkamp. Bd. 214), S. 111-165.

Eine umfangreiche, wenn auch unvollständige Bibliographie zur Diskussion

um die Sprachkritik enthält neuerdings die Sammlung: Hans Jürgen Heringer (Hg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982, S. 317-332.

- 2 Gottfried Wilhelm Leibniz: Deutsche Schriften. Bd. 1: Muttersprache und völkische Gesinnung. Hg. von Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig 1916 (Philosophische Bibliothek. Bd. 161.) [S. 3-24: Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft; S. 25-54: Von deutscher Sprachpflege. Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache.]

Gottfried Wilhelm Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hg. von Uwe Pörksen. Kommentiert von Uwe Pörksen und Jürgen Schiewe. Stuttgart 1983. (Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 7987 [2]).

Johann Christoph Gottsched: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Horst Steinmetz. Stuttgart 1972. (Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 9361 [5]).

Joachim Heinrich Campe: Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Dritter Versuch /welcher den von dem königl. Preuß. Gelehrtenverein zu Berlin ausgesetzten Preis erhalten hat/ von Joachim Heinrich Campe'n/Herzogl. Braunschweig. Schulrath. Verbesserte und vermehrte Ausgabe. Braunschweig 1794. — Zugänglich auch unter dem Titel 'Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verdeutschung' als Einleitung zu Campes 'Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedungenen fremden Ausdrücke.' Braunschweig ²1813. — Reprint hg. von Helmut Henne. Hildesheim/New York 1970.

Carl Gustav Jochmann: Über die Sprache. Faksimiledruck nach der Originalausgabe von 1828, mit Schlabrendorfs 'Bemerkungen über Sprache' und der Jochmann-Biographie von Julius Eckardt. Hg. von Christian Wagenknecht. Göttingen 1968. (Deutsche Neudrucke).

Carl Gustav Jochmann: Politische Sprachkritik. Aphorismen und Glossen. Hg. von Uwe Pörksen, ausgew. und komm. von Uwe Pörksen und Siegfried Hennrich, Herbert Klausmann, Eva Lange, Jürgen Schiewe. Stuttgart 1983. (Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 7933 [3]).

- 3 Zu diesem Begriff der 'Norm' vgl. Eugenio Coseriu: System, Norm, Rede, in: Eugenio Coseriu: Sprache. Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze. Hg. Uwe Petersen. Tübingen 1970, S. 193-212, bes. S. 207 ff.
- 4 Ich habe gelegentlich Hugo Stegers anregendes und m.E. besonders leistungsfähiges Konzept, die soziale Binnengliederung unserer Sprache zu erfassen, in Sprachkritik umzumünzen versucht. — Siehe z.B.:
Hugo Steger/Helge Deutrich/Gerd Schank/Eva Schütz: Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972 (= Sprache der Gegenwart Bd. 26), Düsseldorf 1974, S. 39-97.

Vgl. dazu Uwe Pörksen: Textsorten, Textsortenverschränkungen und Sprachattrappen. In: Wirkendes Wort 1974, S. 219-239.

- 5 Johann Christoph Gottsched: Deutsche Sprachkunst. II. Abschnitt 'Von der Vollkommenheit einer Sprache überhaupt.' §§ 2-4. In: Johann Christoph Gottsched: Ausgewählte Werke. 8.Bd., 1. Teil. Bearbeitet von Herbert Penzl, S. 50 f.
- 6 Vgl. Kuno Lorenz/Jürgen Mittelstrass: Rational Philosophy of Language: The Programme in Plato's Cratylus reconsidered. In: *Mind* 76 (1967), S. 1-20.
Uwe Pörksen: Platons Dialog über die Richtigkeit der Wörter und das Problem der Sprachkritik. In: *Germanistische Linguistik* H. 1/2 (1979), S. 37-50.
- 7 Hansgert Peisert/Gerhild Framheim: Das Hochschulsystem in der Bundesrepublik – Funktionsweise und Leistungsfähigkeit. Stuttgart 1979, S. 22 f.
- 8 Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch 1983 für die Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart und Mainz 1983, S. 344.
- 9 Hans Werner Prahl: Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München 1978, S. 366. – Die neu gegründeten Universitäten: Bochum, Konstanz, Regensburg, Bielefeld, Dortmund, Bremen, Düsseldorf (seit 1819 Medizinische Akademie), Kaiserslautern, Trier, Oldenburg, Osnabrück, Bayreuth, Ulm (Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule), Passau. – Die neuen Gesamthochschulen (Universitäten): Bamberg, Duisburg, Essen, Kassel, Paderborn, Siegen, Wuppertal. – Zur Zahl der Fachhochschulen vgl. Peisert/Framheim (Anm. 7).
- 10 Ihre Autoren waren Mario Pei (1966), Mario Pei und Frank Gagmar (1968), Gerhard Helbig (1969), Winfried Ulrich (1972), Carl Heupel (1973), Werner Welte (1974), Werner Abraham (1974), Harro Stammerjohann (1975).
- 11 Die Zitate, die auf beunruhigende Weise austauschbar sind, weise ich hier und im folgenden nicht nach. Eine persönliche Polemik ist nicht beabsichtigt.
- 12 Achim Leschinsky/Peter Roeder: Didaktik und Unterricht in der Sekundarstufe I seit 1950. A. Entwicklung der Rahmenbedingungen. In: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Projektgruppe Bildungsbericht (Hrsg.): Bildung in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1980. Bd. 1 Entwicklungen seit 1950, S. 309. – Die Quellen der Autoren sind das Statistische Bundesamt: Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Fachserie 11, Bildung und Kultur. Reihe 4,4: Personal an Hochschulen 1976. Stuttgart und Mainz 1977; sowie entsprechende Veröffentlichungen für frühere Jahre. – Die Autoren merken für die Fächergruppe Pädagogik an: "1953 einschließlich Leibesübungen, Sport und Sporterziehung, 1972 und 1976 Erziehungswissenschaften und Lehramt an Grund-, Haupt- und Sonderschulen."
- 13 Leschinsky/Roeder, S. 307. – Quellen wie in Anm. 12.
- 14 Leschinsky, Roeder, S. 309. – Quellen wie in Anm. 12. – Die Zahlen gelten "1976 einschließlich germanistische Sprachen sowie Sprach- und Literaturwissenschaft".
- 15 Hans-Martin Gauger: Wissenschaft als Stil. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1979. Heidelberg 1979, S. 22-33.
Vgl. den unter Anm. 4 genannten Aufsatz über "Textsorten, Textsortenverschränkung und Sprachattrappen" und meine Polemik 'Vom pseudowissenschaftlichen Jargon'. In: *Neue Rundschau* 71 (1974), S. 214-222.

- 16 Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch 1983 (siehe Anm. 8), S. 356.
- 17 Der Terminus wurde gesprächsweise von Wolf Lepenies geprägt.
- 18 Jürgen Kreft: Entwicklung der Literaturdidaktik im Rahmen der Deutschdidaktik. In: Bildungsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (siehe Anm. 12), S. 553 f. zur 'Szientisierung' des Literaturunterrichts.
- 19 Horst Weishaupt: Modellversuche im Bildungswesen und ihre wissenschaftliche Begleitung. In: Bildungsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (Anm. 12), 2. Band, S. 1287-1342.
- 20 Karl Korn: Sprache in der verwalteten Welt, dtv 1962, S. 17: "Ein groteskes, aber keineswegs als ausgefallen anzusehendes Beispiel ist der Satz des Pfarrers, der seinen Schützling 'das Liebesbedürfnis in den ganzen Zusammenhang der Liebe einplanen' heißt. Es handelt sich um ein authentisches, beglaubigtes Zitat. Am Groteskfall wird deutlich, was allgemeine Sprachsignatur in der verwalteten Welt ist, die Übersetzung in den Aktenvorgang."
- 21 Adorno und Horkheimer haben das Phänomen am Beispiel psychoanalytisch überformter Gespräche beschrieben: "Die Wahl der Worte im Gespräch, ja das ganze nach den Ordnungsbegriffen der heruntergekommenen Tiefenpsychologie aufgeteilte Innenleben bezeugt den Versuch, sich selbst zum erfolgsadäquaten Apparat zu machen, der bis in die Triebregungen hinein dem von der Kulturindustrie präsentierten Modell entspricht." Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M. 1969, S. 176.
- 22 Max Weber: Wissenschaft als Beruf. Gedanken anlässlich einer Studentenversammlung 1919, die über Berufsfragen orientiert werden sollte. In: SV — Schriftenreihe zur Förderung der Wissenschaft 1958/3, S. 16.
- 23 Diese Wörter sind ein Gegenstand wiederkehrender, höchst anregender Gespräche mit Ivan Illich.
- 24 Niklas Luhmann: Unverständliche Wissenschaft. Probleme einer theorieeigenen Sprache. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1979. Heidelberg 1979, S. 34.
- 25 Theodor W. Adorno: Wörter aus der Fremde. In: Th. W. Adorno: Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften. Bd. 11. Frankfurt 1974, S. 216-232.
- 26 Roman Jakobson: Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften. In: Roman Jakobson: Aufsätze zur Linguistik und Poetik. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Raible. München 1972, S. 150-224.
- 27 Bernhard Hassenstein: Wie viele Körner ergeben einen Haufen? Bemerkungen zu einem uralten und zugleich aktuellen Verständigungsproblem. In: Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, hrsg. von Anton Peisl und Armin Mohler. Band I 'Der Mensch und seine Sprache'. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1979, S. 238.
- 28 Vgl. das I. Kapitel 'Über den Rhythmus' in Jochmanns Buch 'Über die Sprache' von 1828 (Anm. 2).

Sprachkultur und politische Kultur

WALTHER DIECKMANN

Vorwort: Sprachkultur und politische Kultur

Das Thema "Sprachkultur und politische Kultur" ist ein großes Thema und ein sehr anspruchsvolles dazu, zumindest für den, dem es nicht gelingen will, den Begriff der Kultur seiner werthafteren Komponenten gänzlich zu entkleiden und ihn strikt als beschreibenden Begriff für den jeweils vorfindlichen, gleichviel ob guten oder schlechten Zustand der kulturellen Angelegenheiten zu verwenden. Im Tagungsprogramm taucht dieser schwergewichtige Begriff nun auch noch verdoppelt auf, komponiert zu einer Themaformulierung, die eines großen Vortrags würdig ist, wie er anlässlich eines Festaktes in der Paulskirche oder bei einer ähnlich prominenten Gelegenheit gehalten werden könnte. — Die Tagungsbeiträge werden solche Ansprüche nicht erfüllen können.

Das Thema ist nicht nur anspruchsvoll, sondern auch schwierig zu behandeln. Das liegt zum einen daran, daß die Zusammenhänge zwischen Sprachkultur und politischer Kultur so vielfältig sind, daß die Beiträge, wenn sie nicht in irgendeiner Weise sich gemeinsam an einer Rahmenfrage orientieren, sich leicht im weiten Raum der möglichen Bezüge verlieren können. Dieser Gefahr haben die Beteiligten versucht vorzubeugen, indem sie eine solche, zumindest vage bestimmte Rahmenfrage vereinbart haben. Etwa so:

Es ist im politischen Bereich nicht ohne Grund viel von Glaubwürdigkeitsverlust, Parteienverdrossenheit, Systemmüdigkeit oder Legitimationsverfall die Rede. Diese Klagen oder Vorwürfe sind nicht unbedingt neu, auch ist das wahrgenommene Problem sicherlich nicht nur, nicht einmal in erster Linie unter dem Titel "Sprachkultur und politische Kultur" zu behandeln oder gar zu lösen. Doch hat es auch eine sprachliche und kommunikative Seite. Es ist deshalb eine berechnete Frage, ob nicht auch die Art und Weise, wie Politiker öffentlich miteinander oder zum Bürger reden, zu dem beklagten Glaubwürdigkeitsverlust beiträgt, und welche Eigenschaften politischer Rede und Kommunikation es sind, die diese Wirkung beim Bürger hervorrufen können. Eine Kultivierung der politischen Sprache hätte dann an den Eigenschaften anzusetzen, die die Analyse unter der genannten Frage als bedeutsam identifiziert hat.

Auf diese Weise wird das allgemein formulierte Thema im ersten Schritt auf die öffentlich-politische Kommunikation eingegrenzt, und es bekommt mit dem Bezug auf Begriffe wie Legitimationsverfall und Glaubwürdigkeitsverlust im zweiten Schritt zusätzlich eine besondere Zielrichtung.

Das Thema ist zum anderen auch deshalb schwierig zu behandeln, weil die Frage, ob der Wissenschaftler über die Beschreibung hinaus auch bewerten kann, darf oder gar soll, im Blick auf die Analyse der politischen Sprachkultur eine besondere Brisanz erhält. Zwar meine ich, daß die Grenze zwischen Beschreibung und Bewertung, vor allem als verdeckte Bewertung, auch bei anderen Untersuchungsgegenständen in der faktischen wissenschaftlichen Tätigkeit längst nicht so klar gezogen wird wie im theoretisch-allgemeinen Reden über das Problem; das Besondere bei den Analysen politischer Sprache ist jedoch, daß die Grenzüberschreitungen unvermeidlich einen Kläger finden, weil der Raum des Politischen wesentlich ein Raum des Strittigen ist. Dennoch halte ich wertende Aussagen in wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht grundsätzlich für ein Problem. Schlimmer ist es jedenfalls, wenn die Bewertungen unter dem Druck des Anspruchs rein beschreibender Rede aus dem Prädikatsteil der Äußerungen, wo sie offen zutage liegen, verschwinden und stattdessen im Referenzakt oder in den nicht ausgedrückten Prämissen verdeckt ihr Unwesen treiben. Vom Wissenschaftler zu fordern ist, daß er sich über den Status seiner Aussagen jeweils selbst im Klaren ist und daß er dem Leser, auch wenn es umständlich ist, deutlich zu erkennen gibt, welchen Anspruch er jeweils erhebt. Insbesondere sollte klar sein, wofür der Wissenschaftler seine spezifische Fachkompetenz ins Feld führt und wo dies nicht oder nur eingeschränkt der Fall ist.

Die linguistischen Beiträge von Gerhard Strauß, Gisela Zifonun und von Werner Holly geben Gelegenheit zu überprüfen, wie Linguisten, die sich in den letzten Jahren sprachkritischen Fragen zugewendet haben, mit dem Problem der Bewertung umgehen. Es sind Zeugnisse linguistischer Sprachkritik oder, wie sich zunehmend durchsetzt, "linguistisch begründeter Sprachkritik", die in den vergangenen Jahren in der Bundesrepublik – auf einer relativ einheitlichen sprach- und kommunikationstheoretischen Grundlage – deutlich einen neuen Anlauf genommen hat. Zusätzlich kommt mit Wolfgang Bergsdorf ein Politikwissenschaftler und Politiker zu Wort, der sich in besonderer Weise als Diskussionspartner eignet, weil er sich in zahlreichen Veröffentlichungen zu Problemen der politischen Sprache geäußert hat und mit der sprachkritischen und sprachwissenschaftlichen Literatur gründlich vertraut ist, sie allerdings nicht immer mit reinem Vergnügen und Zustimmung gelesen hat.

Über die Schwierigkeiten des politischen Sprechens in der Demokratie

I.

Die Sprache der Politik ist in den letzten Jahren ins Gerede geraten. Publizisten, Wissenschaftler der einschlägigen Branchen, Leserbriefschreiber und natürlich auch Politiker beschäftigen sich nicht nur im deutschen Sprachraum kritisch mit der politischen Sprache. Zwei Hauptangriffspunkte kristallisieren sich im vielfältigen Beschuß der Kritik heraus: Erstens der Vorwurf, Sprache werde im politischen Kontext fast reflexartig verwendet, nahezu automatisch würde auf Formeln und Leerformeln zurückgegriffen, wo Konkretion und Präzision gefordert sei, und zweitens der Vorwurf, Sprache werde zu manipulativen Zwecken eingesetzt, sie werde also von ihrer kommunikativen Aufgabe zugunsten einer der Politik nützlichen Manipulationsstrategie entfremdet. Beide Vorwürfe treffen sich in dem Generalverdacht, die Sprache der Politik diene nicht der Kommunikation zwischen Regierenden und Regierten, sondern sie schließe die wahren Absichten der Regierenden hermetisch ab von der Urteilsfähigkeit der Regierten.

Dieser Angriff auf die politische Sprache ist ebenso wenig eine neue Entwicklung wie die Klagen über die angebliche Verseuchung der Hochsprache durch Fremdwörter oder die ostinate Kritik an den sich in Elfenbeintürmen abschließenden Fachsprachen der Wissenschaft. Gemeinsames Motiv für diesen Dreifrontenkrieg der Sprachkritik ist die Forderung nach Erhöhung der "Verständlichkeit", nach Verbesserung der kommunikativen Teilnahmechancen aller Bürger.

Der sprachliche Exotismus der Wissenschaft wird zwar beklagt, aber doch im wesentlichen als unvermeidbar hingenommen. Und auch die kontrapunktisch geführte Klage über den epidemischen Befall der deutschen Sprache durch Fremdwörter findet regelmäßig nur Widerhall bei beruflich oder sachlich besonders enthusiasmierten Benutzern der deutschen Sprache. Anders ist dies bei der politisch begründeten Kritik an der Sprache der Politik. Indem sie der Sprache der Politik mangelhafte Verständlichkeit – als Intention oder Ergebnis von Unvermögen – unterstellt, wird sie selbst zum Politicum, das den Streit der Meinungen herausfordert.

Denn die Kommunikation über Politik in der Demokratie setzt eine "Sprache für alle" voraus, wie sie vor dreihundert Jahren von Gottfried Wilhelm Leibniz gefordert wurde. Seine vordemokratische Begründung für die Notwendigkeit einer "Sprache für alle", um "lust und liebe zu Weisheit und tugend bey den Teutschen heftiger (zu) machen", läßt sich mit geringem Aufwand an Phantasie als Begründung der sprachlichen Voraussetzungen der Demokratie transportieren: "bey der ganzen nation aber ist geschehen, daß diejenigen, so kein latein gelernet, von der wißenschaft gleichsam ausgeschlossen worden, also bey uns ein gewißer geist und scharffsinnige gedanken, ein reiffes urtheil, eine zarthe empfindlichkeit deßen so wohl oder übel gefaßet, noch nicht unter den Leuten so gemein geworden, als wohl bey den ausländern zu spüren, deren wohl ausgeübte Muttersprach wie ein rein polirtes glas gleichsam die scharffsichtigkeit des gemüths befördert und dem Verstand eine durchleuchtende clarheit giebt".¹ Wollte Leibniz die "Sprache für alle" als mächtiges Instrument der Aufklärung in Stellung gebracht sehen, so läßt sich dies heute leicht als ein Plädoyer für mehr demokratische Partizipationschancen verstehen.

Hier drängt sich die Frage auf, ob ein Plädoyer für eine politische "Sprache für alle" nicht hinter der Entwicklung herläuft; ob nicht die Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, daran mitgewirkt haben, das Fundament für einen politischen Sprachgebrauch zu legen, dessen Verstehbarkeit die Grenzen des politischen Interesses weit gesprengt und zusätzliches politisches Interesse entfacht hat; ob die Kritik an der "Verständlichkeit" der politischen Sprache nicht eher als Beweis dafür zu gelten hat, daß eine politische Sprache für alle ganz andere Schwierigkeiten aufwirft als die der Verständlichkeit.

II.

Bevor diese Fragen untersucht werden können, müssen einige Feststellungen über die Leistungen der Sprache in der politischen Auseinandersetzung getroffen werden. Denn auf die Sprache der politischen Propaganda konzentriert sich der Kampf der politischen Gruppierungen um Zustimmungsbereitschaft, die sprachlich erzeugt werden soll. Hier erläutert die handelnde Politik ihre Ziele und Begründungen und stellt sich Herausforderungen konkurrierender Machtansprüche, wenn und solange Gewaltanwendung als Mittel des politischen Kampfes ausgeschlossen bleibt. Weil die sprachliche Auseinandersetzung über Politik hauptsächlich in diesem Feld stattfindet, ist es verständlich, daß es oft mit der "Sprache der Politik" gleichgesetzt wird.

Typologie oder Terminologie dieses Sprachfeldes sind ausgerichtet auf die Selbstdarstellung und -rechtfertigung der Politik. Zwischen Wahlrede und Parteiprogramm, zwischen Pressegespräch und Fernsehinterview, zwischen parlamentarischer Rede und Regierungserklärung bestehen zwar graduelle Unterschiede im Adressatenkreis und deshalb auch im konkreten Gehalt der Aussagen. Gemeinsam ist diesen Haupttypen politischen Sprechens jedoch, daß sie Formen für die Darlegung und Begründung politischer Ziele in der Öffentlichkeit anbieten. Dabei unterscheiden sich Parteiprogramm und Regierungserklärung ähnlich wie Wahlrede und parlamentarische Rede dadurch, daß Zukunftsentwürfe und politische Aktion in einem unterschiedlichen Mischungsverhältnis thematisiert werden. So dürfte z.B. die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner außerhalb des Parlaments regelmäßig schärfer ausfallen.

Die politische Auseinandersetzung bedient sich einer Terminologie, die sich aus zwei großen Bereichen zusammensetzt: Der Fachsprache der Politik, deren Begriffe aus den von der Politik zu behandelnden Fachgebieten (Ökonomie, Technik, Recht, Organisation etc.) entlehnt wurden, und der Meinungssprache, die die Grundorientierungen und Zukunftsentwürfe der Politik widerspiegeln soll. Beiden "Sprachen" gemeinsam ist die hohe Abstraktionsebene. Sie ist die Folge der ausgeweiteten Distanz zwischen der unmittelbaren Erfahrbarkeit von Zusammenhängen und der Notwendigkeit, sie dennoch zu beurteilen². Während jedoch die Fachsprache der Politik den Eindruck hoher Rationalität erzeugt, indem die entlehnten Fachtermini die Lösbarkeit der politisch-organisatorischen Fachfragen signalisieren, wirkt die Meinungssprache irrational. Die mangelnde Präzision, die unterschiedlichen und widersprüchlichen Interpretationsmöglichkeiten und die dadurch ermöglichte emotive Ausstrahlung ihrer Termini, vor allem aber die polarisierende Organisation ihrer Begriffsfelder bewirken den Kontrast von mangelnder Rationalität der Meinungssprache und rational durchwirkter Fachsprache.

Die Sprache der politischen Propaganda bedient sich beider "Sprachen". Die aus Werten abgeleiteten und deshalb rational nur immanent begründbaren Zielvorstellungen der Politik, die in der Meinungssprache ausgedrückt werden, werden durch eine Vermischung mit der Fachsprache der Politik rationalistisch eingefärbt, um so dem Bedürfnis nach rationaler Begründung von Politik Rechnung zu tragen. Ähnlich kann sich auch die Irrationalität der Meinungssprache auf die Fachsprache übertragen, wie die sprachliche Seite der Diskussion um Kernenergie exemplarisch deutlich macht. Die gegenseitige rationale und irrationale Einfärbung von Fach- und Meinungssprache gibt der Sprache der politischen Auseinandersetzung zusätzliche Wirkungsmöglichkeiten. Sie bleiben unerkennbar,

wenn dieser Sprachgebrauch allein als "Sprache der Ideologie" verstanden und dann auch oft – aus der Forderung nach Rationalität heraus – negativ bewertet wird. Sie bleiben auch dann unerkennbar, wenn politisches Sprechen nicht als das verstanden wird, was es bezweckt: nämlich Zukunft zu antizipieren, Gegenwart zu rechtfertigen oder zu verwerfen und Vergangenheit zu bewerten. Oder: Um es mit der jetzt zu Bühnenehren gekommenen Fragetrias zu formulieren: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?

Die Sprache der Politik will Handlungsentwürfe anbieten; der Austausch von Informationen ist subsidär, er dient der Begründung der vorgeschlagenen Handlungsentwürfe. Die Prädominanz der Handlungsdimension im politischen Sprachgebrauch überlagert die Informationsfunktion nicht nur, sondern sie bindet Informationen an politische Zwecke. In der polarisierten Struktur der politischen Auseinandersetzung enthält jede für die Politik relevante Information eine potentielle Dynamik, die die politischen Gruppierungen zu ihren Gunsten sprachlich zu entfalten oder auszublenden versucht.

Dies ist der Grund dafür, daß in der Politik – anders als in der Wissenschaft – Informationen nicht allein in dem Vertrauen gegeben werden, daß Interessierte sie aufnehmen und verarbeiten; vielmehr werden sie bewertet, in Zusammenhänge hineingestellt und – je nach vermuteter Bedeutung – möglichst oft im Kontext der Bewertung repetiert, um so eine größtmögliche Zahl von Mitbürgern zu erreichen. In der Politik endet der Handlungskreis nicht wie in der Wissenschaft mit der Information, sondern er beginnt mit ihr. Am Ende steht das Ziel: die angestrebte Veränderung oder Stabilisierung der Machtsituation – es ist so unvermeidlich, daß sich die Praxis der Information ebenso wie ihre sprachliche Einkleidung an diesem Zweck ausrichtet.³ Auch wenn dieser Zweck nicht erkannt oder verborgen wird, durchwirkt er die öffentliche Präsentation der Information. Die Anstrengungen vor allem totalitärer Systeme, die Informationsinstanzen total zu kontrollieren und eine gleichgeschaltete sprachliche Bewertung sicherzustellen, unterstreichen die Bedeutung, die der politischen Informationsgebung beigemessen wird. Die Informationsinstanzen machen sich das Bedürfnis der Bürger nach Information zunutze, um deren Meinungsbildung und Verhalten zu steuern. Ob der Zweck und damit auch die politische Einfärbung der Informationsgebung erkannt wird oder nicht, die den Bürger erreichenden Informationen entlasten ihn von dem Dilemma zwischen Meinungszwang und Meinungsunfähigkeit, indem sie ihn über das unterrichten, worüber er keine persönliche Erfahrung gewinnen kann.

Für die Analyse des politischen Sprachgebrauchs ergibt sich hieraus, daß eine Beschränkung allein auf das Sprachmaterial die wesentliche Dimension politischen Sprechens verfehlt. Wenn der politische Zweck des Sprechens nicht berücksichtigt wird, bleibt die Handlungsdimension der politischen Sprache ausgespart. Es ist deshalb unzureichend, politische Äußerungen als Texte nur im Kontext von Texten zu verstehen, denn sie gewinnen ihre Bedeutung als Texte nur im Kontext von Handlungen⁴. Denn politischer Sprachgebrauch bezieht sich immer auf gegebene politische Situationen. Selbst darstellende Sätze werden durch den politischen Kontext mit Wertungen so aufgeladen, daß sie Aktionscharakter erhalten, indem sie dem Adressaten Handlungen oder Unterlassungen nahelegen. Die politische Sprache fungiert als Handlungsleitsystem⁵ so lange, wie Politik nicht ersetzt wird durch Anpassung an sogenannte Sachzwänge oder aber zu Mitteln der Gewalt greift.

Wer Politik als Aufgabe der Gestaltung und damit auch der Entscheidung versteht, muß damit hinnehmen, daß ein großer Teil der Politik sich mit dem Entwurf von Handlungszielen und den Voraussetzungen ihrer Verwirklichung beschäftigt. Handlungsziele sind nicht evident und für jedermann einsehbar, sondern gründen auf unterschiedlichen Werten. Unter den Funktionsbedingungen moderner politischer Systeme müssen sie jedoch so formuliert sein, daß sie eine möglichst breite Unterstützung erhalten. Die Sprache der politischen Propaganda, in der die Ziele politischen Handelns ausgedrückt werden, muß deshalb so flexibel sein, daß ihre Überredungs- und Überzeugungskraft nicht am Widerstand von Wirklichkeits-Perzeptionen scheitert, die Protagonisten konkurrierender Handlungsziele aufgebaut haben.

Eine Gesellschaft bleibt politisch strukturlos und handlungsunfähig, so lange politische Ziele nicht gebündelt und so wirksam werden. Politische Integration wird so von gemeinsamen Wert- und Zielvorstellungen geleistet. Die Integration setzt nicht die totale Identität politischer Werte und Ziele voraus, wohl aber die relative Identität der Wertsysteme der unterschiedlichen politischen Gruppen, die in der politischen Auseinandersetzung einen relativen politischen Gesamtwillen überhaupt erst konstituieren. Die Sprache leistet dieser für jedes politische System unabdingbaren Integration dadurch ihren Dienst, daß sie die Mittel anbietet, Werte und Ziele zu formulieren. Dies geschieht durch die in der Sprache nur unzulänglich abbildbaren Entwürfe für die Gestaltung der Zukunft, durch Ideologien. Dies sind sprachliche Gebilde, deren Wirksamkeit nicht aus ihren notwendigerweise unterschiedlichen Wertprofilen und deshalb keineswegs für jeden nachvollziehbaren Begründungszusammenhängen verständlich wird, sondern durch ihre monologische

Struktur. Sie bezieht ihre Faszinationskraft durch die Steigerung einer oder weniger Werte zu einem nicht weiter begründbaren Wertsystem; alle anderen Wertsysteme werden so relativiert. Diese Radikalisierung verfolgt eindeutige Zwecke, befreit von Zweifel und Unsicherheiten und erlaubt Gewißheit und Selbstsicherheit. Die Integrationsleistung von Ideologien hängt deshalb ab von ihrer Flexibilität als der Voraussetzung ihrer Überzeugungskraft.

Diese Flexibilität prägt auch die Sprache der Politik, insbesondere die der politischen Propaganda. Die geringe Präzision ihrer Begriffe kann nicht als Mangel, sondern muß als Bedingung ihrer Wirksamkeit begriffen werden. Der Mangel an inhaltlicher Präzision ist so als Vorbedingung für breite Verständlichkeit wie für Anpassungsfähigkeit an Unvorhergesehenes zu verstehen.

III.

Alltagssprache und die Sprache der politischen Propaganda unterscheiden sich vor allem im Stellenwert und in der Gebrauchshäufigkeit von Begriffen. Die Sprache der Politik ist eine Sprache der Begriffe. Selbst wenn sie Wörter aus der Alltagssprache entleiht, verleiht sie ihnen oft den Rang von Begriffen, den diese dann wieder verlieren, sobald sie aus dem politischen Kontext entlassen werden. Begriffe sind nicht nur Symbole wie Wörter, die als Namen oder Zeichen für einen Gegenstand oder eine Substanz stehen. Die Bedeutung von Wörtern wird durch den allgemeinen Sprachgebrauch geregelt, während Begriffe Sprachgebrauch mit normierter oder normierender Bedeutung sind. Begriffe sind verdichtete Symbole, die für Zusammenhänge stehen und durch sie bestimmt werden. Erst in diesen Zusammenhängen, die unterschiedlich sein können, erhalten sie ihre Bedeutung. Ohne diese Zusammenhänge sind sie unvollständig, ergänzungsbedürftig oder "ungesättigt"⁶.

Diese Feststellung trifft in besonderer Weise auf die Begriffe zu, mit deren Hilfe soziale Ereignisse und Entwicklungen beschrieben werden. Für historische und politische Entwicklungen ist es kennzeichnend, daß sie nicht monokausal erklärt werden können, sondern nur durch die Bündelung einer Vielzahl von Ursachen, deren jeweilige Antriebskraft für den in Gang gesetzten Prozeß selten genau zu berechnen ist. Die Einschätzung richtet sich an unterschiedlichen Werten und Zielvorstellungen aus, an der sich auch die Begriffsbildung für die Beschreibung sozialer Phänomene orientiert.

Meist geschieht die Begriffsbildung durch die Herauslösung eines in einer gegebenen politischen Situation festgestellten Merkmals, das abstrahiert

und generalisiert wird. So war z.B. der Begriff "Absolutismus" als Postfestum-Signatur einer bestimmten Periode der europäischen Geschichte erfolgreich, weil er die absolute Verfügungsgewalt von Herrschern über ihre Untertanen auf einen Begriff gebracht hat, der das unterschiedliche Selbstverständnis beispielsweise der preußischen und der französischen Könige, unterschiedliche Rechts- und Regierungssysteme, unterschiedlich politische und soziale Bedeutungen von Adel, Kirche, Militär und Bürgertum ebenso ausklammert wie Entwicklungen, die der Absolutismus zu seiner eigenen Überwindung in Gang setzte.

Die Steigerung eines oder mehrerer Merkmale zur Dominanten, die einem Begriff seiner Bedeutung gibt, ermöglicht es ihm, als "mehr oder weniger stabilisiertes, elementares oder entwickeltes geistiges Konzept der Orientierung"⁷ zu fungieren. Die Wahrnehmung von historischen und politischen Prozessen geschieht durch ein Raster von Begriffen, deren analytische und utopische Elemente aus selektiven Perzeptionen gewonnen werden. Im Kontrast dazu steht, daß zumindest im sozialen Bereich die Anwesenheit oder Abwesenheit eines Merkmals oder einer Merkmalkombination meistens eine graduelle Frage ist. Sie ist noch schwerer zu beantworten, falls es darum geht, eine Reihe von Merkmalen, die in verschiedenen Variationen auftreten, auf den Begriff zu bringen.

Weil Begriffe "Orientierungen über Orientierungen"⁸ sind, weil durch ihre Raster Nuancen und fließende Übergänge fallen, weil sie mit Werten aufgeladen sind, eignen sie sich für die Politik als Mittel des Kampfes um Macht. Wörter, die man sich ohne Kontext denkt, können nicht lügen. Sie können aber täuschen, wenn sie in einen politischen Kontext gebracht werden, etwa durch eine "und"-Fügung, wie sie die Nationalsozialisten zur Verbindung von "Blut und Boden" benutzt haben. Aber: "Begriffe können lügen, denn unausgesprochen steht der Kontext hinter ihnen", wie beispielsweise der Begriff "Endlösung" klarmacht⁹.

Begriffe, welche im politischen Kontext häufig Verwendung finden, verfügen über eine ausgeprägtere Handlungsdimension, als sie für den Sprachgebrauch in anderen Bereichen des Lebens charakteristisch ist. Sie gewinnen diese Handlungsdimension aus ihrer Unbestimmtheit und Kontextabhängigkeit, aus ihrer Fundierung durch oft gegensätzliche Wertungen und Generalisierungen. Die Sprache der politischen Propaganda macht sich die präskriptive Dimension ihrer Begriffe zunutze, indem sie die ihnen zugrunde liegenden Wertsetzungen nicht explizit erläutert, sondern darauf vertraut, daß diese mit den Begriffen in das Bewußtsein der Adressaten einfließen.

Bei den in der Politik verwendeten Begriffen können drei Hauptarten von Typenbegriffen¹⁰ unterschieden werden, in denen die Handlungsdimension in unterschiedlicher Weise ausgeprägt ist: Klassifikatorische Typen, wie die klassischen Staatsformbezeichnungen "Monarchie", "Aristokratie", "Republik"¹¹ versuchen, feststellbare Merkmale mit bestimmten Eigenschaften von Herrschaftssystemen zu kontrollieren. Anders als klassifikatorische Typenbildungen, z.B. in den Sozialwissenschaften, sind ihre Nachfolger wie "Demokratie", "Faschismus" und "Sozialismus" heute auch stark wertgeladen und so weniger geeignet, einem größeren Adressatenkreis ein Phänomen zu beschreiben, ohne es zu bewerten. Dies gelingt bestenfalls durch die Hinzufügung von Attributen wie in den Kombinationen "konstitutionelle Monarchie" und "parlamentarische Demokratie", die auf diese Weise Merkmale mit Verfassungssystemen kombinieren, um Unterscheidungen mit zurückgenommenen Bewertungen zu treffen.

Sehr viel deutlicher wird die Wertsetzung bei den Extremtypen der Politik, wo ein Kontinuum durch eine künstliche Grenze in zwei Teile getrennt wird. Nicht nur das Rechts-Links-Schema verdankt dieser sehr veränderbaren und unterschiedlich gezogenen Trennlinie seine unerschöpfliche Lebenskraft, sondern das mit ihm verbundene Gegensatzpaar "Konservatismus – Fortschritt".¹² Politische Positionen geraten regelmäßig zwischen diese Gegensätze, ohne die Kraft aufzubringen, deren Schematismus aufzubrechen. In der Wissenschaft gelingt dies oft. Extremtypen dienen hier der Anstrengung, Varianten deutlich zu machen, ein "sowohl als auch" und ein "mehr oder weniger" herauszuarbeiten, wobei davon ausgegangen wird, daß reine Extremtypen absolute Ausnahmen bleiben.

Die dritte Hauptart von Typenbegriffen sind Idealtypen¹³; ihre Eigenschaften prägen den Charakter der politischen Sprache in besonderer Weise. Sie sind gedankliche Konstrukte, gewonnen aus der einseitigen Steigerung eines oder mehrerer Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht vorhandener Einzelercheinungen, die sich zu einem Gedankenbild fügen. In seiner begrifflichen Reinheit ist der Idealtyp empirisch nicht vorfindbar, er "ist eine Utopie, ein Grenzbegriff, mit dem konkrete Phänomene nur verglichen werden können, um einige ihrer bedeutsamen Bestandteile herauszuarbeiten"¹⁴.

Es ist vor allem ihre idealtypische Verwendung, die Schlüsselwörter in Geschichte und Politik erfolgreich macht. Mit ihrer Hilfe kann die unzulängliche Gegenwart vor der Instanz der Zukunft angeklagt werden. Begriffe wie "Freiheit", "Gerechtigkeit" und "Solidarität", aber auch "Demokratie"¹⁵ und "Sozialismus"¹⁶ sind Schlüsselwörter, die Parteinarbeit

verlangen, welche der Adressat kaum verweigern kann. Schlüsselwörter sind an einem Begriff festgemachte Zukunftsentwürfe mit Vergangenheitsdeutungen, die politische Philosophien suggerieren, ohne sie deutlich zu explizieren. Sie tendieren zu Utopien und geben sich aus als Realitäten, zumindest als realisierbare Projektionen. Sie harmonisieren Abstufungen, Unterschiede und Widersprüche und verzichten so auf Konturen. Sie erheben den Anspruch von Gesamtlösungen und erschweren Teillösungen. Sie setzen auf Gesetzmäßigkeiten und Strukturen und sprechen sich so gegen Einzelfaktoren, Individuelles und Zufall als Beweggründe für Entwicklungen aus¹⁷. Sie erwecken so den Anschein von Voraussehbarkeit und Planbarkeit und damit auch von Rationalität und wollen dafür ihre irrationale Faszinationskraft einsetzen. Dennoch sind sie ebenso unverzichtbar für das Verständnis von Geschichte und Politik wie für die politische Praxis. Durch die für Schlüsselbegriffe typische, nicht auflösbare Spannung zwischen unbestimmter Bedeutung und ausgeschnittener Meinung, durch ihre von der Geschichte herrührende emotive Ausstrahlung gewinnen sie eine Dynamik, die sie sowohl zu Indikatoren wie als Faktoren politischer Entwicklungen werden läßt¹⁸. Diese politische Integrationsleistung macht die Begriffe unverzichtbar für die politische Auseinandersetzung.

IV.

Die Integrationsleistung der politischen Sprache erfordert einen hohen Preis: den Preis einer mangelnden Präzision ihrer Begriffe. Gerade weil die Sprache der Politik eine Sprache der Begriffe ist, wird ihre mangelhafte Präzision augenfällig und ohrfällig. Man kann diesen Gedanken allerdings auch in umgekehrte Richtung bringen. Je höher die Präzision der politischen Begrifflichkeit, je genauer sie eine politische Vision oder eine gegebene Lage auf einen Begriff bringt, desto geringer wird ihre Integrationsleistung, desto sektoraler oder ephemerer ihre Fähigkeit, für dieses Erklärungskonzept Unterstützung zu gewinnen. Die Kritik an der mangelnden Präzision der politischen Sprache wird so zu einem Kompliment für ihre Integrationsleistung, welche nur von einer 'Sprache für alle' aufgebracht werden kann. Die Kritik an der mangelnden Präzision der politischen Sprache beschäftigt sich nur vordergründig ausschließlich mit der sprachlichen Seite der Politik. Diese Feststellung ist deshalb von Bedeutung, weil sich die Sprache der Politik als eine Sprache der Begriffe nur im Kontext von politischen Handlungen verdeutlicht. Das ist der Grund, weshalb Kritik an der politischen Sprache von politischer Kritik nicht zu trennen ist. Unausgesprochen mitkritisiert werden stets politische Inhalte, welche sich in politischen Handlungen und ihrer sprachlichen

Artikulation dokumentieren. Und dies ist nicht nur legitim, sondern das Überlebenselixier der Demokratie. Bei der Sprache der Politik gewinnt also die Sprachkritik eine politische Dimension, zu der sie sich bekennen sollte. Diese politische Dimension der Sprachkritik wendet sich vor allem den Politikern zu. Sicherlich sind die Politiker in der parlamentarischen Demokratie auch verantwortlich für die Sprache, in der sich demokratische Politik repräsentiert. Sie sind aber nicht alleine verantwortlich. Ein hohes Maß an Verantwortung für unsere politische Sprachkultur tragen die Massenmedien und unter ihnen besonders das Fernsehen. Untersuchungen über Fernsehnachrichtensendungen¹⁹ haben gezeigt, daß deren sprachliche Verständlichkeit extrem niedrig ist, sie jedoch durch die Bebilderung so kompensiert wird, daß der Zuschauer der Suggestion erliegt, Politik nachvollziehen und aufgrund der präsentierten Informationen beurteilen zu können.

Die Demokratie ist ein politisches System, das vom Gesetz der großen Zahl regiert wird. Es kann nicht den Anspruch erheben, Wahrheit offenzulegen, es produziert "nur" Mehrheiten für politische Programme, die damit dennoch nicht aus der Auseinandersetzung mit konkurrierenden Programmen entlassen werden. Das hat auch Konsequenzen für die Sprache der Politik. Handelnde Politiker sind darauf angewiesen, von möglichst vielen verstanden zu werden, weil sie Mehrheiten gewinnen oder erhalten wollen. Eine demokratische Sprachkultur hat deshalb immer einen antielitären Soupçon. Dem sprechenden Politiker hilft der Beifall einiger nur wenig; er muß am Beifall die Vielen interessiert sein. Sein Wunsch nach dem Beifall aller bleibt ein unerfüllbarer Traum, glücklicherweise. Sprechen, sich sprachlich verständlich machen und auch sich verständigen können — diese Fähigkeit wird dem Politiker in der Demokratie ebenso abverlangt, wie seine Bereitschaft, Kritik auch an seiner Sprache hinzunehmen. Hugo Steger hat von der Würde der alltäglichen Sprache gesprochen. Ich glaube, daß sich mit gleichem Recht auch über die Würde der politischen Sprache sprechen läßt, sofern sie das leistet, was sie leisten soll: ein hohes Maß von Verständlichkeit zur Verfügung zu stellen, das die Politik als die Sache von allen nicht nur für wenige reserviert.

Anmerkungen

- 1 Gottfried Wilhelm Leibniz: Ermahnung an die Teutschen, ihnen verstand und sprache beßer zu üben, samt beygefügeten vorschlag einer Teutsch gesintten Gesellschaft. 1682/83. Erstveröffentlichung: Hannover 1846. Wiederabdruck in: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Heft 29 (1907), S. 292 - 312; Zitate: S. 300, 302 f. Zit. nach Hugo Steger: Über die Würde der alltäglichen

Sprache und die Notwendigkeit von Kultursprachen, Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich 1982, S. 25.

- 2 Vgl. hierzu: Eckart Pankoke: Sprache in "sekundären Systemen". Die soziologische Interpretation sprachkritischer Befunde, in: Soziale Welt, Jg. XVII, 1966, S. 253 ff.
- 3 Hermann Lübbe: Der Streit um Worte. Sprache und Politik, in: ders., Bewußtsein in Geschichten. Studien zur Phänologie der Subjektivität, Freiburg i. Br. 1972, S. 140.
- 4 Ebd.
- 5 Siegfried J. Schmidt: Sprache und Politik. Zum Postulat rationalen politischen Handelns, in: Annamaria Rucktäschel (Hrsg.), Sprache und Gesellschaft, München 1972, S. 91; Aldous Huxley schreibt: " 'Bloße Worte' sagen wir verächtlich und vergessen dabei, daß Wörter die Macht haben, das Denken der Menschen zu formen, ihre Gefühle in bestimmte Richtungen zu lenken, ihr Wollen und Handeln zu bestimmen. Unser Verhalten und unser Charakter wird weitgehend von der Natur der Wörter bestimmt, die wir ständig gebrauchen, um über uns selbst und die uns umgebende Welt zu sprechen" (Words and their Meanings, Los Angeles 1940).
- 6 Gottlob Frege: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen 1974, S. 22.
- 7 Ernst Wolfgang Orth: Theoretische Bedingungen und methodische Reichweite der Begriffsgeschichte, in: Reinhard Koselleck (Hrsg.), Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1978, S. 141.
- 8 Ebd., vergl. hierzu auch Stanislaw Andreskj: Die Hexenmeister der Sozialwissenschaft. Mißbrauch, Mode und Manipulation einer Wissenschaft, München 1977, S. 163.
- 9 Vgl. hierzu: Harald Weinrich: Linguistik der Lüge. Heidelberg 1967, S. 37.
- 10 Vgl. für das folgende: Carl G. Hempel: Typologische Methoden in der Sozialwissenschaft, in: Ernst Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften, Köln-Berlin 1965, S. 85 - 103.
- 11 Karl Dietrich Bracher: Schlüsselwörter der Geschichte, Düsseldorf 1978, S. 26.
- 12 Vgl. hierzu z.B. Niklas Luhmann: Der politische Code. "Konservativ" und "progressiv" aus systemtheoretischer Sicht, in: Zeitschrift für Politik, Jg. 21, Heft 3, 1974, S. 253 - 271. Luhmann geht vom Kontrastreichtum der politischen Sprache aus und weist der Unterscheidung zwischen konservativ und progressiv die Funktion eines "primären politischen Mechanismus" zu (ebd., S. 253).
- 13 Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1952, S. 191 ff. An anderer Stelle kennzeichnet Max Weber Idealtypen "als Gebilde jener Art ... welche je in sich die konsequente Einheit möglichst vollständiger Sinnadäquanz zeigen, eben deshalb aber in dieser absoluten reinen Form vielleicht ebensowenig je in der Realität auftreten wie eine physikalische Reaktion, die unter der Voraussetzung eines absolut leeren Raumes errechnet ist" (ebd., S. 10).

- 14 Hempel [Anm. 10].
- 15 George Orwell schreibt bereits 1946: Begriffe wie Demokratie und Sozialismus haben verschiedene Bedeutungen, "die nicht miteinander zu versöhnen sind. Für einen Begriff wie Demokratie gibt es nicht nur keine anerkannte Definition, sondern auch jeder Versuch, eine zu erreichen, wird überall auf Widerstand stoßen. Denn es wird überall gespürt, daß wir ein Land loben, indem wir es demokratisch nennen: deshalb beanspruchen die Verfechter von jeder Art politischer Herrschaft, daß sie eine Demokratie sei, und befürchten, den Begriff nicht mehr verwenden zu können, falls er mit einer bestimmten Bedeutung verknüpft wird. Begriffe dieser Art werden oft in einer bewußt unehrenhaften Weise verwendet, z.B. dann, wenn jemand sie in seiner privaten Definition verwendet und seinen Zuhörer in dem Glauben beläßt, der Sprecher meine etwas vollständig anderes" (George Orwell: *Politics and the English Language*, in: *Collected Essays*, London 1961, S. 353 - 367, für das Originalzitat vgl. S. 359). Für die Bedeutung der Sprache als Mittel der politischen Kontrolle im Totalitarismus vgl. die "Kleine Grammatik" in seinem utopischen Roman *Neunzehnhundertvierundachtzig*, Zürich 1950.
- 16 Die historische Karriere des Schlüsselwortes "Sozialismus" untersucht Claus D. Kernig: *Sozialismus*. Ein Handbuch. Bd. 1, Von den Anfängen bis zum Kommunistischen Manifest, Berlin-Köln-Mainz 1979. Kernig arbeitet heraus, daß der "Zeitalterbegriff" Sozialismus allen Anforderungen entsprach, dem sich Entwürfe zur Ausgestaltung von Lebensordnungen stellen müssen. Sie sollten sein 1) "simpel verheißungsvoll", 2) "massenwirksam", 3) "moralisch konstruktiv in einer umorientierungsbedürftigen Zeit", 4) "komplizierungs- und differenzierungsfähig", 5) "individuell und gesellschaftlich verpflichtend", 6) "handlungsweisend" und 7) "herrschaftslegitimierend" und "institutionsbegründend" (ebd., S. 23 ff.), vgl. hierzu auch die Diskussion bei Hans Müller: *Ursprung und Geschichte des Wortes "Sozialismus"*, Hannover 1967, sowie die Studie von L(udwig) H(einrich) Adolph Geck: *Über das Eindringen des Wortes "sozial" in den deutschen Sprachgebrauch*, Göttingen 1963, der nachweist, daß "sozial" in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts in der deutschen Sprache heimisch wurde, während "Sozialismus" erst 20 Jahre später seine deutsche Karriere begann (ebd., S. 27 ff.).
- 17 Bracher [Anm. 11].
- 18 Reinhard Koselleck: *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*, in: ders. (Hrsg.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1978, S. 29.
- 19 Erich Straßner: *Fernsehnachrichten. Zusammenfassender Bericht über die DFG-Projekte "Nachrichtensprache und der Zusammenhang von Text und Bild" und "Die semantische Verarbeitung und Nutzung audiovisueller Informationen der Fernsehnachrichten"*, in: *Media Perspektiven* 6/1981, S. 446.

Politische Kultur und Sprachkultur

Wie sich der Bürger politische Äußerungen verständlich machen kann

1. Zum Begriff der 'politischen Kultur'

'Politische Kultur' ist längst zu einem modischen Kampfbegriff in öffentlichen Auseinandersetzungen geworden. Wann immer politische Affären und Skandale ans Licht kommen oder strittige politische Vorhaben diskutiert werden, wird heute von der Gefährdung der politischen Kultur gesprochen – natürlich immer nur durch die anderen. Zunächst war aber mit diesem Begriff in Sozial- und Politikwissenschaft etwas anderes gemeint, nämlich "ein analytisches Mittel zur Erfassung der Gesamtheit aller Einstellungen, Werthaltungen und Umgangsformen, die sich in einer Gesellschaft auf das politische Handeln und die politischen Institutionen beziehen" (Rausch 1980, 10). Man beschäftigte sich vor allem mit der Bevölkerung (civic culture), versuchte, ihre Beziehung zum politischen System, Grade von Partizipation und Akzeptanz in Umfragen und Statistiken zu messen, häufig auf der Basis eines unschwellig normativen, amerikanisch geprägten Demokratieverständnisses.¹

Wenn hier aus sprachwissenschaftlicher Sicht von politischer Kultur im Zusammenhang mit Sprachkultur die Rede sein soll, dann doch mehr in Bezug auf das Handeln der politischen Akteure, und zwar auf ihr sprachliches Handeln, auf bestimmte Phänomene politischer Kommunikation, die neben anderen Faktoren einen politischen Stil² oder politische Stile prägen – aber ohne jede polemische oder überhaupt normative Absicht; politische Stile werden eher im Sinne von Funktionalstilen verstanden und im Hinblick darauf, was die Bürger in unserer politischen Kultur sprachverstehend leisten müssen.

Unsere politische Kultur oder einzelne politische Stile können hier natürlich nicht beschrieben oder auch nur umrissen werden; es sollen aber anhand zweier Beispiele zwei (bekannte) Merkmale politischer Kommunikation aufgegriffen werden, und es soll gefragt werden, was man mit sprachwissenschaftlichen Mitteln zur Beschreibung von und zum Umgang mit politischer Kommunikation beitragen kann.

2. Zwei Thesen zur politischen Kommunikation

1. These: Die Inszeniertheit politischer Kommunikation hat zur Folge, daß positiv bewertete Sprachhandlungsmuster wie INFORMIEREN oder DISKUTIEREN benutzt werden, um die eigentlich angestrebten Muster, WERBEN und LEGITIMIEREN, zu verpacken.

Als erstes Merkmal politischer Kommunikation möchte ich ihren Inszenierungscharakter hervorheben. Wie alle politischen Phänomene stehen politische Äußerungen in einer Spannung zwischen dem, was tatsächlich geschieht, und den offiziellen Deutungen davon; in politischer Kommunikation wird immer wieder versucht, über alle möglichen Sachverhalte und Ereignisse Mythen und propagandistische Deutungen zu erzeugen, einschließlich solcher über ihre eigene Natur.³

Parlamentarische Selbstdarstellungen rivalisierender Parteien anlässlich der Verabschiedung von Gesetzen werden in der Öffentlichkeit als "Debatten" ausgegeben.⁴ Selbstdarstellungen von Politikern werden als "Interviews" inszeniert, politische Werbesendungen werden als "Fernsehdiskussionen" gestaltet. Eine groß angelegte Propagandaveranstaltung im Deutschen Bundestag wird z.B. als "Dialog mit der Jugend" aufgeführt. Auch die politischen Kommunikationsformen selbst zeugen also von der "Zwieschlächtigkeit politischer Realität" (Offe).

Dies gilt nicht nur für die sogenannte "Sprache der Überredung", die ja im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht, sondern auch für andere Bereiche politischer Kommunikation, also auch für die Sprache der Bürokratien, für die Justiz, noch mehr für Verhandlungen. Auch dort kommt es immer darauf an, nicht nur bestimmte Sachaufgaben zu erfüllen, sondern auch akzeptiert zu werden, als legitim gerechtfertigt zu gelten. Dazu sind kleine Inszenierungen nach positiv bewerteten und wenig angreifbaren Kommunikationsmustern angebracht, gleichgültig, was eigentlich getan wird.

In Termini der Goffmanschen "Rahmen-Analyse" (Goffman 1974) könnte man davon sprechen, daß ein "primärer Rahmen" für eine sprachliche Handlung, z.B. ein persuasives Argument, in einen anderen Rahmen eingebettet oder "moduliert" wird, z.B. in eine Information – wie übrigens auch sonst häufig in alltäglichen Kommunikationen. Dabei geschieht mehr als nur eine Verschiebung von einer Realitätsebene in eine andere wie etwa bei einem alltäglichen Bericht über eine Handlung oder bei einer Theaterhandlung, die nur gespielt wird. Aber es geschieht auch weniger als bei einer betrügerischen Handlung, wo bewußt eine falsche Vorstellung über den Charakter der Handlung erzeugt wird. Obwohl Politiker natürlich ein Interesse daran haben, daß die Rahmen-Doppelung nicht zu

deutlich wird, ist doch im allgemeinen davon auszugehen, daß sie nicht täuschen. Die "Rahmentransformation" durch politische Verpackung ist meist leicht aufzudecken, wenn man nur sorgfältig zwischen den Zeilen liest.

Überhaupt geht es hier nicht darum, politische Kommunikation zu "dämonisieren", es geht auch nicht um platte Politikerschelte. Vielmehr sind weitverbreitete alltägliche Möglichkeiten der Kommunikation zu beachten, deren spezielle Funktion für politisches Sprachhandeln beschrieben werden soll. Ziel solcher Beschreibungen kann auch nicht sein, moralisierende Appelle an Politiker zu richten, sie mögen doch bitte schön ihre Kommunikationspraktiken ändern, die übrigens nur teilweise bewußter Planung, ansonsten langjähriger Sozialisation entstammen. Die Funktion politischen Sprachgebrauchs ist eben nicht nur Verständigung⁵, sondern in erster Linie, "Verhaltensweisen von Menschen zu beeinflussen, praktiziertes Verhalten zu bestärken oder es durch neue Verhaltensmaßstäbe zu verändern und abzulösen." (Bergsdorf 1978, 49). Daß dabei mitunter das Ziel der Verständigung geopfert wird und die Beeinflussung nur Erfolg hat, weil eben nicht alle alles verstehen, schafft einen Kommunikationsbereich, wo Verschleierung und Manipulation möglich werden.

Politiker müssen aber wohl so reden, es gehört – wie Eroms (1974) bemerkt – zur Natur des Rhetorischen, gerade nicht transparent, explizit zu sein. Deshalb müssen auf der anderen Seite die Adressaten als mündige Bürger, so Eroms, diese Merkmale politischer Kommunikation mitberücksichtigen, damit sie nicht manipuliert werden. Dabei soll kein prinzipieller Gegensatz zwischen Politikern und Bürgern konstruiert werden; auch Bürger müssen zur Artikulation ihrer Interessen bisweilen mit Mitteln politischer Kommunikation handeln. Es gibt aber komplementäre Aufgaben für komplementäre Rollen in politischer Kommunikation.

Was bedeutet die Inszeniertheit politischer Kommunikation für die sprachwissenschaftliche Beschreibung? Wenn man sich nicht darauf beschränken will, politische Begriffe und ihren Gebrauch in der Geschichte zu untersuchen, was in der Sprachwissenschaft traditionell gemacht wurde, sondern wenn man Äußerungen in Situationen beschreiben will, muß man zunächst nach den kommunikativen Funktionen, den Illokutionen (Sprachhandlungsmustern) fragen, die in einer Äußerung realisiert werden.

Nach dem bisher Gesagten darf man behaupten, daß nahezu jede Äußerung eines Politikers, bestimmt aber jede öffentliche Äußerung, auch nach den Mustern WERBEN und/oder LEGITIMIEREN gemacht wird.

Natürlich wird ein Politiker auch INFORMIEREN, FRAGEN, AUFFORDERN, APPELLIEREN, VERORDNEN usw., aber in der Öffentlichkeit niemals ohne Berücksichtigung einer zweiten Ebene, die häufig die eigentlich angestrebte ist und die mit dem Versuch zu tun hat, durch Persuasion Zustimmung zu politischen Einstellungen und Handlungen des eigenen Lagers zu erreichen.

Wie man seit Watzlawick u.a. (1967) davon ausgeht, daß jede Äußerung einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt aufweist, so kann man für politische Äußerungen grundsätzlich postulieren, daß es neben der vorgegebenen offiziellen Illokutionsstruktur noch weitere, nur im Hinblick auf WERBEN und LEGITIMIEREN verständliche Muster gibt.⁶ Natürlich ist es auch in anderen Kommunikationsbereichen so, daß man neben den textsortenkonstitutiven Mustern zugleich andere verfolgt; so wird man in einer Diskussion nicht nur HYPOTHESEN AUFSTELLEN, BEGRÜNDEN, BESTREITEN, MODIFIZIEREN usw., man wird auch persuasive Muster wie BEWERTUNGEN, EINSTELLUNGSKUNDGABEN, ZUSPITZUNGEN usw. verwenden, die über das Rational-Argumentative hinausgehen. Die entscheidende Frage ist aber, ob persuasive Muster zur Unterstützung des Diskussionsziels der Meinungsbildung, Klärung, Präzisierung, Überzeugung usw. eingesetzt werden, oder umgekehrt: ob die Diskussions-Muster auf die Bewertungen hin funktionalisiert sind, ob es also nur ums Rechthaben, Bloßstellen o.ä. geht.

So muß in politischer Kommunikation gefragt werden, ob die Äußerung letztlich nicht überwiegend der verdeckten WERBUNG und LEGITIMATION dient und andere, explizitere Muster nicht daraufhin funktionalisiert sind. Bleibt diese Doppelheit unberücksichtigt, ist das Verständnis der Äußerung bestenfalls naiv oder oberflächlich und enthält Risiken. Wenn man die mitgemeinten oder eigentlich gemeinten Muster, die nur zwischen den Zeilen stehen, nicht *b e w u ß t* bemerkt, heißt das nämlich noch nicht, daß die intendierten perlokutiven Effekte, die Werbungs- und Legitimationsziele nicht doch unterschwellig erreicht werden. Die unauffällige, unmerkliche Werbung ist sicherlich nicht die erfolgloseste. Umgekehrt ist bewußtes Offenlegen mitgemeinter Muster nicht der einzige Weg, relevante Teile einer politischen Äußerung zu verstehen. Es gibt auch – gerade bei Jugendlichen – ein intuitives Durchschauen, das sicherlich mit zum vielbeklagten Glaubwürdigkeitsverlust und Legitimitätsverfall beigetragen hat.

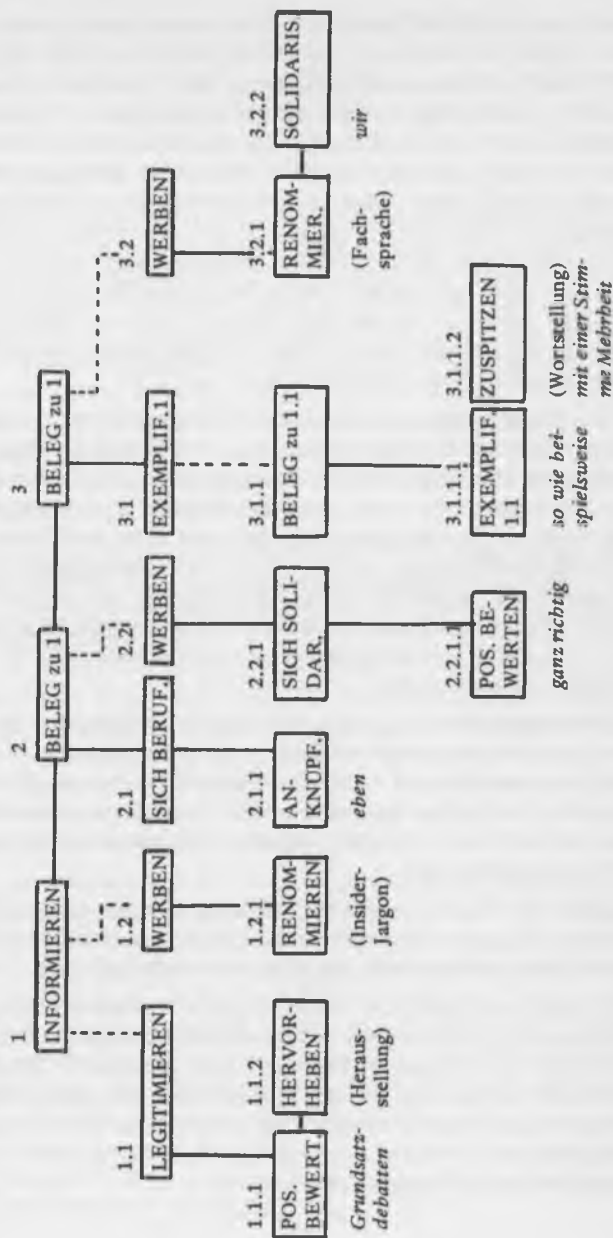
Eine der Aufgaben sprachwissenschaftlicher Analyse ist jedenfalls die Explizierung mitgemeinter, nur implikativ oder kompakt ausgedrückter Inhaltskomponenten, zu denen an erster Stelle nicht-explizite illokutive Muster gehören.⁷ Folgendes Beispiel zur Illustration:

Beispiel 1: Ein Bundestagsabgeordneter sagt einem Besucher auf eine Informationsfrage zur Organisation der Fraktionsarbeit nach einigen Sätzen über die Aufgaben der Fraktionsarbeitsgruppen und -arbeitskreise:

... und in der Fraktion, des hat der XY [Fraktionskollege] eben ganz richtig gesagt, da gibts dann die Grundsatzdebatten, so wie beispielsweise des letzte Mal mit einer Stimme Mehrheit wir äh die Kriegsdienstverweigerungsnovelle von der Tagesordnung abgesetzt haben ...

Dabei handelt es sich ganz sicher nicht um eine bewußt und sorgfältig geplante Äußerung, bei der Werbestrategen und politische Formulierungstalente am Werk waren – womit man mitunter rechnen muß, seit in den Parteien das Bewußtsein von der Bedeutung sprachlicher Kommunikation wieder gewachsen ist. In dieser eher banalen Äußerung eines Hinterbänklers zeigt sich dagegen, wie durch jahrelange Sozialisation, durch Einüben bestimmter Muster, durch Lernen am Vorbild, den Politikern schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß man keine Gelegenheit zum WERBEN und LEGITIMIEREN auslassen sollte. Betrachtet man die Äußerung genauer, findet man den Kern der ganzen Sprachhandlung, die INFORMATION (*in der Fraktion, da gibts dann die Grundsatzdebatten*), noch angereichert durch zwei Zusätze, die als BELEGE dieser Information fungieren: einmal, als Parenthese/Schaltsatz eingeschoben, die BERUFUNG auf die Äußerung eines Fraktionskollegen (*des hat der XY eben ganz richtig gesagt*); zum zweiten eine EXEMPLIFIZIERUNG, die mehr veranschaulicht als nur die erwartete Information, wann und auf welche Weise welche Fraktionsgremien arbeiten (*so wie beispielsweise des letzte Mal ...*): Damit wird BELEGT, daß die Fraktionssitzungen nicht als bloße Zustimmungsschaltapparate zu ansonsten von der Fraktionsspitze getroffenen Entscheidungen funktionieren, sondern daß – was positiv zu bewerten sei – “Grundsatzdebatten” stattfinden. Schon der Kernsatz enthält diese Wertung, die durch die Herausstellung nach links (statt: *in der Fraktion gibts dann ...*) und die extreme Sperrung durch die Parenthese noch stilistisch verstärkt wird. Damit wird die eigene Arbeit LEGITIMIERT. Zusätzliches Gewicht erhält die INFORMATION-WERBUNG durch die Verwendung des Insider-Jargon-Kürzels *Fraktion* für ‘Fraktionssitzung’ oder ‘Gesamtfraktion’. Überhaupt muß man sich fragen, warum eine einfache Information über Struktur und Zeitplan der Fraktionsarbeit überhaupt der BELEGE bedarf, wenn nicht zugleich eine möglicherweise strittige BEHAUPTUNG enthalten ist: eben daß in den Fraktionssitzungen gut gearbeitet wird, das heißt ‘grundsätzlich debattiert’ wird. Gestützt und umrahmt wird diese ‘Kernlegitimation’ noch durch weitere Muster wie SICH SOLIDARISIEREN, indem die Kollegenäußerung positiv bewertet wird, oder durch RENOMMIEREN mittels fachsprachlicher Ausdrücke wie *Kriegsdienstverweigerungsnovelle, mit einer Stimme Mehrheit, von der Tagesordnung absetzen*.

Folgende Übersicht soll noch einmal die illokutive Struktur veranschaulichen. Natürlich ließen sich andere, umfassendere und genauere Darstellungen denken; dieses Strukturbild soll für den jetzigen Zweck genügen⁸:



Schematischer Ausschnitt aus einer Sprachhandlungsmuster-Analyse

WERBUNG und LEGITIMIERUNG werden also nicht direkt und unvermittelt vorgebracht, sondern eingebettet in ein vorher initiiertes Schema INFORMATION, als BELEGE einer INFORMATION gewissermaßen getarnt. Die Werbungsabsicht wird im zweiten Teil deutlicher. Diese Struktur kennt man aus Fernsehdiskussionsbeiträgen und Statements, wo man nach einer kurzen sachlich-rationalen, mehr argumentativen Passage (in die freilich durch wertende Referenzausdrücke und andere Mittel schon WERBUNG unauffällig eingelagert ist) zu einem Teil übergeht, der deutlicher WERBUNG und POLEMIK enthält. An der Übergangsstelle finden sich meist Cluster von Gliederungssignalen (*übrigens, und dann, nur, denn, so wie beispielsweise*) und/oder expliziten aufmerksamkeitssteuernden Rederechtssicherungen (*lassen Sie mich nur noch das eine sagen, wenn ich das noch sagen darf* u.ä.).

Das Umfunktionieren von Kommunikationsschemata ist keineswegs ein Spezifikum politischer Kommunikation. Auch die alltägliche Frage nach dem Verbleib der Manschettenknöpfe kann zu einem Anlaß für eine ärgerliche Tirade über Unordnung gemacht werden, — auch im Alltag ein Erschwernis der Verständigung. In politischen Kommunikationen wirken INFORMATION oder ARGUMENTATION nachträglich häufig als bloße Aufhänger für WERBUNG und LEGITIMATION, die in Wirklichkeit mehr Raum einnehmen und nur notdürftig eingepackt werden: dennoch wird auf den ablenkenden Rahmen der INFORMATION oder DISKUSSION nicht verzichtet.

Für den Adressaten bleibt umgekehrt die Aufgabe, die zwischen den Zeilen stehenden Aussagen und die damit verknüpften Handlungsmuster konsequent zu verstehen und nicht bei der oberflächlichen, expliziter angebotenen Interpretation stehenzubleiben. Konsequente Analyse ist nämlich meist auch die einzige Möglichkeit für Adressaten im Umgang mit politischen Äußerungen.

2. These: Der Ein-Weg-Charakter öffentlicher politischer Kommunikation erfordert alltagssprachliche Techniken, die komplexen und z.T. verdeckten Inhalte verstehend zu verarbeiten, z.B. Paraphrasen.

Öffentliche politische Kommunikation ist zum allergrößten Teil Massenkommunikation; den technischen Bedingungen der Massenmedien entsprechend ist sie damit zumeist "Ein-Weg-Kommunikation" (Glinz), die Adressaten sind fast ganz auf Rezeption beschränkt. Die geringen aktiven Beteiligungsmöglichkeiten in Leserbriefen, Rundfunktelefonaten, Bürgerdiskussionen u.ä. können an der grundlegenden "Asymmetrie" politischer Kommunikation⁹ kaum etwas ändern.

Die Asymmetrie politischer Kommunikation hat aber nicht nur medientechnische Gründe. Auch da, wo mehr als sporadisches Feed-back möglich wäre, in Wahlveranstaltungen, Diskussionen, in Kontakten mit Politikern haben die Bürger gegen die Routine und die sprachliche Überlegenheit politischer Akteure, hinter der oft professionelle Spracharbeit steckt¹⁰, selten eine Chance, sich angemessen zu artikulieren.

Erschwerend kommt hinzu, daß die häufigsten politischen Sprachhandlungsmuster WERBEN und LEGITIMIEREN gar nicht auf einen Dialog zielen. Ihre beabsichtigten perlokutiven Effekte sind gerade nicht hörerseitige sprachliche Handlungen, was einen Wechsel der Sprecherrolle fördern würde. Sie zielen beim Adressaten vor allem auf Einstellungen wie FÜR RICHTIG HALTEN oder nicht-sprachliche Handlungen wie WÄHLEN. Es sind jedenfalls keine dialoginitiiierenden Muster wie FRAGEN oder VORWÜRFE. In diesem Zusammenhang erscheint die immer wieder geäußerte Absicht, "in Dialoge mit Bürgern einzutreten"¹¹, nur als ein weiterer Inszenierungs-Coup, nicht als ernstgemeinter Versuch, die grundsätzliche Asymmetrie aufzuheben.

Damit entfällt (nicht nur in der Massenkommunikation) ein wichtiges mögliches Korrektiv gegen die Einseitigkeit persuasiver Kommunikation. Ist es in – ebenfalls rhetorisch aufbereiteten – Kommunikationstypen wie (echten) DISKUSSIONEN, GERICHTSVERHANDLUNGEN, (kritischen) INTERVIEWS noch möglich, durch Widerspruch, Rückfragen, Gegenargumentationen und dergleichen manipulative Züge offenzulegen, – der Adressat von (massenmedialer) Propaganda kann nur abschalten oder genau hinhören. Das hat Vorteile, denn er muß sich nicht in endlose, fruchtlose Debatten einlassen, die sich oft im Gestrüpp emotionalisierter, letztlich interessengesteuerter Schlagabtausche verheddern, aber es bürdet ihm die ganze Last der Analyse auf.

Der Kern sprachkritischer Bemühungen um politische Äußerungen sollte dann auch Analyse sein: "Haben wir die Analyse, so ist auch alles getan." (Heringer 1982, 27). Beschäftigung mit politischer Sprachkultur sollte nicht auf die normierende Bekämpfung irgendwelcher sprachlicher Mittel zielen, sondern darauf, die Analysefähigkeiten weiterer Kreise der Bevölkerung zu verbessern: "Sprachkritik von unten" (Wimmer).¹² Wie die Verbreitung schriftlicher Kommunikation durch den Buchdruck eine qualitative Veränderung der Sprachkompetenz aller durch die Alphabetisierung notwendig machte, so erfordert die Verbreitung politischer Kommunikation durch Massenmedien eine weitere Verbesserung der Sprachkompetenz hin zu verständigerem Umgang mit den wichtigsten Mitteln politischen Sprachhandelns.

Zwei Einwände gegen diese Forderung müssen allerdings ausgeräumt werden. Der erste Einwand richtet sich gegen eine Überschätzung massenmedialer Kommunikation; die Bürger ließen sich von der Propaganda politischer Parteien und Institutionen und ihrer Akteure gar nicht wirklich beeinflussen. Viel wichtiger sei vielmehr der Einfluß von Bezugs- und Primärgruppen; überhaupt werde — nach der Theorie der kognitiven Dissonanz — ohnehin nur Bestätigung der eigenen Meinung gesucht und wahrgenommen. Die Ergebnisse der Wirkungsforschung sind da aber durchaus widersprüchlich; es ist wohl unbestreitbar, daß — durch welche Vermittlungen und Brüche auch immer — politische Sozialisation mit symbolischen Mitteln, zum großen Teil nach sprachlichen Mustern stattfindet; die Regeln ihres Gebrauchs zu kennen, führt in jedem Fall zu einem besseren Verständnis politischer Kommunikation. Für die Möglichkeiten wirklicher Diskussion in Bezugs- und Primärgruppen ist die Fähigkeit, politische Äußerungen interpretieren und besser verstehen zu können, eine wichtige Voraussetzung.

Der zweite Einwand geht dahin, sprachwissenschaftliche Analyse lasse sich nicht zugleich differenziert und einfach, verständlich und konsensfähig praktizieren. Dem muß entgegengehalten werden, daß jeder, anknüpfend an Alltagssprachliches Sprechen über Sprache¹³, gewisse Verfahren erlernen kann, sein Verständnis von sprachlichen Äußerungen zu verbessern; dazu sollte man mit eigenen Worten ausformulieren, was man verstanden hat. Denn die wohl einfachste, aber auch wirkungsvollste Methode, etwas vom Zusammenhang und von der Diskrepanz von sprachlichem Inhalt und Ausdruck sichtbar zu machen, ist die Alltagssprachliche Paraphrase.

Auch in einem anderen wichtigen Bereich, wo es in einer praktischen Situation um möglichst umfassendes Verstehen geht, in der Gesprächspsychotherapie, wird die Technik der Paraphrase nach bestimmten Regeln¹⁴ verwendet. Dort kommt es vor allem auf Verbalisierung emotionaler Erlebnisinhalte an, die auf diese Weise ins Bewußtsein gebracht werden sollen, während sie sonst nur nicht-sprachlich, parasprachlich oder 'zwischen den Zeilen' zum Ausdruck kommen. Für politische Kommunikation kann die Paraphrase-Technik zu einer Vertiefung des Verständnisses führen, insbesondere im Hinblick auf weniger offene Kommunikationsziele und -interessen, auch im Hinblick darauf, wie solche Bedeutungskomponenten zum Ausdruck gebracht werden.

Die Notwendigkeit, die Bedeutung einer politischen Äußerung möglichst vollständig zu explizieren, habe ich vorhin anhand verdeckter 'Nebenbei'-Sprachhandlungsmuster illustriert. Weitere typische Diskrepanzen zwischen Ausdrucksformen und inhaltlichen Strukturen finden sich da, wo

in Nominalisierungen und anderen Wortbildungen, wo durch unklare Quantifizierungen, vage und präzisierende Referenzausdrücke, durch Verschiebungen der Prädikatsklassen, durch Ellipsen, Subjektschübe, Metaphorisierungen, durch konnotative Bedeutungen, durch Präsuppositionen, Implikationen, unauffällige Partikel, durch Gliederungssignale, Wortstellung, Intonation und durch viele andere sprachliche Mittel mehr die komplexen Inhalte nur kompakt oder implikativ oder indirekt ausgedrückt sind und deshalb nur schwer faßbar und kontrollierbar sind. Die ganze Breite sprachwissenschaftlicher Forschung in den Gebieten Pragmatik, Satzsemantik und Wortsemantik, Textlinguistik und Argumentationstheorie hat hier im Rahmen einer handlungsorientierten Beschreibung wichtige Mosaiksteine zu einer differenzierten Textanalyse beizutragen. Damit diese Textanalyse nicht nur für die Experten, sondern für alle fruchtbar werden kann, müssen ihre Grundlagen in Formulierungsalternativen nach einfachen Paraphrasengrundsätzen umgesetzt werden.

Wie solche Formulierungsalternativen aussehen können, will ich in einer möglichst expliziten Paraphrasierung eines kurzen Ausschnitts aus einer Regierungserklärung Helmut Kohls veranschaulichen. Danach möchte ich kurz auf die verwendeten Paraphrasierungsprinzipien eingehen.

Beispiel 2: Bundeskanzler Kohl in seiner Regierungserklärung vom 21.11.83 zur Stationierung neuer Raketen:

... Niemals dürfen wir zulassen, daß Friede und Freiheit gegeneinander ausgespielt werden. Nur ein Volk, das in Frieden und Freiheit lebt, kann auch wirklich einen Beitrag für den Frieden in der Welt leisten. Wir Deutschen, wir alle wollen diesen Frieden in Freiheit ...

Versuch einer mehrschichtigen, alltagssprachlichen, nicht-wertenden Paraphrase:

Wenn ich Ihre Argumentation richtig verstehe, appellieren Sie mit "dürfen wir" an alle Bürger und/oder an Ihre Parteigänger, dafür einzutreten, daß Friede und Freiheit nicht als Alternativen vertreten werden, eine Position, die Sie sehr negativ beurteilen, wobei Sie hier offen lassen, wer diese Position vertritt. Sie begründen Ihren Appell mit der Meinung, daß nur ein Volk, das beides hat, etwas, das Sie hier nicht näher bestimmen, für den Frieden tun kann; und daß, wer nur eines hat, nur Frieden oder nur Freiheit, demnach nicht wirklich etwas für den Frieden tun kann. Sie bekunden Ihren Wunsch – und meinen, in dieser Frage für alle Deutschen oder sogar für alle Menschen sprechen zu können –, nur diese Art von Frieden, der eng mit Freiheit verbunden ist, zu erhalten.

Wenn ich nach Ihren Absichten und dem Zusammenhang frage, in dem Ihre Äußerungen stehen, so wollen Sie den Bürgern damit wohl klar machen, daß die Stationierung neuer Raketen gerechtfertigt ist, weil nur diese – Ihrer Meinung nach – die Aufrechterhaltung der Freiheit und damit auch des Friedens garantieren.

Wenn ich danach frage, wie Sie Ihre Äußerungen formulieren, so betonen Sie immer wieder den Zusammenhang von Frieden und Freiheit, in jedem Satz. Die gesonderte Behandlung dieser Werte beurteilen Sie dagegen sehr negativ. Sie heben auch den Ernst dieser Frage hervor, indem Sie an Gefühle appellieren, die mit "Frieden", "Freiheit", "Volk", "Deutsche" und "Welt" verknüpft werden und sprechen das Gefühl für die Gemeinsamkeit aller Bürger an, indem Sie "wir" und "wir alle" verwenden. Außerdem machen Sie die zugespitzte Situation bei dieser Entscheidung deutlich, indem Sie "nie-mals", "nur" und "wirklich" zur Bekräftigung Ihrer Position einsetzen. Sie verstärken Ihren Appell auch durch eine Darstellung, die uns vor Augen halten kann, daß es nicht anders sein "darf", nicht anders sein "kann" und wir es – wie Sie selbst – auch eigentlich nicht anders "wollen".

Sie zeigen, daß Sie komplexe Argumentationen in vereinfachten Formeln verständlich machen können und wollen durch konsensfähige Begriffe Zustimmung erlangen, die Bürger für Ihre Position werben.

Es handelt sich natürlich nur um eine von verschiedenen Möglichkeiten, diese kurze Passage zu paraphrasieren. Sie gibt mein persönliches Verständnis wieder, was ich durch die dialogische Formulierung ausdrücken wollte. Dennoch beruht sie nicht nur auf subjektiver Interpretation, sondern greift zurück auf intersubjektiv eingespielte Regeln der Kommunikation und eine gewisse Kenntnis der Situation.

Zunächst wird Schritt für Schritt jeder auffindbare Satzinhalt umschrieben, wobei Illokutionen (APPELLIEREN, BEGRÜNDEN, WUNSCH BEKUNDEN) und die zugehörigen Handlungsbeteiligten ausgedrückt, vage Referenzen und Quantifizierungen offengelegt, weggelassene Referenzstellen (Ellipsen) auch in nichtverbal ausgedrückten Prädikationen rekonstruiert, implizit wertende Prädikate zunächst durch neutralere ersetzt, die Wertungen dann aber ausdrücklich genannt werden. Dabei werden Argumentationen verdeutlicht, mitgemeinte Voraussetzungen und Folgerungen hinzugefügt.

In einem zweiten Durchgang wird nach den übergeordneten Bewirkungsversuchen (perlokutiven Versuchen) und den weiteren sachlichen und situativen Zusammenhängen gefragt, bei denen auch dahinterstehende Kommunikationsinteressen einbezogen werden.

In einer dritten Schicht werden noch einmal Formulierungshandlungen¹⁵ betrachtet, um den stilistischen Wert bestimmter Ausdrucksmittel und illokutiver Verknüpfungen auch über die Satzgrenzen hinaus zu berücksichtigen. Dabei spielen besonders Gefühle und Einstellungen auf Sprecher- und Adressatenseite eine Rolle.

Wie schon gesagt, ist dieses Vorgehen nicht das einzig denkbare; es sind aber die wesentlichen Aspekte einer sprachwissenschaftlich fundierten Textanalyse einbezogen. Es wird versucht, das eigene Textverständnis auszuformulieren, und damit wird die einzige Beteiligungsmöglichkeit, die der Bürger in politischer Kommunikation im allgemeinen hat, nämlich sehr genau zuzuhören, maximal ausgeschöpft. Dabei soll zunächst wirklich nur akzeptierend, d.h. ohne eigene Wertung paraphrasiert werden. Dies erscheint mir wichtig, weil die Beschreibung mit negativ urteilenden Kategorien bereits als Reaktion, als scheinbare Antwort (wo doch noch gar keine möglich ist) empfunden werden könnte, bevor überhaupt die ganze Bedeutung der Äußerung erfaßt ist. Die strikte Beschränkung auf eine 'deskriptive' Methode der Paraphrasierung – so problematisch sie im Detail auch sein mag – kann aber auf Bedeutungs- und Formulierungskomponenten führen, die sonst übersehen werden. Das heißt aber nicht, daß einer unkritischen Rezeption das Wort geredet werden soll, im Gegenteil. Angemessene und argumentationskräftige Kritik wird so erst möglich und kann dann dort besser artikuliert werden, wo wechselseitige Kommunikation wirklich stattfinden kann, in Primärgruppen also. So wird auch gewährleistet, daß nicht durch wertende Paraphrasen ein 'Streit um Worte' angezettelt wird, sondern daß deutlich wird, wo politische Konflikte begründet sind: in unterschiedlichen Interessen, Einstellungen, Bewußtseinslagen.

Im folgenden formuliere ich noch einmal einige Regeln für die Paraphrasierung politischer Äußerungen:

1. Nenne ausdrücklich, wer zu wem welche sprachliche Handlung macht, auch wenn das erst erschlossen werden muß.
2. Nenne ausdrücklich, was dabei über welche Gegenstände/Personen/Sachverhalte ausgesagt wird, auch wenn dies erst erschlossen werden muß.
3. Löse verkürzte Aussagen in Sätze mit Verben auf, auch solche, die in Substantiven und Adjektiven und Adverbien stecken. Verwandle Passivaussagen in aktive; wo werden Handlungen als Vorgänge, Vorgänge als Handlungen geschildert?
4. Ersetze zunächst wertende Ausdrücke durch andere, neutralere und nenne dann die Wertung ausdrücklich.
5. Zeige auf, welche Aussagen wie begründet werden, welche Folgerungen zu ziehen sind.
6. Nenne stillschweigende Voraussetzungen und Annahmen ausdrücklich.
7. Sprich aus, was mit der Äußerung im größeren Zusammenhang mit welchen Interessen erreicht werden soll.
8. Frage Satz für Satz nach anderen (einfacheren, genaueren) Formulierungen und sprich aus, was die Verwendung der gewählten Ausdrücke bedeuten könnte.

- a) Achte auf auffällige Häufungen, Bilder, Gefühlswörter. Wie werden Personen, Gruppen, brisante Sachverhalte benannt?
 - b) Achte auf 'kleine Wörter', auf Verallgemeinerungen, auf fehlende Mengenangaben.
9. Fasse die Gesamtabticht und auch die wichtigsten Mittel der Stiltaktik in einem Satz zusammen.

Obwohl solche Paraphrasen von jedermann gemacht werden könnten, bedarf es zuvor der Sensibilisierung und Einübung. Hier liegt eine wichtige Aufgabe des muttersprachlichen Schulunterrichts.¹⁶ Die Paraphrasen haben vor allem exemplarischen Charakter. Denn es kann natürlich nicht darum gehen, die ganze Flut politischer Äußerungen, die täglich durch die Medien auf uns niedergeht, auf diese penible Weise zu verarbeiten. Daß man aber, wo es relevant ist, sich selber im Detail verständlich machen kann, was gesagt worden ist, als Basis für eigene politische Äußerungen, scheint mir eine unabdingbare Voraussetzung für politische Sprachkultur in einer Demokratie zu sein.

Anmerkungen

- 1 S. grundlegend Almond/Verba 1963 und 1980. Weitere Literatur bei Rausch 1980, Reichel 1982, Wewer 1982.
- 2 S. v. Beyme 1971.
- 3 Darauf hat vor allem der amerikanische Politologe Murray Edelman in verschiedenen Arbeiten (1964, 1971, 1977) hingewiesen. Dazu Dieckmann 1981.
- 4 S. dazu Holly 1982, 19 f.
- 5 S. auch die Habermassche Unterscheidung von Verständigungs- vs. Erfolgsorientierung (Habermas 1981), die Strauß/Zifonun (in diesem Band) aufgreifen.
- 6 Es wird manchmal auch explizit geworben und legitimiert, wie man auch den Beziehungsaspekt zum Inhaltsaspekt machen kann.
- 7 S. dazu v. Polenz 1980.
- 8 Durchgezogene Striche für 'indem'-Relationen (vertikal) und 'und'-Relationen (horizontal); gestrichelte Linien für 'wobei'-Relationen (zusätzliche Muster).
- 9 Dazu Eroms 1974a.
- 10 Man denke etwa an die AG "Semantik" der CDU in den 70er Jahren.
- 11 Beispiele bei Eroms 1974 und Kuhn 1983.
- 12 Zu dieser sprachkritischen Position s. Heringer 1982, Wimmer 1982.
- 13 Dazu v. Polenz 1980a.

- 14 Ohne daß der Begriff der Paraphrase hier weiter problematisiert werden kann, muß darauf hingewiesen werden, daß anders als häufig in linguistischen Arbeiten (z.B. Rath 1975) kommunikative Paraphrasen dort auch als dialogische Mittel der Verständnissicherung verstanden werden, als Mittel der Rekonstruktion und Interpretation von Partneräußerungen; dieser Paraphrasenbegriff ist auch schon in linguistische Arbeiten eingegangen (s. Wenzel 1981, Wahnhoff 1981). Paraphrasen sind dort also nicht textbildende Alternativformulierungen des Sprechers, sondern dialogkonstituierende, kommunikationsreflexive Umformulierungen durch einen verstehenden, möglichst nicht wertenden Hörer.
- 15 S. Sandig 1978, 11.
- 16 So fordert v. Polenz 1983, 57: "Anstelle traditioneller ästhetischer oder pedantischer Ausdrucksnormen sollte der Unterricht in der Muttersprache vor allem darin bestehen, den Schülern gegen die konventionellen öffentlichen Sprachrituale ein sprachkritisches Bewußtsein und Fähigkeiten reflektierten Sprachhandelns zu vermitteln, mit denen sie in der Lage sind, hinter den verkürzenden, indirekten, impliziten, inhaltlich verschleiern den Ausdrucksformen der üblichen Textsorten die direkteren, offeneren und genaueren Ausdrucksformen zu entdecken und als Formulierungsalternativen oder als Rückfragetechniken zu üben."

Literatur

- Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (1953): *The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations*. Princeton, N.J.
- Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hg.) (1980): *The Civic Culture Revisited*. Boston.
- Bergsdorf, Wolfgang (1978): *Politik und Sprache*. München.
- v. Beyme, Klaus (1971): "Politische Kultur" und "Politischer Stil". In: ders. (Hg.), *Theory and Politics – Theorie und Politik*. Festschrift für Carl Joachim Friedrich, Den Haag, 352-374.
- Dieckmann, Walther (1981): "Inszenierte Kommunikation". Zur symbolischen Funktion kommunikativer Verfahren in (politisch-) institutionellen Prozessen. In: ders., *Politische Sprache – politische Kommunikation*. Vorträge, Aufsätze, Entwürfe, Heidelberg, 255-279.
- Edelman, Murray (1964): *The Symbolic Uses of Politics*. Urbana.
- (1971): *Politics as Symbolic Action: Mass Arousal and Quiescence*. New York.
- (1977): *Political Language: Words That Succeed and Politics That Fail*. New York.
- Eroms, Hans-Werner (1974): Zur Analyse politischer Sprache. In: *Linguistik und Didaktik* 5, H. 17, 1-16.
- (1974a): Asymmetrische Kommunikation. Zur Funktion von Abstraktem und Konkretem in politischer Sprache. In: *Sprache im technischen Zeitalter*, H. 52, 297-318.

- Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. New York. dt.: *Rahmen-Analyse*. Frankfurt 1977.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt.
- Heringer, Hans Jürgen (1982): Sprachkritik — die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: ders. (Hg.), *Holzfeuer im hölzernen Ofen*, Aufsätze zur politischen Sprachkritik, Tübingen, 3-34.
- Holly, Werner (1982): Zur Geschichte parlamentarischen Sprachhandelns in Deutschland. Eine historisch-pragmatische Skizze an Beispielen aus ersten Sitzungen von verfassunggebenden Versammlungen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 47, 10-48.
- Kuhn, Fritz (1983): Überlegungen zur politischen Sprache der Alternativbewegung. In: *Sprache und Literatur* 14, H. 51, 61-79.
- v. Polenz, Peter (1980): Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 8, 133-153.
- — (1980a): Wie man über Sprache spricht. Über das Verhältnis zwischen wissenschaftlicher und natürlicher Beschreibungssprache in Sprachwissenschaft und Sprachlehre. Mannheim (Duden-Beiträge, H. 45).
- — (1983): Deutsch in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945*, Marburg, 41-60.
- Rath, Rainer (1975): Kommunikative Paraphrasen. In: *Linguistik und Didaktik* 4, 103-118.
- Rausch, Heinz (1980): *Politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin.
- Reichel, Peter (1982): Politische Kultur. Zur Geschichte eines Problems und zur Popularisierung eines Begriffs. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Bd. 42/82, 13-26.
- Sandig, Barbara (1980): *Stilistik. Sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung*. Berlin.
- Wahmhoff, Sibylle (1981): Die Funktion der Paraphrase in gesprächspsychotherapeutischen Beratungen. In: *Deutsche Sprache* 9, 97-118.
- Wenzel, Angelika (1981): Funktionen kommunikativer Paraphrasen. Am Beispiel von Gesprächen zwischen Bürgern und Beamten am Sozialamt. In: P. Schröder/H. Steger (Hg.), *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf.
- Wewer, Göttvik (1982): Den Wahlkampf befrieden? Fairneßabkommen und politische Kultur. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Bd. 14-15, 29-46.
- Wimmer, Rainer (1982): Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: H.J. Heringer (Hg.), *Holzfeuer im hölzernen Ofen*, Tübingen, 290-313.

Sprachkultivierung als politische Aufklärung

Es gibt Anlässe und Momente, bei denen die 'inszenierte' politische Rede unserer Staatsschauspieler von ihrem Publikum nicht beklatscht wird, wo selbst in der Vermittlung über die öffentlich-rechtlichen Kanäle die Inszenierung zur Selbstentlarvung mißrät – einfach deshalb, weil das Publikum, z.B. die anwesenden Journalisten, aus seiner Rolle fällt, ein Tabu bricht und an der richtigen Stelle lacht.¹

Lachen über eine unfreiwillig mißglückte Selbstdarstellung, über die kommunikative Verzerrung politischer Sachverhalte bis zur Unkenntlichkeit hat eine befreiende und aufklärende Wirkung. Der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein, hat – so hofft man – positive 'kultivierende' Rückwirkung auch auf das kommunikative Gebaren von Politikern.

Diese Idee oder gar Hoffnung der Kultivierung politischer Kommunikation und politischer Sprache, veranlaßt und eingefordert durch den kritischen und sprach-rezeptionskritischen Bürger, stellen wir bei unseren Thesen zum Thema in den Vordergrund.

Zunächst vier Voraussetzungsthesen:

1. Wir gehen nicht von einem statischen Begriff politischer Kommunikations- und Sprachkultur aus, sondern von dem dynamischen Begriff der Kultivierung politischer Kommunikation. Unter politischer Kommunikationskultivierung wollen wir verstehen:

- die Reflexions- und Reformierungsarbeit an etablierten und normativ verfestigten kommunikativen und sprachlichen Verfahren zur Interpretation und Konstitution politischer Realität und an den zugrundeliegenden Spielregeln und kommunikativen Strategien,
- die Entwicklung der Fähigkeit, mit kommunikativen Konflikten über politische Problemverhalte kultiviert umzugehen, d.h. der Fähigkeit
 - kommunikative Konflikte aufzudecken, statt sie systemmüde und resignierend hinzunehmen,
 - die werthafte Einschätzung der konfliktauslösenden Sprachgebräuche und kommunikativen Verfahren zu überdenken, zu begründen und unter möglicher Revision kommunikativer Normen und Strategien Lösungen auszuhandeln, um Verständigung zu ermöglichen,

- bzw., dort wo dies nicht möglich ist, den Konflikt mit den besseren Argumenten, statt mit besseren sprachlichen und nicht-sprachlichen Strategien auszutragen.

2. Politische Kommunikationskultivierung bezieht sich vor allem auf den pfleglichen Umgang aller Beteiligten, Politiker wie Öffentlichkeit, mit kommunikativen Konflikten.

3. Kommunikative Konflikte in der Interaktion zwischen Politiker und Bürger sind Mitursachen von Glaubwürdigkeitsverlust und Systemmüdigkeit.

4. Solche Konflikte erwachsen aus einer unterschiedlichen Erwartungshaltung jeweils von Bürger und Politiker, d.h. unterschiedlichen kommunikativen Interessen beider Interaktions‘parteien’.

Das Interesse des Bürgers ist (idealerweise) darauf gerichtet, (in Politikerinterviews, -reden, -debatten usw.) über politische Zusammenhänge informiert zu werden, teilzuhaben an der Aushandlung politischer Entscheidungen auf der Basis unterschiedlicher Standpunkte und unterschiedlicher Wertsetzungen; das Interesse des Politikers dagegen ist darauf gerichtet, seine oder die Politik seiner Partei zu vertreten, zu ‘verkaufen’, Handlungen und Entscheidungen oder Kompromisse zu rechtfertigen, seine Position zu festigen, Macht und persönlichen Einfluß zu erhalten bzw. dazu zu gewinnen, Wähler von sich zu überzeugen und für sich einzunehmen, d.h. also bestimmt von Erfolgskalkülen des Legitimierens und Werbens (vgl. den Beitrag von Holly in diesem Band). Mit Habermas können wir diesen Interessengegensatz, wie er kommunikativ in der Interaktionskonstellation Politiker – Bürger zum Ausdruck kommt, auf den Gegensatz zwischen Verständigungsorientiertheit und Erfolgsorientiertheit zurückführen², d.h.

- der Bürger muß – wenn er überhaupt seine politischen und kommunikativen Rechte in einer Demokratie wahren will – davon ausgehen, daß der Diskurs mit dem Politiker bzw. die an ihn adressierte Rede des Politikers verständigungsorientiert ist,
- der Politiker dagegen ist primär an erfolgsorientierter Rede und am strategischen Diskurs ausgerichtet bzw. glaubt es sein zu müssen.

Verständigungsorientiertheit heißt hier:

- die Rede zielt ab auf rational motiviertes Einverständnis, d.h.
- Zustimmung zum Inhalt einer politischen Aussage, weil der Bürger, aufgrund zugelierter Fakten von der Richtigkeit der Aussage überzeugt ist
- Übernahme einer politischen Zielsetzung durch den Bürger, weil die enthaltenen Wertesetzungen den eigenen, für rational gehaltenen Wertesetzungen des Bürgers kritisch standhalten.

Erfolgsorientiertheit heißt hier:

- Einverständnisgewinnung und Zustimmung werden ausschließlich in den Dienst eigener Handlungsziele, z.B. der Eigenwerbung oder der Selbstdarstellung gestellt, sie sind nur Mittel zum Zweck.³

Die notwendige Erwartungshaltung des Bürgers auf verständigungsorientierte Rede wird in der Regel durch den politischen Diskurs nicht oder nur der Form nach eingelöst, ohne daß allerdings der Konflikt zwischen den beiden Orientierungshaltungen jemals offengelegt würde, da der Politiker seinerseits an der Fiktion des verständigungsorientierten Diskurses festhalten muß, denn ohne die Aufrechterhaltung dieser offenbar für eine demokratische Gesellschaft grundlegende Fiktion wäre auch seinen Erfolgskalkülen die Basis entzogen.

Wir kommen nun zu zwei Kernthesen:

5. An der 'Offenlegung' und 'Bewältigung' dieses Konfliktes ist vor allem der Bürger interessiert, während nicht zu erwarten ist, daß die Politiker von sich aus, d.h. ohne Einforderung durch den kritischen Bürger, ihre Rede an einer kommunikativen Ethik des verständigungsorientierten Diskurses ausrichten.

Offenlegung, das heißt fragen

- Inwieweit, mit welchen kommunikativen Verfahren, mit welchen Wortgebräuchen usw. verstoßen Teilnehmer an konkreten politischen Diskursen gegen meine Erwartungshaltung der Verständigungsorientiertheit?
- Warum tun sie das?

Bewältigen, das heißt fragen

- Wie ordne ich Verstöße gegen die kommunikative Ethik ein?
Wie interpretiere ich sie bezogen auf einen möglichen Erfolgskalkül?
- Wie kann ich mich selbst und andere gegen die Effekte dieses Kalküls schützen?
- Wie kann ich darauf hinwirken, daß die Orientierung an diesen Kalkülen Schritt für Schritt abgebaut wird?

6. Nützlich bei der Offenlegung und Bewältigung dieses Kommunikationskonfliktes durch den Bürger können spezielle Hörerbezogene Maximen sein, d.h. Maximen, die auf die Rezeptionssituation erfolgsorientierter politischer Rede zugeschnitten sind.

Wir schlagen zwei sprachkritische Maximen für den Hörer/Rezipienten vor, die jeweils noch durch zwei bzw. drei Untermaximen konkretisiert sind.

I Maxime der 'Reflexion auf das Interesse'

1. Bedenke, daß der Sprecher Interessen hat und Ziele verfolgt. Sei kritisch gegenüber dem Geltungsanspruch seiner Ziele.

Wir verweisen hier wieder nur auf die strategischen Ziele
'Legitimieren', 'Werben'.

2. Bedenke, daß der Sprecher sprachliche Mittel benutzt, um seine Ziele zu verfolgen. Sei kritisch gegenüber (scheinbaren) Argumenten und Argumentationsstrukturen! Sei kritisch gegenüber dem perlokutionären Charakter seiner Sprechhandlungen!

Perlokutionären Charakter haben Sprechhandlungen dann, wenn ihr illokutionärer Gehalt in den Dienst einer beabsichtigten Wirkung gestellt wird, die von dem Verstehen der vollzogenen Illokution verschieden ist, z.B. wenn eine politische 'Sach'- Aussage gemacht wird, um zu werben oder einzuschüchtern, zu imponieren oder sich zu legitimieren.

Sprachliche Mittel, die eingesetzt werden, um perlokutionäre Wirkungen zu erzielen, können auf verschiedenen textsemantischen und wortsemantisch-pragmatischen Ebenen festgemacht werden:

Auf der Textebene z.B. an der Nicht-Beachtung von Gesprächsregeln wie Beim-Thema-Bleiben, Andere-zu-Wort-kommen-Lassen oder auf der Mikroebene an Verfahren wie 'indirekte falsche Analogiebildung' (z.B. durch Umfunktionierung von Eigennamen zu Prädikatoren), 'unzutreffende Generalisierungen referenzsemantischer Art' oder 'euphemistischer Wortgebrauch'.⁴ Wir möchten nur auf ein sprachliches Verfahren im Zusammenhang des aktuellen Themas 'Bestechlichkeit von politischen Amtsträgern' kurz eingehen, ein Verfahren, das man 'referentielle Aufspaltung' nennen könnte und das mit der Bezugnahme auf ein und dieselbe Person in entweder dieser oder jener Eigenschaft/Funktion gegeben ist: Da der Tatbestand der 'Vorteilsnahme' nur bei Amtsträgern einen strafwürdigen Tatbestand, Verstoß gegen § 331, STGb, darstellt, ist es strategisch geraten, denjenigen, der im Verdacht der Vorteilsnahme steht, aus der Extension des Prädikats 'Amtsträger' herauszuhalten.

Wenn jemand nun aber als Bundesminister offensichtlich Amtsträger ist, so bleibt nur das Verfahren der referentiellen Aufspaltung, erkennbar an *als*-Formeln wie etwa der Aussage von Lambsdorff, er habe als Minister von der Fa. Flick keine einzige Mark genommen, oder der Aussage von Brauchitsch, er habe mit Genscher nur in dessen Eigenschaft als Parteivorsitzender, nicht als Außenminister gesprochen. Der strategische Diskurs macht hier von einer sprachlichen Möglichkeit Gebrauch/Mißbrauch, die der Linguist in die Sphäre der sogenannten intensionalen Kontexte verweist: Man kann zwar glauben, der Außenminister sei ein netter Mensch,

ohne zu glauben, daß Herr Genscher ein netter Mensch sei, weil man nicht weiß, daß Herr Genscher eben z.Zt. unser Außenminister ist, aber man kann nicht zugleich wissen, daß Genscher Parteivorsitzender und Außenminister ist, und nur mit jeweils dem einschlägigen Anteil seiner – doch hoffentlich nicht schizophrenen – Persönlichkeit sprechen.

II Maxime der 'Reflexion auf die Meinungs- und Interpretationsabhängigkeit'

1. Bedenke, daß der Sprecher seine eigene Interpretation von Realität hat. Sei kritisch gegenüber dem Wahrheitsanspruch seiner Aussagen, selbst wenn du unterstellen kannst, daß er wahrhaftig ist!

Zwischen beiden Geltungsansprüchen muß man sicher unterscheiden. Einfach zu beurteilen und unproblematisch für die kritische Rezeption ist der Fall der Unwahrheit bezüglich quasi objektiver politischer Fakten, etwa die zahlreichen Irrtümer R. Reagans über politische Daten – Fälle, in denen man dem Präsidenten subjektive Wahrhaftigkeit nicht absprechen wird.

Dagegen wird das Verhältnis zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit auch für den kritischen Rezipienten problematisch im Bereich der eigentlichen politischen Interpretationsvokabeln, mit denen politische Realität erst geschaffen wird. Gegen diese Art politischer Aussagen wie etwa "Der (wirtschaftliche) Aufschwung ist da", "eine gewisse Stabilisierung ist erreichbar" kann keine objektive Realität ins Feld geführt werden. Dadurch wird für den Bürger die Grenzziehung zwischen wahrhaftiger, aber eben eigenwilliger und standortbedingter Weltsicht, und unwahrhaftiger, bewußt verzerrender Darstellung politischer Problemverhalte schwierig, aber im Einzelfall umso wichtiger.

Direkt auf solche Interpretationsvokabeln zielt Untermaxime 2 von II ab.

2. Bedenke, daß der Sprecher *seine* Interpretation von politischer Realität sprachlich vermittelt. Geh nicht davon aus, daß er denselben Sprachgebrauch/Wortgebrauch hat wie du!

Hier ist fast das gesamte politische Vokabular einschlägig. Der politische Wortschatz ist in hohem Maße semantisch instabil in dem Sinne, daß verschiedene Sprechergruppen politische Wörter nach unterschiedlichen Regeln zur Klassifikation und Bewertung der sozialen Realität gebrauchen. Man denke nur an den spezifisch ideologischen Wortschatz, der zur Grundausstattung politischer Ideologien, Richtungen und Parteien gehört, also Wörter, die mit jeweils unterschiedlichen (semantischen) Nuancen zur Eigengruppenidentifikation und -stabilisierung (als Fahnenwörter) oder zur Abgrenzung/Diskriminierung des politischen Gegners (als Stigmawörter) benutzt werden: *Freiheit, Sozialismus, Demokratie, Frieden, Humanität, Fortschritt*

einerseits, *Aggression, Faschismus, Totalitarismus* andererseits.

Aber auch politische Alltagswörter, die mit dem ideologischen Bereich nur indirekt vermittelt sind, wie etwa *Aufschwung, wirtschaftliche Belebung, Sicherheit, Reform, Solidarität* werden von verschiedenen politischen Seiten unterschiedlich gebraucht bzw. unterschiedlich zur Erzeugung politischer Realität eingesetzt. Welche Aktivität bei der Erzeugung von Realität der Gebrauch bestimmter Wörter entfalten kann, ist in jüngerer Zeit z.B. durch das Wort *Sicherheitsrisiko* unter Beweis gestellt worden. Erst die semantische Neuerung, die Verlagerung des Extensionalisierungsbereichs von *Risiko* von Sachverhalten auf Personen (Jemand ist ein Sicherheitsrisiko) und die brisante Verbindung zweier militärischer Hochwertwörter wie *Sicherheit* und *Risiko* hat diese Aktivität ermöglicht.

Wir kommen nun zu Maxime II, 3, der zusammen mit I, 2 vielleicht wichtigsten:

3. Bedenke, daß der Sprecher *seine* Interpretation von politischer Realität sprachlich durchzusetzen versucht. Sei kritisch gegenüber dem Geltungsanspruch seines Sprachgebrauchs/Wortgebrauchs!

Solche sprachlichen Durchsetzungsstrategien seien hier mit den Stichwörtern 'persuasive Definition', 'manipulativer Sprach-/Wortgebrauch', 'semantischer Kampf um die Besetzung/Usurpation von Hochwertwörtern, politischen Leitvokabeln' nur angedeutet.

Wenn der Bürger die sprachlichen Durchsetzungsstrategien durchschaut und im Einzelfall konkret nachweisen oder festmachen kann, nimmt er ihnen und damit dem strategischen Diskurs die Spitze: Dieser geht ins Leere, weil er kritisch vorweggenommen und ihm argumentativ begegnet wird.

Wir formulieren nun einige Thesen zur Aufgabe der Linguistik, einer gesellschaftlich engagierten Linguistik bei der Kultivierung politischer Kommunikation:

7. Die erläuterten Maximen müssen ihre Wirksamkeit auf der Ebene der aktuellen Rede- und Textkritik entfalten. Dazu muß die gesellschaftlich engagierte Linguistik ihren Beitrag leisten.

8. Sie tut dies einerseits konkret parole- oder sprachverkehrsbezogen, indem sie bei Einzelanalysen von Parlamentsdebatten, Politikerreden, -interviews usw. die Anwendung der Maximen exemplarisch vorführt.

9. Darüberhinaus jedoch muß die Arbeit des Linguisten, da es um Kompetenzerweiterung und Aufklärung im Umgang mit kommunikativen Verfahren im strategischen Diskurs allgemein geht, auch auf der Ebene notwendiger Verallgemeinerungen, d.h. auf langue- oder Sprachsystem-

ebene ansetzen, d.h. die Möglichkeit, politisch-kommunikativ aufgeklärt zu handeln, muß als abstraktes Handlungsmuster bzw. als Repertoire an solchen Handlungsmustern zur Verfügung stehen und von Wissenschaftlern zur Verfügung gestellt werden, in der Weise, daß es in konkreten Kommunikationssituationen vom Bürger als Rezipient politischer Rede jederzeit aktiviert werden kann.

10. Beiträge zu einer solchen langue-bezogenen Sprachkultivierung sind von der Linguistik z.B. in Form eines Handbuches der expliziten staatsbürgerlichen Rhetorik in öffentlichen Institutionen, wie v. Polenz es im Jahre 1978 gefordert hat, zu erwarten.

11. Bezogen auf die Arbeit des IdS, die in ihrer Zielsetzung selbst primär langue-bezogen oder sprachhandlungstypologisch ist, konkretisiert sich diese Ausrichtung in der Aufgabe der Erstellung eines Handbuches der schweren Wörter, in dem auch der sozialpolitische Wortschatz und damit auch die Kultivierung politischer Kommunikation bzw. lexikalisch bedingter Kommunikationskonflikte eine wichtige Rolle spielen werden.

Wir formulieren daher an dieser Stelle einige Thesen zu Möglichkeiten und Formen politischer Sprachkultivierung im Wörterbuch:

12. Sprachkultivierung im Wörterbuch ist eine Fortsetzung sprachhandlungsbezogener Textanalyse mit anderen Mitteln. Daher kann sie nur durch eine 'andere', aus ihrem sprachlich-kommunikativen Glashaus befreite Lexikographie geleistet werden.

13. Das bedeutet konkret: Die Lexikographie politischer Wörter begreift politisch brisante Wörter, politische Interpretationsvokabeln als 'gefrorene' Handlungsmuster des interpretierenden Klassifizierens und Bewertens. Sie bezieht konfliktäres Sprachhandeln in die lexikographische Beschreibung ein, indem sie anhand der kontextuell gesicherten Gebrauchsbeschreibung dieser Wörter ihren konfliktären Stoff herausarbeitet.

14. Im Dienst dieser politisch aufklärenden Lexikographie können aus den parole-nahen Maximen, wie wir sie formuliert haben, spezifische langue- und wortschatzbezogene Maximen abgeleitet werden.

15. Damit diese sprachkritischen Maximen in der speziellen Textsorte Wörterbuch⁵ wirksam werden, d.h. operationalisiert werden können, schlagen wir folgende Doppelstrategie vor:

- a) In einem allgemeinen pragmatischen (Zusatz-) Teil des Wörterbuchvorwortes werden die wortschatzbezogenen sprachkritischen Maximen selbst ausgeführt.

- b) Den jeweils für bestimmte Typen von Wörtern einschlägigen Maximen sind bestimmte lexikographische Kennzeichnungen zur Verwendungstypik, zur Gruppenspezifik politischer Wörter zugeordnet, die als pragmatische Markierungen in der Mikrostruktur des Wörterbuches auf die typologisch jeweils entsprechenden Lemma-Ausdrücke bzw. Klassen von Lemma-Ausdrücken angewendet werden.

In diesem Modell einer lexikographischen Doppelstrategie der politischen Aufklärung greifen Maximen und Markierungen wie folgt ineinander:

- die Maxime stellen die Muster aufgeklärten Umgangs mit politischem Vokabular zur Verfügung
- die Markierungen aktivieren die jeweils einschlägigen Muster (am jeweils entsprechenden Lemma-Ausdruck bzw. an seiner Beschreibung).

Die Markierungen sind dann vom Wörterbuchbenutzer bzw. Sprachteilhaber als Alarmzeichen zu verstehen, die ihn für bestimmte Gebräuche bzw. Mißbräuche politischer Wörter im manipulativen, taktisch-persuasiven Sprachgebrauch/ in erfolgsorientierter Rede sensibilisieren.

16. Folgende Faktoren, die für die semantische Instabilität politischer Wörter als dem gemeinsamen Nenner ihrer kommunikativ problematischen Eigenschaften verantwortlich sind, sind u.a. zu berücksichtigen:

- ihre Interpretationsabhängigkeit und
- ihr Bezug auf unterschiedliche Normen, Ideologien, politische Lehren, Wissenschaften und
- ihr Bezug auf verschiedene (Meinungs) Gruppen, Parteien und
- ihr essentieller Bezug auf Geschichte/Geschichtlichkeit.

17. Entsprechend diesen Faktoren kann vom Lexikographen ein Repertoire von pragmatischen Markierungen entwickelt werden, etwa:

- 'Interpretationsvokabeln' (oder z.B. 'ideologische Streitwörter') als Bezeichnung für politische Wörter, mit denen unterschiedliche (variante) Interpretationen und Deutungen sozialweltlicher Erscheinungen vollzogen werden,
- 'Gruppen-, Partei-, Normen-, Rahmenvokabeln' (oder z.B. 'Schlagwörter', 'Leitwörter', 'Fahnen- und Stigmawörter') als Bezeichnung für politische Wörter mit eingeschränkter/relativer Gültigkeit und Verbindlichkeit jeweils relativ zu den betreffenden Gruppen, Parteien bzw. Ideologien, Normen (Abgrenzungsvokabular),
- 'Geschichtliche (Grund)Begriffe, 'Geschichtsvokabeln' als Bezeichnung für Wörter mit historischer Sensibilität und diachron/synchroner Bedeutungsfülle; etc.

18. Bezogen auf die hier genannten Faktoren semantischer Instabilität insgesamt könnte z.B. eine sprachaufklärerische Maxime als eine Art Propädeutik für den kritischen Umgang mit politischer Sprache formuliert werden, an der sich der Sprachteilhaber *g e n e r e l l*, d.h. für *a l l e* mit politischen Ausdrücken verbundenen konfliktären Kommunikationsgelegenheiten, orientieren kann:

Maxime III (vgl. II, 3)

Bedenke, daß die (mit Markierungen wie 'politisch', 'ideologisch', 'in manipulativem Sprachgebrauch' ausgezeichneten) Wörter zum politisch-ideologischen Wortschatz gehören und daher aufgrund ihrer semantischen Unbestimmtheit und interpretativen Offenheit zur Verwendung in erfolgsorientierter Kommunikation und damit im taktisch-persuasiven oder manipulativen Sprachgebrauch prädestiniert sind ...

Bedenke, daß Sprecher diese Wörter in politisch-öffentlicher Kommunikation gebrauchen, um jeweils *i h r e*, mit der deinen *n i c h t* notwendig übereinstimmende Interpretation (Meinung, Auffassung) von politischer Realität *s p r a c h l i c h* zu vermitteln und auch *s p r a c h l i c h* durchzusetzen versuchen.

Oder speziell bezogen auf den Faktor der 'Interpretationsabhängigkeit' die konkretere Maxime IV

Maxime IV (vgl. II, 2)

Bedenke, daß die (mit der Markierung 'Interpretationsvokabel' ausgezeichneten) Wörter von Sprechern/Sprechergruppen auf ganz unterschiedliche Weise zur Interpretation und Deutung sozialweltlicher Erscheinungen/politischer Realität verwendet werden. Sei kritisch gegenüber ihrem Aussagewert, denn sie werden interpretierend (d.h. beschreibend und wertend) auf ganz unterschiedliche 'Gegenstände' der Realität angewendet. Es sind inhaltlich unscharfe Wörter, deren Unschärfe von Sprechern oft bewußt taktisch oder manipulativ zur Behauptung von sog. 'Tatsachen' ausgebeutet wird, z.B. bei strittigen Fragen wie Was ist Terrorismus? oder Wer ist (wann) Terrorist? Wer ist (wann) ein Sicherheitsrisiko/erpreßbar/förderungswürdig?

Bedenke also, daß diese Wörter meist nicht so unverfänglich und harmlos gebraucht werden wie z.B. die Wörter *Haus* oder *Straße*, sondern als ideologische (Streit) Wörter in ihrer Bedeutung meinungs- und interessenabhängig sind. Sei daher vorsichtig/nicht leichtfertig gegenüber der Verwendung dieser Wörter in deinem eigenen Sprachgebrauch und sei kritisch gegenüber dem Sprachgebrauch anderer, auch dann oder gerade wenn sie behaupten, ihr Sprach- bzw. Wortgebrauch sei der 'richtige', 'wahre'.

Bedenke ferner, daß nicht jedes Wort ein real existierendes 'Ding' einfach bezeichnet und die Sprache nicht der Wirklichkeit angepaßt oder auf den Leib geschneidert ist. Die politische Wirklichkeit so wie sie dir z.B. in den Massenmedien vermittelt wird, ist häufig *s p r a c h l i c h* (d.h. auch durch einzelne Wörter) hervorgebracht, vermittelt und gedeutet.

In ähnlicher Weise wie zum Faktor 'Interpretationsabhängigkeit' wären auch zu den anderen Faktoren sprachaufklärerische Maximen zu formulieren, auf die der Wörterbuchbenutzer wieder durch spezifische Markierungsprädikate (bzw. ein Repertoire solcher Prädikate) in den Wörterbuchartikeln verwiesen werden kann.

19. Auf diese Maximen nehmen dann alle Wörterbucheinträge oder Teile von Wörterbucheinträgen explizit Bezug, die z.B. mit den einschlägigen Markierungen 'Interpretationsvokabel', 'Parteiwort' oder 'Fahnenwort' ausgezeichnet sind.

20. Markierungen, wie die genannten, wirken aufklärend in mehrfacher Hinsicht:

- Sie sind **Relativitäts- oder Restriktionsindikatoren** insofern, als sie den Wörterbuchbenutzer mit der Aufklärung über die Interpretationsabhängigkeit politischer Wörter davor warnen, meinungs- und gruppenspezifische Wortgebräuche als für die **gesamte** Kommunikationsgemeinschaft verbindliche Wortgebräuche mißzuverstehen. Relativitätsindikatoren schaffen Klarheit darüber, daß in ein und derselben Sprache auch die unterschiedlichsten politischen Standpunkte/Meinungen formulierbar sind.
- Sie sind zugleich auch **Distanzindikatoren** insofern, als der Lexikograph mit ihrer Hilfe sich aus dem Streit um Wörter heraushalten und sprachwissenschaftlich neutral bleiben kann, indem er alle (etablierten) gruppenspezifischen Wortgebräuche wissenschaftlich dokumentiert und sich damit gleichermaßen von allen Gebräuchen distanziert.
- Sie sind zugleich auch **Differenz- oder Varianzindikatoren** insofern, als der Lexikograph mit ihrer Hilfe die zwischen den einzelnen Gebräuchen bestehenden semantischen Differenzen als jeweils meinungs-, gruppen- oder ideologiedeterminierte Differenzen ausweisen und die varianten Gebräuche der jeweils entsprechenden Partei-, Gruppen- oder Ideologiesprache zuordnen kann. Varianzindikatoren schaffen Klarheit oder klären auf darüber, daß politische Wörter nicht für alle Sprecher(gruppen) das gleiche bedeuten und daß aufgrund der Gruppen- und Ideologiegebundenheit politischer Wörter nicht allein die Sprache und die Wörter Gegenstand von Sprachkritik und -aufklärung sind, sondern die sprachlichen Handlungen und die Sprecher(gruppen), die sie im Bereich öffentlich-politischer Kommunikation vollziehen.

21. Die hier vorgeschlagene Doppelstrategie von 'Maxime' und 'Markierung' scheint uns ein gangbarer Weg zu der geforderten 'neuen' Lexikographie politischer Wörter zu sein. Sie ist zudem geeignet, die politische 'Wahrheit' der Wörterbücher eher zu befördern als zu beschneiden.

Wir kommen zum Schluß, auch er thesenhaft:

22. Niemand hat ein Monopol auf den rechten Sprachgebrauch, niemand auch eines auf die rechte Sprachkultivierung. Sprachkritische Maximen der Rezeption politischer Rede, wie wir sie vorgeschlagen haben, haben gegenüber ihren sprecherbezogenen Gegenstücken – etwa 'Sei vorsichtig im Gebrauch von Interpretationsvokabeln' – den Vorzug, nicht zu Normen korrumpierbar zu sein.

Anmerkungen

- 1 Wir erinnern hier an den 'Fall' Wörner-Kießling und an die Presseerklärung von Bundeskanzler Kohl, mit der er die Affäre 'löste' und die – so der Bericht-Titel der Rhein-Neckar-Zeitung vom 2.2.1984 – fast "zu einer Lachstunde mit Kohl" geriet.
- 2 Vgl. Habermas 1983, 144:
 - a) Verständigungs- vs. Erfolgsorientierung. Soziale Interaktionen sind mehr oder weniger kooperativ und stabil, mehr oder weniger konfliktuös oder instabil. Der gesellschaftstheoretischen Frage, wie soziale Ordnung möglich ist, entspricht die handlungstheoretische Frage, wie (mindestens zwei) Interaktionsteilnehmer ihre Handlungspläne so koordinieren können, daß Alter seine Handlungen an Egos Handlungen konfliktfrei, jedenfalls unter Vermeidung des Risikos eines Abbruchs der Interaktion "anschließen" kann. Sofern die Akteure ausschließlich am *Erfolg*, d.h. an den *Konsequenzen* ihres Handelns orientiert sind, versuchen sie, ihre Handlungsziele dadurch zu erreichen, daß sie extern, mit Waffen oder Gütern, Drohungen oder Lockungen auf die Situationsdefinition bzw. auf die Entscheidungen oder Motive ihres Gegenspielers Einfluß nehmen. Die Koordinierung der Handlungen von Subjekten, die in dieser Weise *strategisch* miteinander umgehen, hängt davon ab, wie die egozentrischen Nutzenkalküle ineinandergreifen. Der Grad von Kooperation und Stabilität ergibt sich dann aus den Interessenlagen der Beteiligten. Demgegenüber spreche ich von *kommunikativem* Handeln, wenn sich die Akteure darauf einlassen, ihre Handlungspläne intern aufeinander abzustimmen und ihre jeweiligen Ziele nur unter der Bedingung eines sei es bestehenden oder auszuhandelnden *Einverständnisses* über Situation und erwartete Konsequenzen zu verfolgen.
- 3 Ebenso wie in Habermas' Bestimmung von erfolgsorientierter Rede ist in unserer Übertragung auf die öffentlich-politische Kommunikation das Moment negativer Bewertung enthalten. D.h. Verständigungsorientiertheit und Erfolgsorientiertheit sind nicht – ausschließlich – deskriptive Begriffe, sondern ein Paar, bestehend aus einem positiven und einem negativen Wertbegriff.

4 Vgl. Zifonun 1984.

5 Vgl. Strauß 1984.

Literatur

- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.
— — (1983): Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt a.M.
- Heringer, H.-J. (1982): Sprachkritik — die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: Heringer (Hrsg.) 1982a, 3 - 34.
- — (Hrsg.) (1982a): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen.
- Heringer, H.-J./Kurz, G./Stötzel, G. (Hrsg.) (1983): Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht. Heft 51.
- Hermanns, F. (1982): Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: Wiegand, H. E. (Hrsg.), Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie II, Hildesheim, New York 1982, 87 - 108.
- von Polenz, P. (1979): Resümee der Tagung. In: Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf, 317 - 324.
- Stötzel, G. (1982): Konkurrierender Sprachgebrauch in der deutschen Presse. In: Heringer (Hrsg.) 1982a, 277 - 289.
- Strauß, G. (1984): Politische Sprachkultivierung im Wörterbuch. In: Mitteilungen 10 des Instituts für deutsche Sprache: Aspekte der Sprachkultur, 91 - 121.
- Wiegand, H. E. (1981): Pragmatische Informationen in neuhochdeutschen Wörterbüchern. In: Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie I. Hrsg. v. H. E. Wiegand, Hildesheim, New York.
- Wimmer, R. (1982): Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: Heringer (Hrsg.) 1982a, 290 - 313.
- — (1983): Sprachkritik und reflektierter Sprachgebrauch. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 3 - 14.
- Zifonun, G. (1984): Politische Sprachkultur und Sprachkritik. In: Mitteilungen 10 des Instituts für deutsche Sprache: Aspekte der Sprachkultur, 61 - 90.

Nachwort: Das Reden der Politiker und das Problem der Glaubwürdigkeit

Die vor der Tagung und in den einführenden Bemerkungen (s. "Vorwort") formulierte Rahmenfrage hat in den Vorträgen und den schriftlichen Dokumentationen dieses Bandes keine deutliche Antwort gefunden, ja man kann weitergehend sagen, daß sie die Ausführungen der Referenten gar nicht zentral bestimmt hat, zumindest nicht als ausdrücklich formuliertes Organisationsprinzip für die vorgestellten Überlegungen. Man könnte jedoch nachträglich und unabhängig von den selbstgesetzten Schwerpunkten der Referenten fragen, ob sich aus den Vorträgen eine Antwort, eventuell auch unterschiedliche Antworten auf die Rahmenfrage ableiten lassen. Ich möchte dies in diesem Nachwort versuchen, und zwar unterteilt in zwei Teilfragen:

- (a) Sind in den Vorträgen Merkmale politisch-öffentlicher Sprache und Kommunikation beschrieben worden, die den wirklichen oder vermeintlichen Glaubwürdigkeitsverlust politischer Redner und seine Konsequenzen (Parteienverdrossenheit, Systemmüdigkeit, Legitimitätsverfall) zu erklären imstande sind oder die zumindest plausibel auf das Problem der Glaubwürdigkeit bezogen werden können? — Diese Frage zielt auf den Zustand der Sprachkultur unter einem bestimmten Aspekt, dem der Glaubwürdigkeit.
- (b) Enthalten die Vorträge Vorschläge zur Lösung des Problems, und welche sind dies? — Diese Frage thematisiert die Möglichkeiten der Veränderung des Zustands, der Sprachkultivierung, wiederum beschränkt auf das Problem der Glaubwürdigkeit.

Die erste Frage ist sicherlich positiv zu beantworten. Wenn die These Hollys zutrifft, daß die Politiker "positiv bewertete Sprachhandlungsmuster wie INFORMIEREN und DISKUTIEREN" benutzen, "um die eigentlich angestrebten Muster, WERBEN und LEGITIMIEREN, zu verpacken" (S. 197)¹, wenn also in der von Holly an Beispielen beschriebenen Weise eine Diskrepanz zwischen den explizit realisierten Mustern und den verdeckt verfolgten perlokutiven Effekten besteht, dann muß diese Zwei-Ebenen-Struktur politischen Sprechens die Glaubwürdigkeit beim Rezipienten in Mitleidenschaft ziehen, weil die kommunikativen Inhalte in den Sog der werbenden/legitimierenden Ziele geraten und die Verlässlichkeit der Aussagen zumindest relativiert wird: "Das sagt er ja nur/vor allem, weil gerade Wahlkampf ist, allgemeiner: weil er mich im

Sinne seiner partikularen Interessen beeinflussen will." Diese Relativierung der Glaubwürdigkeit tritt allerdings, ich komme darauf zurück, nur dann ein, wenn der Rezipient die Doppelstruktur der Äußerungen im Prinzip durchschaut. Nimmt er die Rede dagegen unkritisch auf der Ebene des explizit Präsentierten als informatorisches/diskutierendes Sprechen, so kann und wird er dem Politiker auch glauben.

Das von Holly identifizierte Problem steht auch im Zentrum des Vortrages von Strauß und Zifonun, ausformuliert in Punkt 4 der "Voraussetzungsthese" auf einer etwas abstrakteren Ebene als Gegensatz zwischen den unterschiedlichen Interessen und Erwartungshaltungen der Politiker auf der einen, der Bürger auf der anderen Seite. Dieser Gegensatz wird in Habermasscher Begrifflichkeit als Gegensatz zwischen der faktisch erfolgsorientierten Rede des Politikers und dem Interesse und der Erwartung des Bürgers beschrieben, daß der "Diskurs mit dem Politiker bzw. die an ihn adressierte Rede des Politikers verständigungsorientiert" (S. 212) sein solle. Die von Holly im Anschluß an Edelman beschriebene Doppelstruktur politischer Rede findet im Lichte der Habermasschen Unterscheidung die Erklärung, daß sich die Politiker oberflächlich an den Erwartungen des Bürgers orientieren, indem sie sich die Formen verständigungsorientierter Rede zunutze machen (INFORMIEREN, DISKUTIEREN), diese aber verdeckt mehr oder weniger für ihre erfolgsorientierten Ziele (WERBEN, LEGITIMIEREN, SELBSTDARSTELLEN) funktionalisieren. Die Doppelstruktur ist, aus der Perspektive der Politiker gesehen, notwendig, weil die Formen der verständigungsorientierten Rede beim Bürger positiv, die der erfolgsorientierten Rede hingegen negativ bewertet sind. Die erfolgsorientierte Rede würde also ihr Ziel verfehlen, wenn sie sich offen als solche artikuliert.

Dieser Erklärungsansatz ist m.E. durchaus geeignet, das Verhalten der Politiker zu erklären, die *m e i n e n*, sich so verhalten zu müssen, wie sie sich verhalten, bzw. sich als Ergebnis ihrer politischen Sozialisation unreflektiert so verhalten. Der Überprüfung bedürftig ist allerdings die Prämisse, daß die Bürger normativ am Anspruch verständigungsorientierter Rede festhalten, der die Doppelstruktur der Rede beim Politiker ja erst produziert. Es gibt viele Anzeichen dafür, daß die Rezipienten zumindest die Politiker der jeweils eigenen *Coleur* oft nicht am Anspruch verständigungsorientierter Rede, sondern eher an ihrem taktischen Geschick bemessen, in der erfolgsorientierten Auseinandersetzung Vorteile gegenüber dem Gegner zu erlangen. Wie dem auch sei, der beschriebene Mechanismus hat in den Teilen der beiden Vorträge, die sich überhaupt mit den Eigenschaften der Politikerrede beschäftigen, einen zentralen Stellenwert. Die Strategien, die zusätzlich und im einzelnen beschrieben

oder benannt werden, bewegen sich im Rahmen dieser Problemformulierung; die Referenten zeigen exemplarisch auf, wie Politiker erfolgsorientiert mit der Sprache umgehen.

Der Vortrag von Bergsdorf ist schwieriger auf das Problem der Glaubwürdigkeit zu beziehen, weil er im wesentlichen eine Funktionsbestimmung vornimmt und die Frage, auf welche Art und Weise die Politiker, sprachlich handelnd, diese Funktion praktisch erfüllen, gar nicht ins Blickfeld kommt. So wird auch das Glaubwürdigkeitsproblem nicht zum Thema. Der Vortrag schließt seine Möglichkeit aber nicht aus, und es ist auch der Punkt angebbar, wo es weiterführend behandelt werden könnte. Bergsdorf benennt als oberstes Ziel der politischen Sprache die sprachliche Erzeugung von Zustimmungsbereitschaft beim Bürger und die Integration der Bürger unter die konkurrierenden Machtansprüche der Parteien (vgl. S. 185). Auch wenn man diese Bestimmung nicht nur als Beschreibung der faktischen Ziele der Politiker, sondern auch als Funktionsbestimmung mit rechtfertigender Tendenz akzeptiert, so bleibt doch immer noch die berechnete Frage, wie denn die Politiker besagte Zustimmung der Bürger einholen. An dieser Stelle spricht Bergsdorf von Formen der politisch-öffentlichen Sprache, mit denen Politiker ihre Ziele *erläutern*, *darlegen* und *begründen* (S. 185 f.). Mit diesen sprechhandlungsbezeichnenden Verben sind nun aber wieder Ansprüche gesetzt, die im Reden der Politiker empirisch nicht generell erfüllt werden, und an diesem Punkt stellt sich u.a. das Problem der Glaubwürdigkeit in ganz ähnlicher Weise wie in den beiden linguistischen Beiträgen.

Wendet man sich der zweiten Frage, der möglichen Lösung des Problems zu, so wäre es zunächst naheliegend, die Lösung in der Veränderung des Verhaltens beim Politiker zu suchen, indem man die Aufhebung der Doppelstruktur mit ihrer Diskrepanz zwischen Form und Funktion kritisch einklagt. Das Ergebnis wäre dann die Forderung an den Politiker, eine wirklich verständigungsorientierte Einstellung oder eine offen erfolgsorientierte einzunehmen. Die linguistischen Tagungsbeiträge gehen weder den einen noch den anderen Weg, weil sie – und das verbindet sie grundlegend mit dem im "Vorwort" angesprochenen neuen Anlauf "linguistisch begründeter Sprachkritik" in der Bundesrepublik – die Lösung grundsätzlich nicht beim Politiker, sondern beim Rezipienten, dem Bürger suchen.² Der Politiker spielt nur insofern eine Rolle, als die Hoffnung artikuliert wird, ein verändertes Rezeptionsverhalten werde rückwirkend auch auf das Sprach- und Kommunikationsverhalten der Politiker Einfluß haben.

Worin ist diese Abwendung vom Politiker begründet? Die neuere sprachkritische Literatur und auch die Tagungsbeiträge erlauben mehrere Ant-

worten auf diese Frage, wobei allerdings unsicher bleibt, ob und in welcher Weise die Gründe zu hierarchisieren sind. Es gibt (a) das resignative Argument praktischer Erfolglosigkeit. So ist es, wie Strauß/Zifonun schreiben, "nicht zu erwarten, daß die Politiker von sich aus ... ihre Rede an einer kommunikativen Ethik des verständigungsorientierten Diskurses ausrichten" (S. 213), oder sich gar von Sprachwissenschaftlern oder Sprachkritikern dazu bewegen lassen. Es gibt (b) das Argument der Funktionalität des Politikerverhaltens. Das politische Handeln wird dann so definiert, daß die beobachtbaren Formen strategisch-persuasiver Rede, zumindest aber der strategische Diskurs selbst als funktional angemessen gelten muß. Das, was ein anderer *Manipulation* zu nennen geneigt sein mag, wird so zur notwendigen Voraussetzung für die Erfüllung der Aufgaben, die Sprache und Kommunikation in der Politik haben. Einen solchen Ableitungszusammenhang herzustellen und zu begründen, ist das Hauptziel des Vortrags von Bergsdorf. Der Gedanke ist aber auch den linguistischen Beiträgen nicht fremd, z.B. wenn Holly das sprachliche Handeln der Politiker als "Funktionalstil" begreift, die Eigenschaft, nicht transparent und explizit zu sein, der "Natur des Rhetorischen" zuschreibt oder sich zitierend auf Bergsdorf beruft (S. 198). Strauß/Zifonun scheinen eine andere Auffassung zu haben, da sie in Anm. 3 ausdrücklich auf dem Begriff der "erfolgsorientierten Rede" als einem negativen Wertbegriff bestehen. Diese Besonderheit wirkt sich aber in den Analysen des Vortrags und in den Lösungsvorschlägen kaum aus. — Der Hauptgrund ist aber wohl (c) das in der neueren Sprachkritik immer wieder emphatisch vorgebrachte Argument, es gäbe keine annehmbare Begründung dafür, daß irgendjemand irgendjemandem vorschreibt, wie er zu reden und zu schreiben bzw. nicht zu reden und zu schreiben habe.³ In der linguistischen Beschäftigung mit Sprachkritik verbietet sich also die bewertende Kritik von Sprachverhalten generell, und so auch die denkbare Kritik am Sprachverhalten der Politiker; akzeptabel ist sie nur als "Sprachnormenkritik", d.h. als Kritik an denen, die meinen, anderen die Sprache vorschreiben zu können, und als "linguistisch begründete Sprachkritik", in deren Rahmen der Linguist den Sprachgebrauch beschreibt, um die Sprachteilnehmer in den Stand zu setzen, produktiv und rezeptiv Sprache kritisch, d.h. reflektiert zu gebrauchen. Im Blick auf die politische Sprache hat der Linguist u.a. die Aufgabe, die oben beschriebene Doppelstruktur politischen Sprechens aufzudecken und einsichtig zu machen. Er zeigt dann "Wie sich der Bürger politische Äußerungen verständlich machen kann" (so der Untertitel bei Holly); er betreibt "Aufklärung" mit dem Ziel des "sprach-rezeptionskritischen Bürgers" (so Strauß/Zifonun, S. 211).

Die Inhalte der anvisierten Aufklärung sind in dem Beitrag von Strauß/Zifonun differenziert als Hörerbezogene Maximen der Rezeption politischer Sprache aufgefächert. Betrachtet man diese Maximen genauer, um herauszufinden, welcher Aufklärung die Bürger nach Meinung der Autoren vor allem bedürftig sind, so erklärt sich nachträglich, warum die im "Vorwort" formulierte Rahmenfrage keine untersuchungsleitende Wirkung entfalten konnte. Den beiden Vorträgen liegt nämlich eine ganz andere Problemformulierung zugrunde. Die Bürger, die das Aufklärungsprogramm voraussetzt, sind nicht solche, denen die mangelnde Glaubwürdigkeit der Politiker ein Problem ist, sondern umgekehrt gerade solche, die den Äußerungen der Politiker unkritisch zuviel Vertrauen entgegenbringen und durch Aufdeckung der Sprachstrategien der Politiker gewarnt werden müssen. Es sind Bürger, die die verständigungsorientierte Rede nicht nur normativ erwarten, sondern mehr oder weniger, aber zu Unrecht beim Politiker sogar faktisch unterstellen und deshalb den erfolgsorientierten Strategien möglicherweise hilflos ausgesetzt sind. Die Aufklärung beseitigt den Glaubwürdigkeitsverlust nicht, sie produziert ihn – allerdings heilsam, wie die Aufklärer meinen.⁴

Das Bild des Bürgers, das in diesem Aufklärungskonzept sichtbar wird, widerspricht dem, das in der Rahmenfrage angelegt ist. Die These vom Glaubwürdigkeitsverlust setzt nämlich Bürger voraus, die schon gemerkt und mißvergnügt zur Kenntnis genommen haben, daß man die Äußerungen der Politiker nicht zu ihrem Nennwert akzeptieren darf. Die offene Frage ist also, wie die *r e a l e n* Bürger das sprachliche und kommunikative Verhalten der Politiker erfahren, ob sie die Aufklärung, die die Linguisten anbieten, wirklich brauchen oder ob sie die Strategien und Mechanismen öffentlich-politischer Kommunikation schon selbst durchschaut haben und z.T. gerade deshalb mit Resignation oder Ärger reagieren.

Dies in der Rahmenfrage vorauszusetzen und gleich zu fragen, welche sprachlichen und kommunikativen Eigenschaften politischer Rede es denn sind, die für diese Wirkungen verantwortlich sind, war offenbar voreilig. Diesem Schluß würde vermutlich auch Bergsdorf zustimmen. Sein Vortrag war zwar ebenfalls engagiert aufklärerisch, doch waren die Adressaten wohl weniger die Bürger, die in der Konzeption des Vortrags ohnehin keine prominente Stelle hatten, sondern die anwesenden Linguisten. Daß er auf Linguisten traf, deren sprachkritisches Konzept die vermutete Politikerschelte gar nicht vorsah, steht auf einem anderen Blatt.

Anmerkungen

- 1 Die Seitenangaben für Zitate aus den Tagungsvorträgen beziehen sich auf diesen Band.
- 2 Das, was ich hier und an anderen Stellen *neuere Sprachkritik* o.ä. nenne, ist als programmatisches Konzept vor allem von Hans Jürgen Heringer und Rainer Wimmer entwickelt worden. Ihre eigenen Arbeiten und das, was in ihrem Umkreis entstanden ist, ist in einigen Sammelveröffentlichungen gut zugänglich. Siehe vor allem Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.) (1982): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982 (s. die beiden Aufsätze von Heringer und die Beiträge von Keller, Stötzel und Wimmer in der letzten Abteilung); ferner das Themenheft "Sprache und Politik" der Zeitschrift "Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht" (H. 51, 1983) und die "Mitteilungen 10: Aspekte der Sprachkultur" des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim 1984). – Belege für die behauptete Orientierung der Sprachkritiker am Rezipienten und nicht am Politiker erspare ich mir; sie wird in den beiden Tagungsbeiträgen, so denke ich, hinreichend deutlich.
- 3 Vgl. etwa Heringers Beitrag "Normen? Ja – aber meine!" in Heringer 1982, S. 94-108. Die Sorge, eventuell für "Normierer" gehalten zu werden, bringt sowohl Holly (vgl. S. 196) wie auch Strauß/Zifonun (vgl. S. 211) dazu, sich ausdrücklich von jenen zu distanzieren. Bei Strauß/Zifonun wird auch klar der Zusammenhang zwischen der Kritik an den Sprachnormierern und der Tendenz der neueren Sprachkritiker, sich am Adressaten zu orientieren, hergestellt: "Niemand hat ein Monopol auf den rechten Sprachgebrauch, niemand auch eines auf die rechte Sprachkultivierung. Sprachkritische Maximen der Rezeption politischer Rede, wie wir sie vorgeschlagen haben, haben gegenüber ihren sprecherbezogenen Gegenstücken – etwa 'Sei vorsichtig im Gebrauch von Interpretationsvokabeln' – den Vorzug, nicht zu Normen korrumpierbar zu sein" (S. 221).

Daß sprachkritisch tätige Linguisten so oft ausdrücklich sagen, daß sie etwas beschreiben und das beschriebene Verhalten nicht kritisieren, hat seinen guten Grund. Jeder, der einige Erfahrung mit nicht-linguistischen Adressaten als Hörern linguistischer Vorträge hat, weiß, daß sie die Tendenz haben, die Beschreibung auch als Kritik zu nehmen, und, darauf hingewiesen, daß das nicht so gemeint sei, mit ungläubigem Staunen zu reagieren: Wie kann jemand etwas offensichtlich Kritikwürdiges beschreiben und dann sagen, Kritik läge ihm fern? Ich muß gestehen, daß mir das an der "linguistisch begründeten Sprachkritik" bisher auch unverständlich geblieben ist. Es ist ihr wesentliches Verdienst, gezeigt zu haben, daß die "Normierer" zu Unrecht in Anspruch nehmen, andere und bessere Kriterien zur Kritik sprachlichen Verhaltens zu haben als die anderen Sprachteilnehmer, und daß auch Linguisten nur für die Beschreibung, nicht aber für die Bewertung des Sprachgebrauchs ihre fachspezifische Kompetenz ins Feld führen können. Schwerverständlich ist aber, warum die Linguisten als einzige darauf verzichten sollen, das zu tun, was alle tun, nämlich die Maximen der kommunikativen Ethik (die dieselben Linguisten als allgemein geltende und der Kommunikation immanente normative Grundlage beschrieben haben) mit den oder auch für die Mitglieder der Kommunikationsgemeinschaft dort, wo sie verletzt werden, auch kritisch einzuklagen. Der Verzicht darauf ist

den Adressaten der sprachkritischen Bemühungen, so fürchte ich, kaum begreiflich zu machen. Es schützt, so mein unliebsamer Verdacht, nur vor dem wissenschaftlichen Kollegen, der Werturteile in wissenschaftlichen Veröffentlichungen auch dann nicht akzeptiert, wenn sie ausdrücklich als solche formuliert sind und ihre Grundlage explizit angegeben ist.

- 4 Kaum vorstellen kann ich mir, daß die also Aufgeklärten fortan weniger resignativ, verdrossen und müde den Politikern lauschen werden. Sie dürften eher geneigt sein, die politische Fernsehsendung endgültig abzuschalten, da der Gewinn an rezeptionskritischer Kompetenz in der massenmedialen Kommunikation ja kaum eine Chance hat, produktiv zu werden. Denkbar ist, daß sie in ihren eigenen Lebens- und Arbeitszusammenhängen, und das kann natürlich auch einmal eine Wahlveranstaltung sein, überall da, wo die Partizipation nicht nur auf Rezeption beschränkt ist, die erkannten Strategien auch zu ihrem eigenen Nutzen effektiver einsetzen werden.

Kurzbericht über die Podiumsdiskussion "Sprachglossen in Zeitungen und Zeitschriften"

Am Nachmittag des 15.3.1984 fand eine Podiumsdiskussion mit Verfassern von Sprachglossen in Zeitungen und Zeitschriften statt. Teilnehmer waren Kurt Honolka (Stuttgart), Rudolf Walter Leonhardt (Hamburg) und Wolf Schneider (Hamburg). Die Diskussion wurde koordiniert von Hugo Steger (Freiburg).

Der Koordinator schlug für die Diskussion u.a. die folgenden Themenkomplexe vor:

- Welche Vorstellungen von Sprachkultur haben Glossenschreiber? Auf welche Teilbereiche von Sprache und auf welche sprachlichen Phänomene richten sie ihr Augenmerk? Welche Motive bewegen sie zur Sprachkritik und zu Verbesserungsvorschlägen für den Sprachgebrauch?
- In welcher Rolle sieht sich der Publizist, wenn er Sprachglossen verfaßt? Welche Ziele und Aufgaben verfolgt er, wenn er sich kritisch analysierend und wertend der Sprache zuwendet?
- Richtet sich die Aufmerksamkeit der Glossenschreiber nicht mehr auf das Sprachverhalten bestimmter Sprecher und Sprechergruppen als auf die Sprache?
- Welches sind die Grundlagen der Urteile des Sprachglossators? Wie begründet er seine Urteile und Vorschläge? An welchen Normen orientiert er sich?
- Was erbringt die Sprachwissenschaft für die Glossenschreiber? Orientieren sie sich an sprachwissenschaftlichen Forschungsergebnissen und Erkenntnissen? Sehen sie sich unterstützt durch die Arbeit der Sprachwissenschaftler?

Die Vorgaben zielten darauf ab, einerseits die Sprachglossatoren zu Statements und zu einem Gespräch untereinander anzuregen, andererseits das fachkundige Publikum auf einige Fragestellungen für die allgemeine Diskussion hinzuweisen.

Wie aufgrund der einschlägigen Publikationen der beteiligten Sprachglossatoren zu erwarten (z.B. R.W. Leonhardt: "Auf gut deutsch gesagt. Ein Sprachbrevier für Fortgeschrittene", Berlin 1983; W. Schneider: "Deutsch für Profis. Handbuch der Journalistensprache – wie sie ist

und wie sie sein könnte", 3. Aufl. Hamburg 1982), boten die Statements der Podiumsdiskutanten zu den oben angesprochenen Themen und Fragen kein einheitliches Bild. Bezüglich der allgemeinen Aufgaben und Ziele von Sprachkritik sowie bezüglich der gegenüber sprachlichen Normen – von wem immer sie aufgestellt und vertreten werden – einzunehmenden Haltung gingen die Meinungen deutlich auseinander. Während Kurt Honolka die Auffassung vertrat, der Glossenschreiber solle vor allem zum Nachdenken und Argumentieren anregen, sahen seine Mitdiskutanten ihre Rolle eher als Bewahrer und Verteidiger von Normen. Eine besonders rigide und kompromißlose Einstellung zu Normierungsfragen demonstrierte Wolf Schneider, für den Sprache, Sprecher und Sprachgebrauch "Gegenstände" sind, die man vor allem einmal auf Vordermann bringen muß. Der Vergleich mit militärischen Ordnungsvorstellungen drängte sich geradezu auf.

Eine ganze Palette von sprachlichen Phänomenen, die die Glossenschreiber kritisch unter die Lupe zu nehmen pflegen, wurde angesprochen, darunter bestimmte Erscheinungen der Behördensprache und des Sprachgebrauchs in der Politik, manipulativer Sprachgebrauch in der Politik und in der Werbung, Beschönigungen und Übertreibungen in der sog. Alltagssprache und last but not least – gerade vor diesem Publikum – Jargonismen, Imponiergehabe und Überterminologisierungen in verschiedenen Wissenschaftssprachen. Einige Kriterien bzw. Maßstäbe für die Beurteilung des jeweiligen Sprachgebrauchs konnten als unumstritten gelten, so: Klarheit, Verständlichkeit, Genauigkeit und Einfachheit. Wenn es allerdings darum ging, zu sagen, was unter diesen Ausdrücken jeweils im einzelnen und präzise zu verstehen sei, gingen die Meinungen weit auseinander. Besonders schwierige Bestimmungen wurden mit ins Spiel gebracht, etwa: Schönheit, Adäquatheit, Sinn, logische Ordnung, Konsequenz, Eleganz. Die Unsicherheiten in der Begründung und plausiblen Darstellung von Bewertungskriterien traten bei der Diskussion einzelner Beispiele deutlich zutage. Beispielsweise klassifizierte Wolf Schneider den Ausdruck *weite Kreise der Bevölkerung* als eine sprachliche Blähung und forderte seine Ersetzung durch *viele Leute*. Es liegt auf der Hand, daß ein bewertender Ausdruck wie *sprachliche Blähung* nicht ohne weiteres unter einer wissenschaftlichen Orientierung, aber wohl auch nicht unter praktischen Gesichtspunkten gerechtfertigt werden kann.

Die Diskussion zwischen den Sprachwissenschaftlern im Publikum und den Sprachglossatoren auf dem Podium konzentrierte sich auf Fragen der Beurteilungsgrundlagen für sprachliche Phänomene und auf Fragen des Zusammenhangs zwischen Theorie und Praxis. Zum letzteren Punkt

hatten die Glossenschreiber den Fachwissenschaftlern Theorielastigkeit und Praxisferne vorzuwerfen: Tatsache ist nun einmal, daß die massenmedial verbreiteten Sprachglossen nicht von Sprachwissenschaftlern verfaßt werden; und dieses Faktum hängt sicher auch damit zusammen, daß es Sprachwissenschaftler in der Vergangenheit vernachlässigt haben, ihre Erkenntnisse in angemessener Weise in relevante Praxisbereiche zu vermitteln. Auf der anderen Seite hatten die Sprachwissenschaftler zur Frage der Beurteilungsgrundlagen sicher mit Recht ihren Punkt zu machen, daß nämlich ein vertretbar reflektierter Sprachgebrauch nicht zustande kommen kann, ohne daß man sich der Erkenntnisse der neueren Sprachwissenschaft versichert. Zwischen den beiden zum Teil kontrovers und sehr emotional diskutierten Positionen konnte während der Veranstaltung nicht letztlich im Hinblick auf gemeinsame Feststellungen vermittelt werden. Es blieb auf beiden Seiten der Appell, daß man noch viel voneinander lernen müsse.

0. Inhaltsübersicht

1. Allgemeines
2. Arbeiten der Abteilungen
 - 2.1. Grammatik und Lexik
 - 2.2. Sprache und Gesellschaft
 - 2.3. Wissenschaftliche Dienste
3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler
4. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts
5. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IdS
6. Gastwissenschaftler am Institut für deutsche Sprache
7. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache
8. Besondere Nachrichten
9. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben
10. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

1. Allgemeines

Der Jahresbericht informiert in knapper Form über die Arbeit des Instituts im Berichtsjahr. Die Abteilung "Grammatik und Lexik" bildet die größte Forschungsabteilung des Instituts. Sie konzentriert ihre Arbeiten auf zwei Projekte: eine Grammatik des heutigen Deutsch und ein Handbuch (Wörterbuch) der schweren Wörter, d.h. der schwer verständlichen Wörter. — Die zweite Forschungsabteilung "Sprache und Gesellschaft" konzentriert ihre Arbeiten auf ein größeres Projekt "Kommunikation in der Stadt" und ein kleineres zu dem Kommunikationstyp "Schlichtung". In beiden Projekten geht es um den engen Zusammenhang zwischen Sprache und gesellschaftlichem Leben. — Die Abteilung "Wissenschaftliche Dienste" unterstützt mit der Bereitstellung und Pflege von Textkorpora und mit Dokumentationen die Forschungen des Instituts. Sie leistet Service auch nach außen, betreut Gäste und organisiert Tagungen. Zu ihr gehört die Bibliothek des Instituts.

Der Bericht informiert ferner über Tagungen und Vorträge am Institut, über die Lehr- und Vortragstätigkeit von IdS-Mitarbeitern, über die Außenkontakte des Instituts, über die Zusammensetzung von Gremien, über den Haushalt und last but not least über die Veröffentlichungen.

Im Berichtsjahr haben die Zuwendungsgeber des Instituts (Bund und Land) im Rahmen des Konsolidierungsplans für das IdS eine Personalverstärkung im wissenschaftlichen Bereich ermöglicht. Die Verstärkung

kam der Abteilung "Grammatik und Lexik" (hier: den Projekten 'Grammatik' und 'Handbuch der schweren Wörter'), der Abteilung "Sprache und Gesellschaft" (hier: dem Projekt 'Schlichtung') und der Abteilung "Wissenschaftliche Dienste" (hier: dem Projekt 'Lexikographische Datenbank') zugute.

2. Arbeiten der Abteilungen

2.1. Abteilung Grammatik und Lexik

Leitung: Wolfgang Mentrup (ab 31.8.1984 beurlaubt)

Alan Kirkness (ab 31.8.1984 kommissarisch)

2.1.1. Grammatik des heutigen Deutsch

Mitarbeiter: Joachim Ballweg, Ulrich Engel, Helmut Frosch, Brigitte Hilgendorf, Ursula Hoberg (ab 1.10.84 beurlaubt), Bruno Strecker (seit 15.11.1984), Klaus Vorderwülbecke, Gisela Zifonun
Koordination: Gisela Zifonun

Die Arbeit der Arbeitsgruppe Grammatik wurde im Berichtsjahr durch die Vorlage von Skizzen und Arbeitspapieren zu verschiedenen Bereichen der Grammatik fortgesetzt. Allerdings waren drei Mitarbeiter weiterhin mit dem Abschluß kontrastiver Arbeiten bzw. der Erstellung einer Bibliographie zur Grammatikforschung beschäftigt.

Zu folgenden Bereichen wurden Skizzen bzw. Arbeitspapiere vorgelegt: zur Definition des Arbeitsbegriffs 'kommunikativer Minimalausdruck' ('KOMA'), zur kommunikativ-pragmatischen Komponente der Grammatik, zum Verhältnis von KOMA-Typik und Sprechakttypik, zum Tempussystem des Deutschen sowie zu Modalangaben beim Verb. Zentraler Gegenstand der Gruppenarbeit war der Entwurf eines Rohkonzepts für die Gesamtgrammatik in Form einer kommentierten Gliederung.

Nach Abschluß ausstehender Skizzen zu den Bereichen 'Verhältnis von linearer und abstrakter/vorlinearer grammatischer Struktur', 'Apposition' und 'Interaktion von Tempora und Verbklassen' bis Ende 1984 und der Auswertung der vorgelegten vorbereitenden Arbeiten für die Präzisierung des Gesamtkonzepts wird zu Beginn des Jahres 1985 ein detaillierter Arbeitsplan für die Grammatik erstellt.

2.1.2. Wortbildung (Außenstelle Innsbruck)

Mitarbeiter: Elsbeth Gassner-Koch, Elgin Müller-Bollhagen,

Lorelies Ortner

Leitung: Lorelies Ortner

Die Mitglieder der Gruppe setzten die Untersuchung der Substantiv-Komposita und der Partizipialbildungen fort. Von Elgin Müller-Bollhagen und Lorelies Ortner liegen Manuskripte zu Subtypen folgender Klassen vor: "partitiv/soziativ" (z.B. *Kinderhand*; *Arztgattin*), "possessorisch/benefaktiv" (z.B. *Familienschmuck*; *Kinderkleid*; *Lehrergehalt*), "ornativ/qualitativ" (z.B. *Henkelkorb*; *Wertschmuck*), "existential" (z.B. *Vulkangebiet*; *Beerenzeit*) und "faktiv/aktional" (z.B. *Bohrmaschine*; *Tanzlokal*; *Tanzabend*; – *Kohlenschaufel*; *Golfplatz*, *Ballnacht*). Hanspeter Ortner hat als freier Mitarbeiter mit der Untersuchung der Komposita aus Adjektiv+Substantiv begonnen. Elsbeth Gassner-Koch schloß die Beschreibung der Bildungen mit Partizip I als B-Konstituente (z.B. *gefahrdrohend*, *gewinnbringend*, *helleuchtend*) ab. Im Bereich der Partizip-II-Bildungen beschrieb sie den Typ "modifikativ" (z.B. *gutbezahlt*). Weitere Typen wurden beschreibungsfertig sortiert ("kausal/auktorial", z.B. *windbeschädigt*; "instrumental", z.B. *handbetrieben*). – In engem Kontakt zur Forschungsgruppe bearbeitete Professor Dr. Hans Wellmann (Augsburg) Detailprobleme der Morphologie von Komposita.

2.1.3. Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel zusammen mit jugoslawischen Germanisten

Die letzten, zum Teil umfangreichen Korrekturvorschläge der jugoslawischen Mitarbeiter wurden eingearbeitet, der Gesamttext wurde weiter homogenisiert. Im September 1984 war die DSKKG abgeschlossen. Sie wurde Anfang November auf dem jugoslawisch-deutschen Germanistentreffen in Dubrovnik vorgestellt.

Das gesamte Werk umfaßt nun etwas über 1.800 Schreibmaschinenseiten und besteht aus 18 Teilen, die sich in die drei Großabschnitte Wörter und Phrasen – Sätze – Textstrukturen zusammenfassen lassen. Es soll 1985 veröffentlicht werden.

2.1.4. Deutsch-rumänische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel und Professor Mihai Isbăşescu, Bukarest

Auf Grund der Vorarbeiten von Frau Dr. Stănescu und anderen Mitarbeitern wurde im Frühjahr 1984 die Endfassung dieser Grammatik in Angriff genommen. Der Teil "Satz" ist im wesentlichen geschrieben.

Für die meisten übrigen Teile wurden von rumänischen Germanisten, u.a. von Dr. Gerhard Konnerth, eingehende Überarbeitungen vorgenommen. Der Teil 'Pronomen' wurde völlig neu erstellt.

Alle fertigen Teile und Abschnitte wurden von Professor Dr. Mihai Isbăşescu, der sich seit Herbst 1984 in der Bundesrepublik aufhält, kritisch durchgesehen und gingen dann zur weiteren Überarbeitung an Frau Dr. Speranta Stănescu. Herr Isbăşescu wird sich auch an der Endkorrektur beteiligen. Der Abschluß der Manuskripterstellung ist für Sommer 1985 vorgesehen.

2.1.5. Deutsch-spanische kontrastive Grammatik

Die Vorarbeiten zu dieser Grammatik wurden von einer Arbeitsgruppe im Institut geleistet. Seit der finanziell bedingten Auflösung der Projektgruppe sind die beiden externen Projektleiter Prof. Dr. Nelson Cartagena (Heidelberg) und Prof. Dr. Hans-Martin Gauger (Freiburg i.Br.) mit der Bearbeitung des umfangreichen Gesamtwerks befaßt. Im Berichtsjahr wurden die noch ausstehenden Arbeiten an dem semasiologischen (ausdrucksbezogenen) Hauptteil weitgehend abgeschlossen. Mit der Abstimmung dieses Teils mit dem als Manuskript vorliegenden onomasiologischen (bedeutungsbezogenen) Hauptteil wurde begonnen. Die redaktionellen Arbeiten bis zur Vorlage des druckfertigen Gesamtmanuskripts werden sich bis in das Folgejahr erstrecken.

2.1.6. Deutsch-japanische kontrastive Grammatik

Auch zu diesem Vorhaben besteht wegen des Auslaufens der Projektmittel seit 1980 im Institut keine Arbeitsgruppe mehr. Die bei Projektende vorliegenden, z.T. sehr umfangreichen Manuskripte werden seitdem für die Veröffentlichung in der vierbändigen Ergebnisreihe "Deutsch und Japanisch im Kontrast" (Julius Groos Verlag, Heidelberg) bearbeitet. Von dieser Reihe liegen inzwischen zwei Bände vor:

Bd. 1: Schrift — Lautstrukturen — Wortbildung.

Bd. 2: J. Rickmeyer, Morphosyntax der japanischen Gegenwartssprache.

Während des Berichtsjahrs waren Gerhard Stickel und Klaus Vorderwülbecke (beide IdS) und Prof. Tohru Kaneko (Chiba, Japan) mit der Redaktion und der zum Teil sehr aufwendigen Umarbeitung der für Bd. 3 und Bd. 4 vorgesehenen Beiträge befaßt. Bd. 3 enthält einen Abriß der Morphosyntax des Deutschen und einen Vergleich der morphosyntaktischen Hauptmerkmale des Deutschen und Japanischen. Bd. 4 enthält

eine Reihe von kontrastiven Einzeluntersuchungen zu ausgewählten Teilbereichen beider Sprachen. Die Bearbeitung dieser beiden Bände konnte bis zum Jahresende nicht abgeschlossen werden. Vorgesehen ist, die druckfertigen Manuskripte im Frühjahr 1985 in Druck zu geben.

2.1.7. Handbuch der schweren Wörter

Mitarbeiter: Ulrike Haß (seit 1.10.1984), Manfred W. Hellmann, Gabriele Hoppe, Michael Kinne, Alan Kirkness, Monika Kolvenbach, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Günter D. Schmidt, Helmut Schumacher, Gerhard Strauß
Leitung: Wolfgang Mentrup

(1) Spezialuntersuchungen

Die von Brigitte Hilgendorf zusammengestellte Bibliographie deutscher Lexika, Enzyklopädien und Fachwörterbücher umfaßt über 16.000 Titel, die in den Computer eingespeichert und weitgehend korrigiert sind. Noch ausstehende Arbeitsschritte sind: Aktualisierung der Bibliographie, Registererstellung und Auswahl der Titel für die Buchveröffentlichung.

Für die Aufbereitung der Klein-Corpora wurde in Zusammenarbeit mit der WD die für die im IdS vorhandenen Corpora bestehende "Mannheimer Konvention" den spezifischen Bedürfnissen angepaßt. Um bei der Übernahme externer Setzbänder unterschiedlichster Art zur Auffüllung dieser Corpora das Mannheimer Konzept der "satzzerlegten Texte" aufrechterhalten zu können, wurden von Monika Kolvenbach die Kriterien für die Behandlung der Satzzeichen und für die Erkennung von Satzenden und -anfängen in eine programmierfähige Form gebracht.

An einer auf Datenträger aufgenommenen Testmenge von Wörterbuchartikeln des "Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache" (Duden) wurden von Monika Kolvenbach verschiedene Auswertungsmöglichkeiten, die besonders die Angaben zur Etymologie, Stilebene und Fachsprachenspezifizierung sowie das Beschreibungsvokabular betreffen, geprüft und in eine programmierfähige Form gebracht. Die Programmierung wurde von der Arbeitsstelle LDV durchgeführt.

Michael Kinne führte die Auswertung von Sprachglossen weiter. Diese erstreckt sich auf ausgewählte journalistische sprachreflektorische Beiträge aus vier Jahrgängen (1979-1982) allgemeiner Zeitungen. Die ausgewerteten Beiträge befassen sich ausschließlich mit Fragen der Lexik. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Fragen, welche Wortschatzelemente in diesen Glossen aufgerufen (alphabetische Auflistung), in welchen

Problemzusammenhängen (wie z.B. Wortbedeutung, Wortbildung, Fremdwortgebrauch, Neologismus) sie behandelt werden und welchem Sprach(sub)system (wie Allgemeinsprache, Fach- oder Sondersprache) oder welchem Sachbereich (wie z.B. Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Kultur, Bildungssprache) sie zugeordnet werden können. Die entsprechenden Daten wurden auf Karteikarten (je Einzelwort) erfaßt, die die Grundlage zur Erstellung von verschiedenen (jeweils inhaltlich orientierten, in der Regel alphabetisch sortierten) Wortlisten bilden. Erfaßt wurden daneben auch die in den Beiträgen behandelten Phraseologismen und Okkasionalismen.

(2) Die beiden Teilvorhaben: Politisch-ideologischer Wortschatz/
Fachexterne Kommunikation – Lehn-Wortbildung

Gerhard Strauß erstellte im Berichtszeitraum u.a. eine mehrfach klassifizierte Liste von Wörtern des politisch-sozialen Wortschatzes als Teil des Lemmabestandes des Handbuchs. Unterschieden werden zunächst Basis- und Sublemmata (Ableitungen und Zusammensetzungen), die darüber hinaus nach folgenden Eigenschaften bzw. Funktionen markiert sind: 1. als geschichtliche Grundbegriffe, 2. als zur NS-typischen Lexik und 3. als zum DDR-spezifischen Wortschatz gehörende Wörter, 4. als Miranda- und Formula-Ausdrücke (bzw. als Leit-, Fahnen-, Stigmawörter), 5. (teilweise) als jeweils spezifische Repräsentanten bestimmter Typen schwerer (d.h. z.B. systemtranszendenter oder subsystemimmanenter) Wörter, 6. als Elemente bestimmter politisch-ideologischer Paradigmen oder Teilfelder, 7. als Elemente sachlich-thematisch vorgegebener Handlungs- und Funktionszusammenhänge usw. Auf dieser Basis werden derzeit Artikeltypen relativ zu den entsprechend unterschiedlichen Lemmatypen entwickelt, die als Beschreibungsmuster der Abfassung von Handbuchartikeln zugrunde gelegt werden können. Dabei werden diese Muster auch auf ihre Eignung für die lexikographische Beschreibung von Wörtern anderer Wortschatzbereiche hin getestet.

Wolfgang Mentrup führte seine Arbeit zu einer "Pragmatik der Lexikographie – Am Beispiel fachexterner Anweisungstexte" (insbesondere am Beispiel Packungsbeilagen von Medikamenten) weiter. Aufbauend auf Kapitel 1 "Von Prinzipien der Sprachforschung zu Prinzipien der Lexikographie" (als Rahmen) und Kapitel 2 "Fachexterne Anweisungshandlungen: 'Bedienungsanleitung/Packungsbeilage'" (Handlungsausschnitt) ging es in Kapitel 3 darum, vorliegende Vorschläge zur "horizontalen" und "vertikalen" Gliederung des Bereichs der Medizin, das Verhältnis der Vorstellung von Sprachsystem-bezogenem Wortschatz und Sprachverkehrs-bezogenen Vokabularen von Texten in Kommuni-

kation zu erörtern sowie unter Berücksichtigung struktureller und funktionaler Aspekte das Wörter-Inventar für die lexikographische Beschreibung in mehrfacher Hinsicht zu klassifizieren. Insbesondere wurde dabei versucht, die Frage nach den sachgesteuerten Ansätzen der Bezeichnung und Beschreibung medizinischer Phänomene sowohl in der medizinischen Literatur als auch in Gesprächen zwischen Arzt und Patient zu beantworten (Sprachausschnitt). In Kapitel 4 werden im Sinne einer einholenden Nutzenanwendung das Kleincorpus 'Packungsbeilagen' unter Einbezug 'Medizinischer Aufklärungsartikel' zusammengestellt und Vorschläge zur lexikographischen Beschreibung ihres Vokabulars (Wörterbuchausschnitt) entwickelt.

Im Zusammenhang damit wurden in verschiedenen Aufsätzen die Beschreibung fachspezifischer Ausdrücke wie *Ödem*, *Diuretikum* und *Natrium* in vorhandenen Wörterbüchern untersucht, ausgehend von H. Pauls "Deutschem Wörterbuch" ein Teilwortschatz und bezogen auf den Einsatz von Texten im Deutschunterricht das Vokabular eines medizinischen Textes klassifiziert, die insbesondere von H.E. Wiegand in die Diskussion eingebrachte Vorstellung von Wörterbuchbenutzungssituationen kritisch geprüft sowie in einem Arbeitspapier das Thema "Grammatik in Wörterbüchern" ausführlich behandelt.

Monika Kolvenbach setzte die Arbeit an den Formularen fort. Als Einstieg wurde der Bereich 'Steuer' gewählt; zahlreiche Aufsätze aus populärwissenschaftlichen und Fachzeitschriften wurden bibliographisch erfaßt und teilweise maschinell ausgewertet. Eine erste systematische Behandlung des Morphems *pausch* in seinen relevanten Zusammensetzungen wurde abgeschlossen. An diesem Beispiel wurden verschiedene Verfahren erprobt, so etwa die maschinelle Auswertung der Texte, die Anwendung der W-Ketten und weiterer Beschreibungsmodelle, und zwar sowohl auf der Morphem- als auch auf der Wortebene.

Von den Mitarbeitern des Teilvorhabens "Lehn-Wortbildung", d.h. von Gabriele Hoppe, Alan Kirkness (Leiter der Gruppe), Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer und Günter D. Schmidt, wurde die Aufbereitung der einschlägigen Sekundärliteratur vorläufig abgeschlossen, verschiedene begriffliche und methodische Ansätze zusammengestellt, neue theoretische Gesichtspunkte entwickelt und auf ihre Verwendbarkeit für ein dem Phänomen 'Lehn-Wortbildung' adäquates Beschreibungsmodell überprüft. Vorschläge zur problemorientierten Beschreibung von Lehnkonstituenten wie *anti-*, *bio-*, *-itis*, *meta-*, *therm*, *path* werden erarbeitet. Das Basismaterial wurde systematisch ergänzt, die Feinsortierung der Baslerschen Belegsammlung mit dem Buchstaben P fortgesetzt.

Die Auseinandersetzung insbesondere mit Fragen der Fremdwörter, speziell der Lehnwortbildungsprodukte, unter dem Gesichtspunkt der 'Schwere' der Wörter wurde weitergeführt. In diesem Zusammenhang arbeitete Prof. Dr. Wolfgang Rettig (Düsseldorf) als Gastwissenschaftler am Projekt mit und beschäftigte sich mit der Frage: "Können 'schwere Wörter' durch Motivierung leichter werden?"

(3) Rahmenpapier

Auf der Grundlage der z.T. in komprimierten Arbeitspapieren zusammengefaßten Ergebnisse der unter (1) und (2) beschriebenen Untersuchungen wurde mit der gruppeninternen Diskussion in Richtung auf ein Rahmenpapier für das Handbuch hin und damit mit dessen Erstellung begonnen.

2.1.8. Deutsches Fremdwörterbuch

Erschienen ist als erste Lieferung des siebten und letzten Bandes das Gesamtquellenverzeichnis. Das Erscheinen der systematischen Wortregister verzögerte sich wegen einer notwendig gewordenen Endredaktion und nochmaligen Korrektur. Die Bearbeitung des Nachworts wurde abgeschlossen. Das Fremdwörterbuch wird mit dem Erscheinen der letzten Lieferung spätestens Anfang 1985 abgeschlossen sein.

2.1.9. Ost-West-Wortschatz

Die überarbeiteten Texte des Bonner Zeitungskorpus (DIE WELT und NEUES DEUTSCHLAND) wurden maschinell zu Klartexten, Indices, Registern und Konkordanzen verarbeitet und in der Reihe 'Regensburger Microfiche Materialien' veröffentlicht.

Die vorhandenen, lexikographisch schon bearbeiteten Datenbestände des Bonner 'Maschinellen Korpuswörterbuchs' wurden in neue, für die interaktive Bearbeitung besser geeignete Strukturen überführt und teilweise manuell überarbeitet. Die Arbeiten werden fortgesetzt. Über Verfahren und Zielvorstellungen gibt der 1984 erschienene Band 48 der Forschungsberichte des IdS Auskunft.

2.1.10. Verbvalenz

Die von Helmut Schumacher vorgenommene Überarbeitung und Ergänzung der Manuskriptteile des semantisch orientierten Verbwörterbuchs

wurde weitgehend abgeschlossen. Das Wörterbuch umfaßt über 400 Wörterbuchartikel zu Verben aus folgenden Bereichen: 1. Verben der allgemeinen Existenz, 2. Verben der speziellen Existenz, 3. Verben der Differenz, 4. Verben der Relation und des geistigen Handelns, 5. Verben, die den Handlungsspielraum von Personen betreffen, 6. Verben des sprachlichen Ausdrucks, 7. Verben der vitalen Bedürfnisse. Etwa 400 weitere Verben aus den genannten Makrofeldern sind mit Kurzbeschreibungen in den Vorspanntexten berücksichtigt. Das Wörterbuch geht 1985 in den Satz.

2.2. Abteilung Sprache und Gesellschaft

Leitung: Werner Kallmeyer

2.2.1. Beratungsgespräche — Analyse asymmetrischer Dialoge

Mitarbeiter: Franz-Josef Berens, Werner Nothdurft, Ulrich

Reitemeier, Peter Schröder

Leitung: Werner Kallmeyer

Im Berichtsjahr wurden noch Abschlußarbeiten an einigen Manuskripten und Publikationsvorbereitungen durchgeführt.

Sukzessive werden publiziert:

- Darstellungen zu verschiedenen konstitutiven Aspekten von Beratungsgesprächen; erschienen ist 1984: Werner Nothdurft, "... äh — folgendes problem — äh". Die interaktive Ausarbeitung "des Problems" in Beratungsgesprächen (Forschungsberichte 57 des IdS);
- eine Darstellung zur Beratungstypologie;
- ein Textband mit einer Auswahl von Transkriptionen von Beratungsgesprächen (im Druck).

2.2.2. Schlichtung — Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte

Mitarbeiter: Wolfgang Klein (seit 15.12.1984), Werner Nothdurft,

Ulrich Reitemeier, Peter Schröder

Koordination: Werner Nothdurft

Das Projekt läuft seit Mitte 1983; vorgesehen ist eine Laufzeit bis Ende 1986. Die Finanzierung wurde 1983-84 von der DFG mitgetragen (SP "Verbale Interaktion").

Ziele des Projekts sind:

- Schlichtung als ein komplexes Handlungs- und Textmuster darzustellen (ko-situative Merkmale);

- charakteristische Ausprägungen und Varianten dieses Musters in ihrem Zusammenhang mit institutionellen Bedingungen zu bestimmen (Variation);
- Schlichtung mit anderen Kommunikationstypen, wie z.B. Beraten, hinsichtlich Handlungsmuster, interaktiven Anforderungen und der Stellung in der Organisation unseres sozialen Lebens zu vergleichen (Typologie).

Datengrundlage der Projektarbeit ist ein Korpus von Schlichtungsgesprächen aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen: z.B. Vergleichsverhandlungen im vorgerichtlichen Bereich, Schiedsmannsgespräche, Schlichtungs-Prozesse in familientherapeutischen Gesprächen, Streit-Schlichtungen in familialer Interaktion.

Die bisherige Arbeit konzentrierte sich auf die Erstellung des Korpus, die Entwicklung konzeptueller und methodischer Analyseinstrumente und fallbezogene Verlaufsanalysen. Auf der Grundlage dieser Arbeit sind für 1985 systematische Untersuchungen zu einzelnen Handlungskomponenten von Schlichtung (z.B. Konfliktaushandlung, Vorschlagsentwicklung) und zu allgemeinen Merkmalen (z.B. die Rolle von Neutralität des Schlichters) vorgesehen. Außerdem sollen ethnographische Beobachtungen in verschiedenen Schlichtungs-Institutionen durchgeführt werden, um die gesprächsanalytischen Ergebnisse mit anderen Daten zu vergleichen und abzusichern.

2.2.3. Kommunikation in der Stadt

Mitarbeiter: Karl-Heinz Bausch, Inken Keim, Pantelis Nikitopoulos,
Johannes Schwitalla
Leitung: Werner Kallmeyer

Ziel des Projekts ist die Beschreibung des Zusammenhangs von Sprache und lokaler Kultur im städtischen Lebensraum am Beispiel Mannheims. Untersucht werden die Beziehungen zwischen

- der Verwendung von verschiedenen Sprachen, sprachlichen Varianten (Standarddeutsch, Stadtmundart, Ausländersprachen, Fach- und Sondersprachen usw.), spezifischen Ausdrucksweisen und Kommunikationsformen (Gruß- und Kontaktverhalten, Formen der Selbstdarstellung usw.),
- charakteristischen Kommunikationsstrukturen im Lebens- und Erfahrungsbereich der Stadtbewohner (Typen von Situationen und Kommunikationsereignissen, Kommunikationsnetze usw.),

- Organisationsformen des sozialen Lebens (Familienstrukturen, Nachbarschaften, Vereinsleben, Arbeitswelt usw.) und
- der sozialen Identität der Stadtbewohner und der Rolle der Ortsbindung für sie.

Im Jahr 1984 wurden die ethnographischen Panoramen der Stadtteile Vogelstang, Neckarau und Sandhofen weitgehend fertiggestellt. Die Arbeiten an den Stadtteilethnographien sollen im Frühjahr 1985 abgeschlossen werden. Damit ist die erste Phase des Projekts abgeschlossen. In Überschneidung damit begannen die ersten Versuche ethnographischer Gesprächsanalyse an aufgezeichneten Gesprächen von Gruppen aus den einzelnen Stadtteilen.

Diese Untersuchungen gehören zur zweiten Projektphase, der Analyse ausgewählter sozialer Welten, die in "Porträts" dargestellt werden sollen. Die Diskussionen zur Entwicklung eines Programms einer ethnographischen Gesprächsanalyse betrafen Fragen wie: Beschreibungskategorien für Handlungsmuster und Textsorten, für stilistische Variation und sprachliche Schichtung, für die Relationen zwischen dem Vollzug sprachlicher Akte und den übergreifenden, sozialen und lebensgeschichtlichen Zusammenhängen, die erst aufgrund des ethnographischen Wissens interpretiert werden können.

2.2.4. Bibliographische Recherchen

Im Berichtsjahr wurde eine kommentierte Bibliographie zur juristischen Kommunikation abgeschlossen (erscheint 1985 in den Forschungsberichten des IdS).

Außerdem wurde eine Recherche zur praktischen Rhetorik durchgeführt. Eine Auswahlbibliographie erscheint 1985 in Grosse/Bausch (Hg.): Praktische Rhetorik (Eigenverlag des IdS).

2.3. Abteilung Wissenschaftliche Dienste Leitung: Wolfgang Teubert

2.3.1. Informations- und Dokumentationsstelle (IuD-Stelle)

Mitarbeiter: Aloys Hagspühl, Gerhard Jakob, Konrad Plastwich

Die IuD-Stelle erbringt Informationsdienstleistungen aufgrund regelmäßiger eigener Erhebungen und unter Auswertung von am Institut erarbeiteten Materialien (z.B. Bibliographien) und sonstigen einschlägigen Informationsquellen. Informationsdienste werden für folgende Bereiche erstellt bzw. befinden sich in Vorbereitung:

- germanistische Linguistik (teilweise unter Ausschluß früherer Sprachstufen, aber einschließlich der Diachronie) (In- und Ausland);
- allgemeine Sprachwissenschaft (deutschsprachige Länder);
- Gruppenmehrsprachigkeitsforschung, bezogen auf Gebiete mit Deutsch als beteiligter Sprache.

Zur Zeit werden von der IuD-Stelle folgende Dokumentationen erarbeitet:

- Wissenschaftlerdokumentation; erscheint 1985;
- Dokumentation Sprachwissenschaftliche Lehrveranstaltungen an deutschsprachigen Hochschulen (Bundesrepublik, Österreich, Schweiz); Erscheinungsweise halbjährlich;
- Dokumentation Sprachwissenschaftliche Forschungsvorhaben (deutschsprachige Länder: germanistische und allgemeine Linguistik; international nur germanistische Linguistik); Erscheinungsweise zweijährlich;
- Handbuch der Gruppenmehrsprachigkeitsforschung zu Gebieten mit Deutsch als beteiligter Sprache. Kommentierte Bibliographie, Periodikaverzeichnis, Projekt- und Institutionendokumentation; erscheint 1985.

Eine weitere Aufgabe der IuD-Stelle ist die wissenschaftliche Unterstützung und redaktionelle Bearbeitung von Dokumentationen zur Gruppenmehrsprachigkeit. Im Berichtsjahr erschien Band 9 der Reihe "Deutsche Sprache in Europa und Übersee" (Norbert Klein: Deutsche Sprache im Kontakt in Südwestafrika). Aufgrund unvorhergesehener Verzögerungen konnte auch die Herstellung des Typoskripts des zweiten Bandes "Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten" erst im Berichtsjahr abgeschlossen werden.

Die IuD-Stelle ist ferner zuständig für die organisatorische Betreuung der am Institut arbeitenden Gastwissenschaftler sowie der Besucher und Besuchergruppen. Sie hilft bei der organisatorischen Vorbereitung und Durchführung der Tagungen des IdS. Ferner nimmt sie ständige Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit wahr, beantwortet Anfragen bzw. leitet sie an die zuständigen Stellen weiter, und sie redigiert die "Mitteilungen des Instituts für deutsche Sprache". Sie archiviert die in den deutschen Zeitungen und Publikumszeitschriften erscheinenden Artikel zum Thema "Sprache". Ferner vertreibt sie die im Eigenverlag des Instituts erschienenen Bücher und Broschüren.

Aufgrund einer Vereinbarung mit dem Ministerium für Wissenschaft

und Kunst, Baden-Württemberg, wurde 1984 mit der praktischen Ausbildung von Inspektoranwärtern des gehobenen Dienstes in Dokumentationseinrichtungen begonnen.

2.3.2. Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Mitarbeiter: Tobias Brückner, Sylvia Dickgießer, Gert K. Frackenpohl (beurlaubt seit 1.10.1984), Klaus Wothke (seit 1.11.1984), Rudolf Schmidt (seit 1.12.1984)

Leitung: Gert K. Frackenpohl

Wolfgang Teubert (seit 1.10.1984)

Zu den Aufgaben der LDV gehören

- der Betrieb der Rechenanlage (Siemens 7.536),
- die Bereitstellung und Auswertung maschinenlesbarer Wort- und Textkorpora,
- die Entwicklung von Programmen zur Textanalyse und -verarbeitung,
- die Bereitstellung von Datenbanksystemen und die Entwicklung von Ein- und Ausgabeprogrammen für verschiedene Informations- und Dokumentationsprojekte.

Im folgenden werden die im Berichtsjahr durchgeführten bzw. begonnenen Arbeiten im einzelnen dargestellt.

Um einem stark gestiegenen Bedarf vor allem in den Forschungsabteilungen nachzukommen, wurden 4 neue Datensichtgeräte und 4 Arbeitsplatzdrucker angeschlossen. Dazu waren umfangreiche Erweiterungsarbeiten an verschiedenen Betriebssystemkomponenten erforderlich. Zudem verursachte der stetig wachsende Datenbestand Speicherplatzprobleme, die mittelfristig nur durch die Bereitstellung zusätzlicher Magnetplattenstationen gelöst werden können. Zur vorläufigen Überbrückung der Engpässe wurden Datenmigrationsverfahren entwickelt und getestet.

Neben aktuellen Versionen bereits vorhandener Datenbank- und Programmsysteme wurden 3 neue Systeme (DIACOS, TEX, TOM-EDT-DOK) zu Testzwecken implementiert. Diese Systeme erlauben die Herstellung von Druckvorlagen für Publikationen. Damit wird einer steigenden Nachfrage innerhalb des IdS Rechnung getragen.

Die Entwicklungsarbeiten an der Lexikographischen Datenbank (LEDA) wurden zügig fortgeführt. LEDA wird im Endausbau drei Komponenten enthalten: a) die Textdatei, d.h. eine Sammlung einheitlich kodierter Korpora, auf die mit dem interaktiven Programmsystem REFER zugegriffen wird; b) die Wortdatei, die die Bestände maschinenlesbarer Wör-

terbücher in teilintegrierter Form enthalten wird; c) die Arbeits- und Ergebnisdatei, in die die jeweils bearbeiteten Wortartikel abgespeichert werden.

Die Entwicklungsarbeiten an REFER sind bereits weitgehend abgeschlossen. Eine voll funktionsfähige Version, die inzwischen auch die automatische Generierung von flektierten Verbformen aus dem Infinitiv zur Erleichterung von Suchprozeduren umfaßt, steht in- und externen Wissenschaftlern zur Belegsuche zur Verfügung.

Im Rahmen der vereinbarten Zusammenarbeit zwischen dem IdS und dem Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik (IKP, Universität Bonn) wurde die am IKP erstellte "Kumulierte Wortdatenbank des Deutschen" in Form einer SESAM-Datenbank am IdS implementiert. Die Wortdatenbank besteht aus ca. 300000 Wortartikeln und kann als Prototyp der Wortdatei, wie sie für LEDA geplant ist, angesehen werden.

Mittelfristig ist der Zugriff auf die IdS-Korpora (die Textdatei von LEDA) auch über lemmatisierte Register geplant. Diese Register werden ab 1985 weitgehend automatisch mithilfe des morphologischen Vollformenlexikons (MOLEX) erstellt. Die Arbeiten an MOLEX stehen mit der Entwicklung von Analyseprozeduren für die automatische Zuordnung der Deklinationsklassen zu Nominalkomposita kurz vor dem Abschluß; Anfang 1985 wird MOLEX mit über 2 Millionen Wortformen und den zugehörigen flexionsmorphologischen Angaben zur Verfügung stehen.

Sehr aufwendig sind die Arbeiten zur Erweiterung der Textdatei. Der Bezug auf die Gegenwartssprache erfordert eine ständige Aktualisierung des dokumentierten Sprachmaterials, wobei für die Auswahl der Texte die Bedürfnisse der lexikographischen Arbeitsvorhaben am IdS ausschlaggebend sind. Die Arbeiten zur Korrektur und Umkodierung des Ost-West-Zeitungskorpus wurden abgeschlossen. Das Korpus wurde (ebenso wie das Dialogstrukturenkorpus) an REFER angeschlossen. Damit stehen für den interaktiven Zugriff nunmehr über 7 Mio. laufende Wörter Text zur Verfügung. Weiter erhielt das IdS im Berichtsjahr eine neue, korrigierte und erweiterte Version des Thomas-Mann-Korpus von Professor Higuchi, Japan, und vom Institut für Grunddeutsch, Stanford, California, das Korpus Grunddeutsch: Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Zur Veröffentlichung dieses Korpus sowie des Korpus Beratungsgespräche leistete die LDV durch Druckaufbereitung und Erstellung verschiedener Register wesentliche Beiträge. Ferner wurde mit der Erstellung von Spezialkorpora für das Vorhaben "Handbuch der schweren Wörter" begonnen. Verfahren für die Verfügbarmachung von Texten, die für den Druck im Lichtsatzverfahren auf Magnetbändern

gespeichert sind (z.B. Mannheimer Morgen, Bonner Generalanzeiger, Spiegel) wurden entwickelt; der Einsatz von Lesemaschinen (KDEM) wurde erprobt. Schließlich wurden Transkripte von Texten gesprochener Sprache der Abteilung SuG erfaßt. Die am IdS verfügbaren maschinenlesbaren Wortlisten wurden durch drei zweisprachige maschinenlesbare Wörterbücher des Bundessprachenamtes erweitert; diese Wörterbücher wurden für den interaktiven Zugriff im Zusammenhang mit dem Projekt "Lehnwortbildung" aufbereitet.

Die "Rückläufige Wortliste zum heutigen Deutsch" mit über 150000 Einträgen, die auf einer Kumulierung und Überarbeitung verschiedener maschinenlesbarer Wörterbücher beruht, erschien im Herbst 1984.

Ein Programmpaket wurde entwickelt, um das Beschreibungsvokabular sowie Angaben zur Etymologie und Stilebene einer Testmenge von Wörterbucheinträgen aus dem "Großen Wörterbuch der deutschen Sprache" auszuwerten. Damit möchte die Arbeitsgruppe Lexik Hinweise auf mögliche Normierungen gewinnen. Ferner wurden verschiedene Register zum Deutschen Fremdwörterbuch erstellt und für den Druck über Laser-Drucker aufbereitet.

Zu den Aufgaben der LDV gehört auch die Unterstützung von Dokumentationsaktivitäten. Die verschiedenen Dateien der Bibliographischen Datenbank (BIDA) enthalten mittlerweile bereits über 30000 Dokumente; einige dieser Dateien, die "Bibliographie Enzyklopädien und Lexika", die "Bibliographie zur juristischen Kommunikation" und die "Bibliographie zur praktischen Rhetorik" werden zur Zeit zum Druck aufbereitet und Anfang 1985 veröffentlicht. Auch die Wissenschaftler-, Lehrveranstaltungs- und Projektdokumentation wurden wieder unterstützt.

Die Zahl externer Serviceaufträge war 1984 leicht rückläufig. Im Vergleich zum Vorjahr waren die einzelnen Aufträge wie Belegstellensuche, Anfertigen von Statistiken und Registern, Weitergabe maschinenlesbarer Texte usw. jedoch aufgrund komplexerer Fragestellungen und eines größeren Datenbestandes oft wesentlich umfangreicher und mit intensiver Informationsbeschaffung und -vermittlung verbunden.

Neben einer Vielzahl von Einzelberatungen und Einführungen in die Arbeit mit vorhandener Software für IdS-Mitarbeiter, Gäste und Besucher, veranstaltete die LDV 1984 eine Informationswoche und ein IdS-Kolloquium, um die Voraussetzungen für eine Konzeption verstärkten Computereinsatzes im Rahmen von Großprojekten wie z.B. dem "Handbuch der schweren Wörter" zu verbessern. Auf der Jahrestagung 1984 wurden zahlreiche LDV-Entwicklungen der Fachöffentlichkeit vorgeführt. Gegen Jahresende erschien das LDV-Info 4, die Informations-

schrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung, die eine Reihe von Berichten zu den wichtigeren Arbeiten der LDV enthält.

2.3.3. Deutsches Spracharchiv

Mitarbeiter: Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Leitung: Edeltraud Knetschke

Die Aufgaben des Deutschen Spracharchivs sind die Archivierung, Bereitstellung, Verschriftung, Analyse, Dokumentation und Vorbereitung von Aufnahmen gesprochener Sprache (Mundart, Umgangssprache, Standardsprache).

Die Arbeitsstelle verfügt über das größte Schallarchiv gesprochener deutscher Sprache, wobei in der Regel Tonbänder als Schallträger dienen. Insgesamt sind über 10.000 Aufnahmen mit einer Abspieldauer von ca. 2.500 Stunden vorhanden. Die Korpora haben einen Umfang von rund 15 Millionen Wörtern laufender Texte. Die Mehrzahl der Aufnahmen sind ihrer Textsorte nach "initiierte Erzählmonologe". Durch die Inkorporierung des sogenannten "Freiburger Korpus der gesprochenen Sprache", einer Sammlung von 806 Aufnahmen mit einer ungefähren Spieldauer von 450 Stunden und 3 Korpora der Abteilung Sprache und Gesellschaft (Dialogstrukturen, Beratungsgespräche, Stadtsprache Mannheim), verfügt das Spracharchiv auch über Dialoge in Standardsprache. Die wichtigsten Korpora (I/-, III/-, IV/- mit rund 6.500 Aufnahmen) sind als Kopien im Archiv dupliziert.

Zu den ständigen Aufgaben der Arbeitsstelle gehört auch die herausgeberische und redaktionelle Betreuung der Reihe PHONAI, die im Berichtsjahr ihren Untertitel zu "Lautbibliothek der deutschen Sprache" verändert hat. In dieser Reihe erschien 1984 als neue Sachgruppe der vollständige Abdruck eines Textkorpus nach Computerausdrucken in 3 Bänden: J. Alan Pfeffer und Walter F.W. Lohnes: Grunddeutsch — Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache — Überregionale Umgangssprache aus der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, Österreich und der Schweiz; Textkorpora 1, PHONAI Bd. 28, 29 und 30.

Die noch in der weiteren Herstellung befindlichen Monographie-Bände zum Fersental, zu Diendorf und Zinzenzell und zu den Umgangssprachen in Worms, Kaiserslautern und Heidelberg werden 1985 in der Reihe erscheinen. Ebenso ist für 1985 die Veröffentlichung des Bands "Zur Orthoepie der Plosiva in der deutschen Hochsprache" vorgesehen. Das Manuskript ist im Berichtsjahr im wesentlichen fertiggestellt worden, ebenso der Materialienband, der noch einige zusätzliche Wiederga-

ben von Systematisierungen usw. erhalten hat. Ein Monographie-Band zu 'Maria Alm' ist bereits in der Typoskript-Erstellung und wird Anfang 1986 als Publikation vorliegen.

Die Auswertung der Jiddisch-Dokumentation befindet sich noch immer in der ersten Phase der Bearbeitung von Tonbandaufnahmen, die als Fernziel eine Publikation haben.

Zu den Serviceleistungen zählten wie bisher die Betreuung und Beratung von Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland, die sich beim Deutschen Spracharchiv über die Nutzungsmöglichkeiten der verschiedenen Korpora unterrichteten. Für zahlreiche Wissenschaftler und Forschungsinstitute wurden wieder Tonbandkopien von Texten und Protokollbögen angefertigt. Einzelne Studenten nutzten außerdem das Spracharchiv für ihre Examensarbeiten.

Die Vorarbeiten zu einem Gesamtkatalog des Deutschen Spracharchivs (Verzeichnis aller hier archivierten deutschsprachigen Tonbandaufnahmen – vertextet wie unvertextet –), wurden weitergeführt.

2.3.4. Redaktion GERMANISTIK (Außenstelle Tübingen)

Leitung: Tilman Krömer

Die Redaktion des Bibliographie- und Referatenorgans GERMANISTIK erfaßt und verzeichnet vierteljährlich die in- und ausländischen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Germanistik sowie in Auswahl der allgemeinen Sprach- und Literaturwissenschaft. Verhandlungen mit dem Verlag Max Niemeyer über die Zukunft dieser Außenstelle wurden im Berichtsjahr eingeleitet; sie sind bisher noch nicht zum Abschluß gekommen.

2.3.5. Bibliothek

Leitung: Eva Teubert

Die Bestände der Bibliothek wurden im Berichtsjahr wiederum systematisch erweitert; die Bestände ehemaliger Bereichsbibliotheken sind inzwischen weitgehend integriert. Neben Erwerbung und Ausleihe steht vor allem die Betreuung von Gastwissenschaftlern und die Erstellung von Literaturrecherchen für interne und externe Benutzer im Vordergrund der Arbeit. In zunehmendem Maß wird die Bibliothek auch von den Studenten der Universität Mannheim genutzt. Zu den Aufgaben der Bibliothek gehört ferner die Schriftleitung der Zeitschrift "Deutsche Sprache".

3. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler

3.1. Jahrestagung 1984 "Sprachkultur"

Das Institut veranstaltete in der Zeit vom 13. bis zum 16. März 1984 seine internationale Jahrestagung zum Rahmenthema "Sprachkultur" im Musensaal des Rosengartens (Mannheim). Etwa 400 Sprachwissenschaftler, Literaturwissenschaftler, Autoren, Journalisten und an Sprache und Sprachwissenschaft Interessierte aus mehr als 20 Ländern nahmen an der Tagung teil und diskutierten gemeinsam über Sprachkultur und Sprachpflege im In- und Ausland, über gesellschaftliche Anstrengungen zur Sprachkultivierung, über die geschichtlichen Wurzeln der Sprachkultivierungsbemühungen (Sprachkultur im 18. Jh.), über die Sprachbildungsarbeit in der Schule, über den Zusammenhang zwischen Sprachkultur und Literatur, über den Sprachgebrauch in der Wissenschaft und in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, nicht zuletzt auch im Bereich der Politik. Vorgetragen wurden Analysen und Berichte, bei diesem Rahmenthema aber auch vor allem Wertungen und persönliche Meinungen.

Das Programm war nicht nur inhaltlich weit gefächert, auch die Organisationsformen waren vielfältig. Neben "großen" Vorträgen standen koordinierte Podiumsgespräche und -diskussionen mit Vertretern der Institutionen, die sich in der Bundesrepublik Deutschland vornehmlich mit Fragen der Sprachpflege und Sprachnormierung befassen, mit Experten im Bereich von Sprache und Politik und mit Verfassern von Sprachglossen für große Zeitungen.

Die Tagungsbeiträge werden im IdS-Jahrbuch 1984 "Sprachkultur" erscheinen. Es gab ein relativ breites Presseecho auf die Tagung. Berichte erschienen u.a. in folgenden Zeitschriften: "Deutsche Sprache", H. 4/1984 (von Inger Rosengren); "Zeitschrift für germanistische Linguistik", H. 3/1984 (von Peter Kühn und Ulrich Püschel); "Linguistische Berichte", H. 92/1984 (von Walter Schmich); "texten + schreiben", Juni 1984 (von Wolfgang Müller).

3.2. Sitzungen der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Im Berichtsjahr fand am 23.6. eine interne Sitzung statt. Wiedergewählt wurden die Mitglieder K.-H. Bausch, G. Drosdowski, S. Grosse, H.H. Reich und G. Rickheit. Zum Vorsitzenden und zu dessen Stellvertreter wurden S. Grosse und K.-H. Bausch wiederum gewählt.

3.3. Kolloquium "Terminologie im Sprachbuch"

Zum 22. und 23. Juni 1984 lud die Kommission für Fragen der Sprachentwicklung Experten aus den deutschsprachigen Ländern zu diesem Kolloquium in das Institut für deutsche Sprache nach Mannheim ein.

Anlaß war der Vorschlag eines Terminologiekatalogs für die Fächer Deutsch und Fremdsprachen, der von der ständigen Konferenz der Kultusminister der Bundesländer (KMK) herausgegeben worden war. Er stieß unter Sprachwissenschaftlern und Vertretern des Faches Angewandte Linguistik auf heftigen Widerstand.

Auf dem Kolloquium diskutierten Sprachwissenschaftler der Schulsprachen, des Faches Deutsch als Fremdsprache, Pädagogen, Lehrbuchautoren und Vertreter der Kultusministerien über die vorliegende Liste, über die Frage, ob ein Minimalkatalog erforderlich sei und darüber, welche Konsequenzen eine terminologische Festlegung für die Schulpraxis haben könnte.

Referenten und Themen waren:

1. Zur allgemeinen Problematik einer Terminologie

- R. Wimmer, Mannheim: Grenzen einer Normierung grammatischer Termini;
- H. Glinz: Grammatische Termini – ihre Relativität und Unentbehrlichkeit;
- D. Czeczotka: Vereinheitlichung der grammatischen Terminologie als schulpraktisches Bedürfnis;
- R. Emons: Linguistik und Schulgrammatik.

2. Die Terminologie aus der Sicht der Schulsprachen

- W. Heilmann: Grammatische Terminologie in lateinischen Sprachbüchern;
- H.W. Klein: Durch Sprachstruktur bedingte Besonderheiten der grammatischen Terminologie im Französischen (besonders im Tempusbereich);
- W. Hüllen: Zwei Probleme einer didaktisch orientierten Grammatik-Terminologie für den Englischunterricht: Syntagma vs. Paradigma, Struktur vs. Funktion;
- K.-J. Heller: Zum Problem wort- und satzgrammatischer Deskriptoren aus der Sicht der Schulgrammatik;
- J. Oomen-Welke: Terminologie im Sprachbuch aus der Sicht der Schulbuchverlagsarbeit.

3. Die Terminologie-Diskussion in der Schweiz und Österreich

E. Glinz: Die Terminologiesituation in der Schweiz (Erfahrungen mit Schülern und Lehrern);

R. Killinger: Diskussion über die Terminologie des Bereichs "Sprachreflexion" in den neuen Lehrplänen für die Pflichtschulen und das Gymnasium in Österreich.

4. Die Terminologie-Frage im Bereich Deutsch als Fremdsprache

L. Götze: Dependenzsyntax – Grammatikbeschreibung in Lehrwerken Deutsch als Fremdsprache;

U. Engel: Termini für Deutsch als Fremdsprache (eine Analyse deutscher und polnischer Lehrbücher).

Ergebnis der Diskussionen war:

- Eine katalogähnliche Liste kann nur mit Vorbehalt akzeptiert werden. Akzeptabel waren "Etiketten", die für grammatische Bereiche stehen, aber nicht den Status von Termini erhalten. Sie könnten die fachliche und interfachliche Verständigung erleichtern.
- Solche Bezeichnungen müßten möglichst grammatiktheorie-neutral sein.
- Bezeichnungen, die nicht "sprechend" oder semantisch beschrieben sind, scheinen hierfür möglicherweise geeignet.
- Durch die Bezeichnungen eingeführte Normierungen müssen in ihrer Problematik reflektiert werden.
- Die Bedürfnisse des Anwenders und der Betroffenen müssen berücksichtigt werden.

Sehr stark war die Furcht der Teilnehmer vor der normierenden Kraft des Normierten im Schulunterricht. Die Schulpraxis zeige auch, daß man sehr wohl ohne eine verabschiedete Terminologieliste Sprachunterricht machen kann. Der Bedarf an Terminologie für den Unterricht könne nicht quantitativ entschieden werden, sondern muß vom lernenden Kind (den Lernprozessen) ausgehen und daran ausgerichtet sein.

Die Referate werden als Sammelband in den Veröffentlichungen des Instituts herausgegeben.

3.4. Sitzungen der Kommission für Rechtschreibfragen des IdS

Im Berichtsjahr fanden drei Sitzungen der Kommission statt, und zwar am 24./25. Februar, 6./7. Juli und 14./15. Dezember. Nach einigen Überarbeitungen und redaktionellen Abstimmungen wurden die neu gefaßten "Regeln für die Zeichensetzung im Deutschen" verabschiedet. Intensiv wurden auf der Grundlage eines von Burkhard Schaefer vorgelegten und im Verlauf des Jahres überarbeiteten Papiers zur Zusammen- und Getrennschreibung dieser Bereich weiterdiskutiert und Regeln erarbeitet, die auf der ersten Sitzung des Jahres 1985 noch einmal zu überarbeiten sind. Ein von Hermann Zabel vorgelegtes Arbeitspapier zur Schreibung speziell der Fremdwörter wurde in erster Runde andiskutiert. Im Rahmen der Vorbereitung einer im Jahre 1985 erscheinenden Publikation, eines 'Werkstattberichtes' über die Arbeit der Kommission und mit deren Ergebnissen, wurden von Gerhard Augst, Wolfgang Mentrup und Hermann Zabel Einzelbeiträge vorgelegt und diskutiert.

Im November fand in Rostock eine Arbeitsberatung statt, auf der Mitglieder von Kommissionen aus den vier deutschsprachigen Ländern einen Vorschlag zur Neuregelung der "Worttrennung am Zeilenende" (Silbentrennung) erarbeiteten, der in den Kommissionen noch gebilligt werden muß. Darüber hinaus verständigten sich die Teilnehmer über die Grundsätze zu einer Neuregelung der Zeichensetzung, für die auf der für Frühjahr 1986 in Mannheim vorgesehenen Arbeitsberatung neue Regeln ausgearbeitet werden.

3.5. Vorträge externer Wissenschaftler

- Dr. Laurie Bauer, Wellington/Edinburgh, Großbritannien: Neo-Classical Compounds and Combining-Forms (16.01.1984)
- Prof. Dr. Utz Maas, Osnabrück: Modernisierung der sprachlichen Verhältnisse in der Stadt der frühen Neuzeit (25.01.1984)
- Dr. Beat Thommen, Bern, Schweiz: Handlungsregulation und soziale Organisation (01.03.1984)
- Prof. Dr. sc. Wolfgang Motsch, Berlin, DDR: Bedeutung und illokutive Funktion sprachlicher Äußerungen (23.05.1984)
- Frau Prof. Dr. Senta Trömel-Plötz, Konstanz: Gewalt durch Sprache (01.06.1984)
- Doz. Hans Rossipal, Stockholm, Schweden: Schlußfolgerungsstrukturen in Gesprächen und Texten (13.06.1984)

Frau Aino Kärnä, M.A., Helsinki, Finnland: Diskussion der Behandlung der sog. Partikeln im zweisprachigen Wörterbuch (29.06.1984)

Prof. Dr. Wolfgang Wölck, Buffalo, USA: Stadtsprachenforschung in Buffalo (16.07.1984)

Frau Doz. Cathrine Fabricius-Hansen, Oslo, Norwegen: Zur Kategorisierung von Nebensätzen (18.07.1984)

Prof. Dr. Eike von Savigny, Bielefeld, Frau Prof. Dr. Gisela Harras, Mannheim: Gruppentheoretische Bedeutungsanalyse und einige Fragen der Pragmatik (07.12.1984)

4. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts

4.1. Kontakte zu anderen Institutionen

- Universität Mannheim und Universität Heidelberg sowie zahlreiche weitere germanistische und sprachwissenschaftliche Institute an Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland
- Fakultät für germanische Sprachen der Universität Bukarest
- Staatliches Institut für japanische Sprache, Tokio
- Arbeitskreis "Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik" (Germanisten der Universitäten Belgrad, Novi Sad, Sarajevo und Zagreb)
- Arbeitskreis "Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik", Kopenhagen
- Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn
- Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache beim DAAD, Bonn
- Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
- Inter Nationes, Bonn
- Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft
- Gesamtdeutsches Institut, Bundesanstalt für Gesamtdeutsche Fragen, Bonn
- Goethe-Institut, München
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt
- Deutscher Sprachatlas, Marburg
- Alexander von Humboldt-Stiftung
- Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute
- Fachverband Moderne Fremdsprachen
- Gesellschaft für Angewandte Linguistik e.V., Trier
- Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
- Centre de Recherches Sémiologiques, Universität II Lyon
- Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit (UFSAL), Brüssel
- Sonderforschungsbereich 99, Konstanz
- Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn
- Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn
- Gesellschaft für Information und Dokumentation mbH (GID), Frankfurt
- GLDV Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Datenverarbeitung e.V., Frankfurt

- DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
- Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
- Stiftung Volkswagenwerk, Hannover
- Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn

4.2. Lehraufträge von IdS-Mitarbeitern

Dr. Karl-Heinz Bausch: WS 1984/85, Dialekt im Kurpfälzer Raum, Proseminar, Universität Mannheim

Franz-Josef Berens: SS 1984, Einführung in die Gesprächsanalyse, Proseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Ulrich Engel: SS 1984, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Vorlesung und Proseminar, Universität Bonn
WS 1984/85, Wortstellung, Proseminar, Universität Bonn

Gert K. Frackenpohl: SS 1984, Linguistische Datenverarbeitung, Proseminar, Universität Heidelberg

Dr. Manfred W. Hellmann (gemeinsam mit Dr. Michael Kinne): SS 1984, Einführung in die Lexikographie, Proseminar, Universität Mannheim

Dr. Werner Kallmeyer: SS 1984, Analyse verbaler Interaktion I: Problemgespräche, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1984/85, Analyse verbaler Interaktion II: Spielformen der Kommunikation, Hauptseminar, Universität Mannheim

Dr. Michael Kinne (gemeinsam mit Dr. Manfred W. Hellmann): SS 1984, Einführung in die Lexikographie, Proseminar, Universität Mannheim

Dr. Alan Kirkness: WS 1984/85, Die Geschichte des Wörterbuchs der Brüder Grimm, Proseminar, Universität Heidelberg

Pantelis Nikitopoulos: SS 1984, Probleme der Ausländerpädagogik und des Deutschunterrichts für ausländische Kinder, Eine Einführung, Hauptseminar, Pädagogische Hochschule Heidelberg
WS 1984/85, Probleme des Zweitsprachenerwerbs und ihre pädagogisch-didaktischen Implikationen für den Unterricht und die Entwicklung von Lern- und Lehrmaterialien, Hauptseminar, Pädagogische Hochschule Heidelberg

Dr. Johannes Schwitalla: SS 1984, Literarische Dialoge vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart, Hauptseminar, Universität Freiburg
WS 1984/85, Texte von Frauen und über Frauen im 16. Jahrhundert, Hauptseminar, Universität Saarbrücken

Dr. Gerhard Stickel: SS 1984, Deutsch im Kontrast, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1984/85, Morphosyntax des Deutschen, Hauptseminar, Universität Mannheim

Dr. Wolfgang Teubert: SS 1984, Kritik der politischen Sprache, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1984/85, Synchronische und diachronische Aspekte des Gefühlswortschatzes, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Rainer Wimmer: SS 1984, Kolloquium zur Rechtssprache, Hauptseminar, Universität Heidelberg
WS 1984/85, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Vorlesung, Universität Heidelberg

4.3. Kurse und Kurzseminare von IdS-Mitarbeitern

Dr. Karl-Heinz Bausch: Deutsch für Ausländer (Fortgeschrittene 1 und 2), Abendakademie Mannheim

Sylvia Dickgießer: Vorkurs, Deutsch für Ausländer, Abendakademie Mannheim

Dr. Elgin Müller-Bollhagen: Kurs, Deutsch für Ausländer, Volkshochschule Innsbruck

Helmut Schumacher: 3.-29.9.1984, Kurzseminar, Verbanalyse, Internationaler Ferienkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

4.4. Vorträge von IdS-Mitarbeitern

Tobias Brückner: 1.3.1984, Aufbau des morphologischen Lexikons (MOLEX), Jahrestagung der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung (GLDV), Heidelberg

29.9.1984, REFER — ein interaktives System zum Zugriff auf große Textmengen, Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Linguistik, Berlin

12.10.1984, PLIDIS, ein System für den natürlich sprachlichen Zugang zu einer Datenbank, Tagung der Gesellschaft für medizinische Dokumentation und Statistik, Frankfurt

Gert K. Frackenpohl: 29.5.1984, Datenverarbeitungseinsatz bei der Arbeit mit Textkorpora und Lexika im Institut für deutsche Sprache, EDV-Ausschuß der geisteswissenschaftlichen Sektion der Max-Planck-Gesellschaft, UPI für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt

Ulrike Haß: 27.9.1984, Gefühlssprache der Jugend, Frauenarbeitskreis II, Abendakademie Mannheim

2.10.1984, Sprachwandel seit 1945, Frauenarbeitskreis II, Abendakademie Mannheim

16.10.1984, Über Briefkultur, Frauenarbeitskreis II, Abendakademie Mannheim

Dr. Manfred W. Hellmann: Februar, März, November 1984, Zur Entwicklung der deutschen Sprache in den beiden deutschen Staaten. Im Auftrag des Gesamtdeutschen Instituts Berlin im Rahmen von Lehrerfortbildungsseminaren
Juni 1984, Some Observations on Frequency, Style and Journalistic Attitudes in Newspaper Texts of East and West Germany, 10. Internationales DDR-Symposium, Conway/New Hampshire, USA
November 1984, Zum sprachlichen Ost-West-Problem: Forschungen und Forschungsprobleme, Gastvortrag im Oberseminar Prof. Schlosser, Universität Frankfurt

Gabriele Hoppe: 3.9.1984, Feature "Frauensprache" (Kritische Anmerkungen zu den Arbeiten von Senta Trömel-Plötz), Rundfunkinterview

- Dr. Werner Kallmeyer: 16.3.1984, Wir und die anderen. Zum Verhältnis von sozialen Welten und Sprachkultur, Jahrestagung des IdS, Mannheim
 28.5.1984, Wie lernt man reden? Ein Orientierungsversuch im Feld der praktischen Rhetorik, Technische Hochschule, Darmstadt
 26.6.1984, Neuere ethnographische Ansätze der Soziolinguistik, Universität Heidelberg
 5.10.1984, Anmerkungen zum Thema "Recht und Sprache" aus sprachwissenschaftlicher Sicht, Evangelische Akademie, Bad Boll
- Dr. Inken Keim-Zingelmann: Mai 1984, "Sprachvariation". Thema: Funktion des code-switching in der Erzählung einer Mannheimerin, Kolloquium, Basel
- Dr. Michael Kinne: 29.6. und 9.11.1984, Wortschatzentwicklung in Deutschland nach 1945 – unter besonderer Berücksichtigung der DDR., Berlin (Gesamtdeutsches Institut in Verbindung mit der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung)
- Dr. Alan Kirkness: 10.-13.10.1984, Deutsche Wörterbücher – ihre Geschichte und Zukunft, Deutscher Germanistentag, Passau
- Dr. Elisabeth Link: 19.7.1984, Was ist Metalexikographie? (Lehn-) Wortbildung im Wörterbuch, Lexikographisches Kolloquium, Universität Heidelberg
 10.10.1984, Wortbildung im Fachwörterbuch, Deutscher Dokumentartag 1984, Veranstaltung des Komitees für Terminologie und Sprachfragen der DGD (DGD-KTS), Probleme fachsprachlicher Wörterbucharbeit im Bereich Information und Dokumentation.
 30.10.1984, (gemeinsam mit Dr. Gerhard Stickel) Wie fremd sind uns die Fremdwörter, Gesellschaft für deutsche Sprache (GfDS), Wiesbaden
- Pantelis Nikitopoulos: 28.9.1984, Lokale Kultur und Sprachverwendung. Aspekte eines ethnographischen Ansatzes in einer Soziolinguistik der Stadt, GAL-Tagung, Berlin
- Dr. Werner Nothdurft (gemeinsam mit Thomas Spranz-Fogasy): 26.-28.1.1984, Methodische Probleme bei der Analyse von Schlichtungen, Colloquium des DFG-Schwerpunkt Verbale Interaktion, MPI für Verhaltenspsychologie, Seewiesen
 2.2.1984, äh folgendes Problem äh, Die interaktive Ausarbeitung des Problems in Beratungsgesprächen, Psychologisches Institut der Universität Bern
 27.-29.9.1984, Der Marktwert von Schlichten. Zur Kommunikationspolitik eines Handlungsmusters, Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Linguistik (GAL) in Berlin
 13.11.1984, Gesprächsanalytische Perspektiven auf genetische Beratung, SFB 121 Psychotherapeutische Prozesse, Universität Ulm
- Helmut Schumacher: 28.-30.6.1984, Grammatik im semantisch orientierten Valenzwörterbuch, Kolloquium Lexikographie und Grammatik, Universität Essen
 27.-29.9.1984, Beschreibungssprache im onomasiologischen Verbwörterbuch für Deutsch als Fremdsprache, 15. Jahrestagung der Gesellschaft für angewandte Linguistik, Freie Universität Berlin

- Dr. Johannes Schwitalla: 14.12.1983, Sprachliche Mittel der Gegenkultur. Oder: Wie läßt man sich nicht vereinnahmen? Kolloquium Macht, Literatur und Sprache, Universität Mannheim
22.6.1984, Aufgaben und Probleme der Textsortengeschichtsschreibung. Germanisches Seminar Universität Hamburg
13.10.1984, Projekt Kommunikation in der Stadt. Theorie, Methoden, erste Ergebnisse. Deutscher Germanistentag, Passau
- Dr. Gerhard Stickel: 19.4.1984, Einstellung zu Anglizismen im Deutschen, Universität Warschau
22.5.1984, Zu den 'Fremdwörtern' im Deutschen, Universität Marburg
30.10.1984, Das 'Fremdwort' hat ausgedient. Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden
- Dr. Gerhard Strauß (gemeinsam mit Dr. Gisela Zifonun): 13.-16.3.1984, Sprachkultivierung als politische Aufklärung, IdS-Jahrestagung 1984 Sprachkultur, Mannheim
- Dr. Wolfgang Teubert: 2.-6.7.1984, Applications of a Lexicographical Data Base for German, 10th International Conference on Computational Linguistics COLING 84, Stanford, California, USA
- Prof. Dr. Rainer Wimmer: 22.6.1984, Grenzen einer Normierung grammatischer Termini, IdS-Kolloquium, Mannheim
13.10.1984, Chancen der Sprachkritik, Germanistentag, Passau
- Dr. Gisela Zifonun (gemeinsam mit Dr. Gerhard Strauß): Sprachkultivierung als politische Aufklärung, IdS-Jahrestagung 1984 Sprachkultur, Mannheim

5. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IdS

Auch im Berichtsjahr wurde das IdS wieder von zahlreichen Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland besucht, die zum großen Teil über längere Zeiträume blieben, um ihre Forschungen im ständigen Kontakt mit den Mitarbeitern des IdS fortzuführen:

Milanko Bekvalac, Novi Sad, Jugoslawien – Dr. Maria Teresa Bianco, Neapel, Italien – Lektor Marseta Bohinjec-Sencar, Ljubljana, Jugoslawien – Prof. Dr. Michael Clyne M.A., Clayton, Victoria, Australien – Prof. Dr. habil. Jan Czocharski, Warschau, Polen – Lecturer Winifred Davies M.A., Manchester, Großbritannien – Dr. phil. Martin Durrell M.A., Manchester, Großbritannien – Prof. Dr. Ahmed Kamal El-Alfy, Kairo, Ägypten – Dozent Dr. Folke Freund, Uppsala, Schweden – Sayed Ahmed Ali Hamman, Kairo, Ägypten – Prof. Dr. Arnold S. Heidenheimer, St. Louis, USA – Prof. Dr. Bal Huh, Seoul, Korea – Dozent Redžer Jahović, Sarajevo, Jugoslawien – Lecturer Dr. Louise M. Jansen, Canberra, Australien – Mag.phil. Aino Kärnä, Helsinki, Finnland – Gudmund U. Karlsson B.A., M.A., Reykjavik, Island – Prof. Dr. Muhammad Abu-Hattab Khaled, Kairo, Ägypten – Stephen Kidd B.A., Halifax, Canada – Mag. Hanka Konieczna, Poznan, Polen – Dekan Dr. Gerhard Konnerth, Sibiu, Rumänien – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Oulu, Finnland – Mag.phil. Teresa Korsak, Warschau, Polen – Prof. Dr. Oddleif Leirbukt, Tromsø, Norwegen – Gun Leppiniemi Fil.kand., Åbo, Finnland – Magister Jasna Makovec, Ljubljana, Jugoslawien – Patrick Marsh M.A. Ph.D., Dublin, Irland – Simone Mascarenhas L.T.C.L. M.A., Ph.D, Bombay, Indien – Dr. Iwona May, Poznań, Polen – Cliona McMahon

M.A., Dublin, Irland – Dr. Pawel Mecner, Będzin, Polen – Ass. Amal Mohy Eddin, Kairo, Ägypten – Saburo Okamura M.A., Chiba, Japan – Lecturer Dr. Peter Paul, Clayton, Victoria, Australien – Gerd Maria Paulsen, Oslo, Norwegen – Antoaneta Primatarova-Miltscheva, Sofia, Bulgarien – Dr. Karel Petrus Prinsloo, Pretoria, Südafrika – Prof. Manfred Richter M.A. Ph.D., Ontario, Canada – Helena Rohen M.A., Helsinki, Finnland – Dozent Dr. Charles V.J. Russ, York, Großbritannien – Dr. Danuta Rytel-Kuc, Warszawa, Polen – Prof. Dr. Laurits Saltveit, Oslo, Norwegen – Wiss. Oberass. Stojan Sarlov, Veliko Tirnovo, Bulgarien – Dr. Gerd Simon, Tübingen – Dozent Dr. Birger Sundquist, Uppsala, Schweden – Doc. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek, Wrocław, Polen – Michael Townson B.A., M.A., M.Litt., Birmingham, Großbritannien – Prof. Dr. Vural Ülkü, Balçale-Adana, Türkei – Mag. Jie Yuan, Shanghai, China – Wiss.Ass. Laila Zamzam, Kairo, Ägypten – Prof. Dr. Arne Zettersten, Kopenhagen, Dänemark – Fil. Kand. Eleonore Zettersten, Lund, Schweden – Mag. Erminka Zilić, Sarajevo, Jugoslawien – Snježana Žuljević M.A., Sarajevo, Jugoslawien.

6. Gastwissenschaftler am Institut für deutsche Sprache

Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland haben auch 1984 während ihrer bis zu zweimonatigen Aufenthalte am IdS verschiedene Projektarbeiten unterstützt. Frau Doz. Dr. Catherine Fabricius-Hansen (Oslo) arbeitete in der Grammatikgruppe mit (Beschreibung des Tempussystems; Nebensätze im Deutschen). Prof. Dr. Pierre Bange (Lyon) behandelte "Fiktionale Formen im Gespräch" im Rahmen des Stadtsprachenprojekts. Priv.DoZ. Dr. Franz Breuer (Münster) unternahm Handlungsstrukturanalysen von Schlichtungsgesprächen. Dipl. Inf. Jan Brustkern (Bonn) implementierte eine Wortdatenbank für die Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Prof. Dr. Wolfgang Rettig (Düsseldorf) arbeitete an einem Programm zur sprachlichen Motivation bei 'schweren' Wörtern im Deutschen.

7. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache (Stand Dezember 1984)

7.1. Kuratorium

Vorsitzender: Präsident des IdS Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel

Stellvertreter: Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum

Dr. Joachim Ballweg, IdS – Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Gabriele Hoppe, IdS – Dr. Werner Nothdurft, IdS – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier – Prof. Dr. Ingo Reiffenstein, Salzburg – Dr. Johannes Schwitalla, IdS – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Prof. Dr. Herbert E. Wiegand, Heidelberg – ein Vertreter der Stadt Mannheim – zwei Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, Baden-Württemberg – ein Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und Technologie – ein Vertreter des Auswärtigen Amtes – ein Vertreter des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache.

Ehrenpräsident des IdS: Prof. Dr.Dr.h.c. Dr.h.c. Hugo Moser, Bonn

7.2. Vorstand

Direktoren: Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer

7.3. Institutsleitung

Direktoren: Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer; Abteilungsleiter: Dr. Werner Kallmeyer (Sprache und Gesellschaft) – Dr. Alan Kirkness (Grammatik und Lexik) – Dr. Wolfgang Teubert (Wissenschaftliche Dienste); Mitarbeitervertreter: Franz Josef Berens – Tobias Brückner – Dr. Inken Keim – Dr. Elisabeth Link.

7.4. Mitarbeiter des Instituts

Abteilung Grammatik und Lexik

Abteilungsleiter: Dr. Alan Kirkness (kommissarisch), Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Joachim Ballweg – Prof. Dr. Ulrich Engel – Helmut Frosch – Ulrike Haß – Dr. Manfred Hellmann – Brigitte Hilgendorf – Ursula Hoberg (beurlaubt) – Gabriele Hoppe – Dr. Michael Kinne – Jacqueline Kubczak (beurlaubt) – Dr. Elisabeth Link – Dr. Wolfgang Mentrup – Dr. Elgin Müller-Bollhagen – Isolde Nortmeyer – Dr. Lorelies Ortner – Dr. Günter Schmidt – Helmut Schumacher – Dr. Gerhard Strauß – Dr. Bruno Strecker – Klaus Vorderwülbecke – Dr. Gisela Zifonun; Sekretärinnen: Marlies Dachsels – Erna Kaehler – Karin Laton – Ruth Maurer.

Abteilung Sprache und Gesellschaft

Abteilungsleiter: Dr. Werner Kallmeyer; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Franz Josef Berens – Dr. Inken Keim – Dr. Wolfgang Klein – Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos – Dipl.-Psych. Dr. Werner Nothdurft M.A. – Dipl.-Soz. Ulrich Reitemeier – Peter Schröder – Dr. Johannes Schwitalla; Sekretärinnen: Hanni Kohlhasse – Gisela Pfeiffer.

Abteilung Wissenschaftliche Dienste

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Tobias Brückner – Sylvia Dickgießer – Gert K. Frackenpohl (beurlaubt) – Aloys Hagspühl – Gerhard Jakob – Dr. Edeltraud Knetschke – Monika Kolvenbach M.A. – Tilman Krömer – Dr. Margret Sperlbaum – Dipl.Math. Rudolf Schmidt – Klaus Wothke; Dokumentar: Konrad Plastwich; Mitarbeiter in der Datenverarbeitung: Alfred Herrmann – Claus Hoffmann – Rainer Krauß – Peter Mückenmüller – Uwe Sommer – Manfred Schreckenberger; Datenerfassung: Gerda Beck – Willi Oksas; Bibliothekare: Lucia Berst – Dipl.Bibl. Erna Knorpp – Dipl.Bibl. Daniela Ruttloff – Dipl.Bibl. Eva Teubert – Ulrich Wetz; Sekretärinnen: Anneliese Brants – Ingrid Karlsson; Composer-Schreibkräfte: Ursula Blum – Ursula Erbe.

Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter: Herbert Rheinacker; Verwaltungsangestellte: Willi Balschbach – Annemarie Eisinger – Hannelore Janovsky – Leonore Kadzik – Hildegard Magis – Marianne Wardein; Sekretariat: Doris Gerstel – Jacqueline Lindauer; Telefonistin: Isolde Wetz; Hausmeister: Uwe Zipf; Reinigungsdienst: Lisa Bläß.

7.5. Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder:

Prof. Dr. Hans Eggers, Saarbrücken – Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil – Prof. Dr. Paul Grebe, Wiesbaden – Prof. Dr. Hans Neumann, Göttingen – Prof. Dr. Dr. h. c. Leo Weisgerber, Bonn.

Ordentliche Mitglieder:

Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Klaus Baumgärtner, Stuttgart – Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum – Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen – Prof. Dr. Werner Besch, Bonn – Prof. Dr. Karl-Dieter Bunting, Essen – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Dr. h. c. Eugenio Coseriu, Tübingen – Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim – Prof. Dr. Helmut Gipper, Münster – Prof. Dr. Jan Goossens, Münster – Prof. Dr. Walter Haas, Marburg – Prof. Dr. Franz-Josef Hausmann, Erlangen – Prof. Dr. Klaus Heger, Heidelberg – Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg – Prof. Dr. Werner Hoffmann, Mannheim – Prof. Dr. Klaus-Jürgen Hutterer, Graz – Gerhard Kaufmann, München – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Prof. Dr. Herbert Kolb, München – Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen – Prof. Dr. Theodor Lewandowski, Köln – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel – Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Prof. Dr. Günter Neumann, Würzburg – Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart – Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg – Prof. Dr. Rainer Rath, Saarbrücken – Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof. Dr. Marga Reis, Köln – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum – Prof. Dr. Albrecht Schöne, Göttingen – Prof. Dr. Rudolf Schützeichel, Münster – Prof. Dr. Hansjakob Seiler, Köln – Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon – Prof. Dr. Dieter Stellmacher, Göttingen – Prof. Dr. Georg Störzel, Düsseldorf – Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen – Prof. Dr. Heinz Vater, Köln – Prof. Dr. Harald Weinrich, München – Prof. Dr. Walter Weiss, Salzburg – Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg – Prof. Dr. Peter Wiesinger, Wien – Prof. Dr. Werner Winter, Kiel – Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf.

Emeritiert: Prof. Dr. Hennig Brinkmann, Münster – Prof. Dr. Gerhard Cordes, Göttingen – Prof. Dr. Gerhard Heilfurth, Marburg – Prof. Dr. Otto Höfler, Wien – Prof. Dr. Blanka Horaček, Wien – Dr. Karl Korn, Bad Homburg – Prof. Dr. Reinhold Olesch, Köln – Prof. Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg – Prof. Dr. Mario Wandruszka, Salzburg – Prof. Dr. Christian Winkler, Marburg – Prof. Dr. Paul Zinsli, Bern.

Korrespondierende Mitglieder in Europa:

Prof. Dr. Pierre Bange, Lyon, Frankreich – Prof. Dr. Jan Czocharski, Warschau, Polen – Prof. Dr. Jean David, Metz, Frankreich – Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Prof. Dr. Martin Durrell, Manchester, England – Prof. Dr. Erik Erämetsä, Turku, Finnland – Prof. Dr. Sándor Gárdonyi, Debrecen, Ungarn – Prof. Dr. habil. Franciszek Grucza, Warschau, Polen – Prof. Dr. Mirra Guchmann, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. K. Hyldgaard-Jensen, Kopenhagen, Dänemark – Prof. Dr. M. Isbăşescu, Bukarest, Rumänien – Prof. Dr. William Jones, London, England – Doz. Dr. János Juhász, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, England – Prof. Dr. Wolfgang Klein, Nijmegen, Holland – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf, Schweiz – Prof. Dr. Jacques Lerot, Löwen, Belgien – Prof. Dr. Odo Leys, Löwen, Belgien – Prof. Dr. Kaj B. Lindgren, Helsinki, Finnland – Dr. Zdeněk Masařík, Brno, CSSR – Prof. Dr. S. Mironoff, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. Karl

Mollay, Budapest, Ungarn — Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien — Prof. Dr. Pavel Petkov, Sofia, Bulgarien — Prof. Dr. Marthe Philipp, Straßburg, Frankreich — Prof. Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Jugoslawien — Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden — Prof. Dr. Viliam Schwanzer, Bratislava, CSSR — Prof. Dr. Leslie Seiffert, Oxford, England — Doc. Dr. Dr. Emil Skála, Prag, CSSR — Prof. Dr. Dr. h.c. Gilbert de Smet, Gent, Belgien — Prof. Dr. Anthony William Stanforth, Edinburgh, England — Prof. Dr. Birgit Stolt, Stockholm, Schweden — Prof. Dr. Kalevi Tarvainen, Jyväskylä, Finnland — Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen — Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich — Prof. Dr. R.A. Wisbey, London, England — Prof. Dr. Jean-Marie Zemb, Paris, Frankreich — Prof. Dr. Stanislav Žepić, Zagreb, Jugoslawien.

Emeritiert: Prof. Dr. W. Admoni, Leningrad, UdSSR — Dr. Eduard Beneš, Prag, CSSR — Prof. Dr. Torsten Dahlberg, Sävedalen, Schweden — Prof. Dr. Ingerid Dal, Oslo, Norwegen — Prof. Dr. Jean Fourquet, Fresnes, Frankreich — Prof. Dr. Gustav Korlén, Stockholm, Schweden — Prof. Dr. Ivar Ljungerud, Lund, Schweden — Prof. Dr. Cola Minis, Amsterdam, Niederlande — Prof. Dr. Emil Öhmann, Helsinki, Finnland — Prof. Dr. Laurits Saltveit, Oslo, Norwegen — Prof. Dr. C. Soeteman, Leiden, Niederlande — Prof. Dr. Pavel Trost, Prag, CSSR.

Korrespondierende Mitglieder in Übersee:

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana, Ill., USA — Prof. Dr. Emmon Bach, Austin, Texas, USA — Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien — Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA — Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Madison, Wisconsin, USA — Prof. Dr. Marvin H. Folsom, Provo, Utah, USA — Prof. Dr. Tozo Hayakawa, Tokyo, Japan — Prof. Eijiro Iwasaki, Kamakura, Japan — Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA — Prof. Dr. Byron J. Koekkoek, Buffalo, N.Y., USA — Prof. Dr. Herbert L. Kufner, Ithaca, N.Y., USA — Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien — Prof. Dr. W.P. Lehmann, Austin, Texas, USA — Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA — Prof. Dr. Georg J. Metcalf, Chicago, Ill., USA — Prof. Dr. William G. Moulton, Princeton, N.Y., USA — Prof. Dr. Carroll E. Reed, Amherst, Mass., USA — Prof. Dr. Erwin Theodor Rosenthal, Sao Paulo, Brasilien.

Emeritiert: Prof. Dr. Einar Haugen, Cambridge, Mass., USA — Prof. Dr. Herbert Penzl, Berkeley, Calif., USA — Prof. Dr. Otto Springer, Philadelphia, Pennsylvania, USA — Prof. Dr. William F. Twaddell, Providence, R.I., USA.

7.6. Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen

Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil, Schweiz (Vorsitzender) — Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim (Stellvertr. Vorsitzender) — Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen — Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn — Dr. Wolfgang Mentrup, IdS — Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck — Dr. h.c. Otto Nüssler, Wiesbaden — Dr. Burkhard Schaefer, Essen — Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich — Prof. Dr. Bernhard Weisgerber, Bonn — Prof. Dr. Hermann Zabel, Bonn.

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum (Vorsitzender) — Dr. Karl-Heinz Bausch, IdS (Stellvertr. Vorsitzender) — Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim — Dr. H. Fotheringham, Wiesbaden — Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt —

Dr. Werner Kallmeyer, IdS — Prof. Dr. Hans H. Reich, Landau — Prof. Dr. Gert Rickheit, Bielefeld — Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich — Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg, — Dr. Helmut Walther, Wiesbaden.

7.7. Beiräte

Beirat "Lehnwort"

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn — Prof. Dr. Manfred Höfler, Düsseldorf — Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen — Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier.

Beirat "Fachexterne Kommunikation"

Dr. Rudolf Beier, Hamburg — Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin — Prof. Dr. Franz-Josef Hausmann, Erlangen — Prof. Dr. Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg.

Beirat "Schlichtung"

Prof. Dr. Konrad Ehlich, Dortmund — Prof. Dr. Klaus F. Röhl, Bochum — Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg.

Beirat "Kommunikation in der Stadt"

Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel — Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum — Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf — Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel — Prof. Dr. Brigitte Schlieben-Lange, Frankfurt/M. — Prof. Dr. Fritz Schütze, Kassel.

8. Besondere Nachrichten

Im Berichtsjahr verstarben vier Mitglieder des Wissenschaftlichen Rats: Prof. Dr. H. Bach, Aarhus, Dänemark; Prof. Dr. Peter Hartmann, Konstanz; Prof. Dr.Dr.h.c. Friedrich Maurer, Freiburg; Prof. Dr.Dr. Eberhard Zwirner, Münster.

9. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben

9.1. Personalstärke (Stand: 1.10.1984)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeitmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte	40 (+ 3 beurlaubt)
Verwaltungs-/technische Angestellte	34
Arbeiter	<u>1</u>
insgesamt:	75

davon auf	Planstellen	Projektstellen	Zusammen
wiss. Angestellte	39	1	40
Verw.-/techn. Angestellte	34	—	34
Arbeiter	1	—	1
Summen	74	1	75

9.2. Anschriften

Institut für deutsche Sprache
Friedrich-Karl-Straße 12
Postfach 5409
6800 Mannheim 1, Telefon (0621) 44011

Außenstellen:

Forschungsstelle Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck, Telefon 26741

Redaktion GERMANISTIK
Vogtshaldenstraße 24
Postfach 2140
7400 Tübingen, Telefon (07071) 24185

9.3. Haushalte des Instituts im Berichtsjahr

Ordentlicher Haushalt

Einnahmen:

Bundesministerium für Forschung und Technologie	DM 3.231.650,-
Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Baden-Württemberg	DM 3.231.650,-
eigene Einnahmen	<u>DM 106.000,-</u>
	DM 6.569.300,-

Ausgaben:

Personalausgaben	DM 5.007.500,-
Sachausgaben	DM 1.532.800,-
Investitionen	<u>DM 29.000,-</u>
	DM 6.569.300,-

Projekt "Verbale Interaktion"

Zuschußgeber: DFG	
Personalausgaben	DM 110.000,-
Sachausgaben	<u>DM -</u>
	DM 110.000,-

Summe der Projektmittel	DM 110.000,-
<u>Ordentlicher Haushalt</u>	<u>DM 6.569.300,-</u>
Haushaltsmittel insgesamt	<u><u>DM 6.679.300,-</u></u>

10. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger und Rainer Wimmer

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf

- Band 1: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Jahrbuch 1965/66. Erschienen 1967.
- Band 2: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67. Erschienen 1968.
- Band 3: Hans Jürgen Heringer, Die Opposition von 'kommen' und 'bringen' als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart. 1968.
- Band 4: Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung. ⁴1974.
- Band 5: Sprache – Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie. Jahrbuch 1968. Erschienen 1970.
- Band 6: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. ²1971.
- Band 7: Jean Fourquet, Prolegomena zu einer deutschen Grammatik. ⁴1973.
- Band 8: Probleme der kontrastiven Grammatik. Jahrbuch 1969. Erschienen 1970.
- Band 9: Hildegard Wagner, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung. ³1984.
- Band 10: Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart. Beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache. Formuliert von Siegfried Jäger. ³1973.
- Band 11: Rudolf Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung. ²1973.
- Band 12: Rainer Rath, Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache. 1971.
- Band 13: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970. Erschienen 1971.
- Band 14: Werner Ingendahl, Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung. ²1973.
- Band 15: Leo Weisgerber, Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung. 1971.
- Band 16: Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Zusammengestellt und kommentiert von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Manfred W. Hellmann. 1975.

- Band 17: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik. 1971.
- Band 18: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung. Aus den Referaten einer Tagung zusammengestellt von Manfred W. Hellmann. 1973.
- Band 19: Linguistische Studien I. 1972.
- Band 20: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971. Erschienen 1972.
- Band 21: Heidi Lehmann, Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR (bis 1968). 1972.
- Band 22: Linguistische Studien II. 1972.
- Band 23: Linguistische Studien III. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1. 1973.
- Band 24: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 2. 1973.
- Band 25: Els Oksaar, Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen. 1976.
- Band 26: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972. Erschienen 1974.
- Band 27: Nestor Schumacher, Der Wortschatz der europäischen Integration. Eine onomasiologische Untersuchung des sog. 'europäischen Sprachgebrauchs' im politischen und institutionellen Bereich. 1976.
- Band 28: Helmut Graser, Die Semantik von Bildungen aus *über-* und Adjektiv in der deutschen Gegenwartssprache. 1973.
- Band 29: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Erster Hauptteil. Ingeburg Kühnhold — Hans Wellmann, Das Verb. 1973.
- Band 30: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Horst Sitta und Klaus Brinker. 1973.
- Band 31: Andreas Weiss, Syntax spontaner Gespräche. Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten. 1975.
- Band 32: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Zweiter Hauptteil. Hans Wellmann, Das Substantiv. 1975.
- Band 33: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 1. 1974.
- Band 34: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 2. 1975.

- Band 35: Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973. Erschienen 1975.
- Band 36: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Jahrbuch 1974. Erschienen 1975.
- Band 37: Heinz Kloss, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. 1978.
- Band 38: Theo Bungarten, Präsentische Partizipialkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. 1976.
- Band 39: Probleme der Lexikologie und Lexikographie. Jahrbuch 1975. Erschienen 1976.
- Band 40: Wolfgang Steinig, Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. 1976.
- Band 41: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976. Erschienen 1977.
- Band 42: G.S. Scur, Feldtheorien in der Linguistik. 1977.
- Band 43: Deutsche Wortbildung. Dritter Hauptteil. Ingeburg Kühnhold/Oskar Putzer/Hans Wellmann, Das Adjektiv. 1978.
- Band 44: Ulrich Engel/Siegfried Grosse (Hrsg.), Grammatik und Deutschunterricht. Jahrbuch 1977. Erschienen 1978.
- Band 45: Helmut Henne/Wolfgang Mentrup/Dieter Möhn/Harald Weinrich (Hrsg.), Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. 1978.
- Band 46: Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978. Erschienen 1979.
- Band 47: Helmut Heinze, Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichnete Version. 1979.
- Band 48: Barbara Marzahn, Der Deutschlandbegriff der DDR. Dargestellt vornehmlich an der Sprache des "Neuen Deutschland". 1979.
- Band 49: Wolfgang Teubert, Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben. 1979.
- Band 50: Joachim Ballweg/Hans Glinz (Hrsg.), Grammatik und Logik. Jahrbuch 1979. Erschienen 1980.
- Band 51: Erwin Morgenthaler, Kommunikationsorientierte Textgrammatik. Ein Versuch, die kommunikative Kompetenz zur Textbildung und -rezeption aus natürlichem Sprachvorkommen zu erschließen. 1980.
- Band 52: Hanspeter Ortner, Wortschatz der Mode. 1981.
- Band 53: Lorelies Ortner, Wortschatz der Pop-/Rockmusik. 1982.
- Band 54: Peter Schröder/Hugo Steger (Hrsg.), Dialogforschung. Jahrbuch 1980. Erschienen 1981.

- Band 55: Hennig Brinkmann, Sprache als Teilhabe. Aufsätze zur Sprachwissenschaft. Zu seinem achtzigsten Geburtstag ausgewählt und herausgegeben von Maximilian Scherner. 1981.
- Band 56: Karl-Heinz Bausch (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch 1981. Erschienen 1982.
- Band 57: Helmut Henne/Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Wortschatz und Verständigungsprobleme. Jahrbuch 1982. Erschienen 1983.
- Band 58: Sdrawka Metschkowa-Atanassowa, Temporale und konditionale *wenn*-Sätze. 1983.
- Band 59: Siegfried Grosse (Hrsg.), Schriftsprachlichkeit. 1983.
- Band 60: Gerhard Stickel (Hrsg.), Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983. Erschienen 1984.
- Band 61: Hans-Georg Küppers, Orthographiereform und Öffentlichkeit. 1984.
- Band 62: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Morphem- und Sachregister zu Band I - III. Bearb. von Ingeburg Kühnhold und Heinz-Peter Prell. 1984.
- Band 63: Rainer Wimmer (Hrsg.), Sprachkultur. Jahrbuch 1984. Erscheint 1985.

HEUTIGES DEUTSCH

Linguistische und didaktische Beiträge für den deutschen Sprachunterricht. Veröffentlicht vom Institut für deutsche Sprache und vom Goethe-Institut.

(Folge in drei Unterreihen 1979 abgeschlossen)

Max Hueber Verlag, München

Reihe I: Linguistische Grundlagen. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache

- Band 1: Siegfried Jäger, Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1971.
- Band 2: Klaus Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. 1971.
- Band 3.1,2.: Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. 1975.
- Band 4: Ulrike Hauser-Suida/Gabriele Hoppe-Beugel, Die 'Vergangenheits-tempora' in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1972.
- Band 5: Hermann Gelhaus, Das Futur in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Studien zum Tempussystem. 1975.
- Band 6: Franz-Josef Berens, Analyse des Sprachverhaltens im Redekonstellationstyp "Interview". Eine empirische Untersuchung. 1975.
- Band 7: Gisela Schoenthal, Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in gesprochenen Sprache. 1975.

- Band 8: Jürgen Dittmann, Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. 1976.
- Band 9.1.: Karl-Heinz Bausch, Modalität und Konjunktivgebrauch in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Teil I. 1979.
- Band 10: Ursula Hoberg, Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. Untersuchungen zur Elementenfolge im einfachen Verbsatz. 1981.
- Band 11: Karl-Heinz Jäger, Untersuchungen zur Klassifikation gesprochener deutscher Standardsprache. Redekonstellationstypen und argumentative Dialogstrukturen. 1976.
- Band 12: Franz-Josef Berens/Karl-Heinz Jäger/Gerd Schank/Johannes Schwitalla, Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht. 1976.
- Band 13: Angelika Wenzel, Stereotype in gesprochener Sprache. Form, Vorkommen und Funktion in Dialogen. 1978.
- Band 14: Gerd Schank, Untersuchungen zum Ablauf natürlicher Dialoge. 1981.
- Band 15: Johannes Schwitalla, Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen. 1979.
- Band 16: Christian Winkler, Untersuchungen zur Kadenzbildung in deutscher Rede. 1979.
- Band 17: Marita Sennkamp, Die Verwendungsmöglichkeiten von Negationszeichen in Dialogen. Ein dialoggrammatischer Ansatz mit empirischer Überprüfung an Texten gesprochener deutscher Standardsprache. 1979.

Reihe II: Texte

- Band 1: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg. ²1978.
- Band 2: Texte gesprochener deutscher Standardsprache II. "Meinung gegen Meinung", Diskussionen über aktuelle Themen. Ausgewählt, redigiert und eingeleitet von Charles van Os. 1974.
- Band 3: Texte gesprochener deutscher Standardsprache III. "Alltagsgespräche". Ausgewählt von H.P. Fuchs und G. Schank. 1975.
- Band 4: Texte gesprochener deutscher Standardsprache IV. "Beratungen und Dienstleistungsdialoge". Herausgegeben und eingeleitet von Karl-Heinz Jäger. 1979.

Reihe III: Linguistisch-didaktische Untersuchungen des Goethe-Instituts

- Band 1: Gerhard Kaufmann, Die indirekte Rede und mit ihr konkurrierende Formen der Redeerwähnung. 1976.
- Band 2: Sigbert Latzel, Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Eine Darstellung mit Bezug auf Erfordernisse des Faches "Deutsch als Fremdsprache". 1977.

- Band 3: Lutz Götze, Valenzstrukturen deutscher Verben und Adjektive. Eine didaktische Darstellung für das Fach Deutsch als Fremdsprache. 1979.

FORSCHUNGSBERICHTE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Rainer Wimmer und Gisela Zifonun

Verlag Gunter Narr, Tübingen

- | | | |
|----------|--|---------------|
| Band 1: | 1968. | } Sammelbände |
| Band 2: | 1968. | |
| Band 3: | 1969. | |
| Band 4: | 1970. | |
| Band 5: | 1970. | |
| Band 6: | 1971. | |
| Band 7: | Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache. 1975. | |
| Band 8: | S. Jäger/J. Huber/P. Schätzle, Sprache und Sozialisation. Vorüberlegungen zu empirischen Untersuchungen. 1972. | |
| Band 9: | H. Popadić, Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch. 1972. | |
| Band 10: | H. Fenske, Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern. 1973. | |
| Band 11: | I. Neumann, Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantische Beziehungen im heutigen Deutsch. 1972. | |
| Band 12: | G. Kaufmann, Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch. 1972. | |
| Band 13: | P. Nikitopoulos, Statistik für Linguisten. Eine methodische Darstellung. Teil I. 1973. | |
| Band 14: | K. Bayer/K. Kurbel/B. Epp, Maschinelle Sprachbeschreibung im Institut für deutsche Sprache. 1974. | |
| Band 15: | H. Gelhaus/S. Latzel, Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen. 1974. | |
| Band 16: | H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik I. Interimsprache und kontrastive Analyse. Das Zagreber Projekt zur angewandten Linguistik. 1974. | |
| Band 17: | S. Marx-Nordin, Untersuchungen zur Methode und Praxis der Analyse aktueller Wortverwendungen. Aspekte des Gebrauchs der Wörter 'Sozialismus' und 'sozialistisch' in der politischen Sprache der DDR. 1974. | |
| Band 18: | Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse I. Morphosyntaktische Voraussetzungen für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974. 2 Teilbände. | |

- Band 19: Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse II. Ein Lexikon für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974.
- Band 20: H. Kloss (Hrsg.), Deutsch in der Begegnung mit anderen Sprachen: im Fremdsprachen-Wettbewerb, als Muttersprache in Übersee, als Bildungsbarriere für Gastarbeiter. Beiträge zur Soziologie der Sprachen. 1974.
- Band 21: G. Harlass/H. Vater, Zum aktuellen deutschen Wortschatz. 1974.
- Band 22: I. Tancré, Transformationelle Analyse von Abstraktkomposita. 1975.
- Band 23: H. Kubczak, Das Verhältnis von Intension und Extension als sprachwissenschaftliches Problem. 1975.
- Band 24: G. Augst, Lexikon zur Wortbildung.
Band 24.1: Morpheminventar A - G.
Band 24.2: Morpheminventar H - R.
Band 24.3: Morpheminventar S - Z.
- Band 25: G. Augst, Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. 1975.
- Band 26: A. Kirkness, Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation. Teil I und II. 1975.
- Band 27: A.J. Pfeffer, Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora. Ein Bericht aus dem "Institute for Basic German", Pittsburgh. 1975.
- Band 28: H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik II. 1975.
- Band 29: G. Stickel (Hrsg.), Deutsch-japanische Kontraste. Vorstudien zu einer kontrastiven Grammatik. 1976.
- Band 30: H. Schumacher (Hrsg.), Untersuchungen zur Verbvalenz. 1976.
- Band 31: U. Engel/H. Schumacher, Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. 1978.
- Band 32: N. Filipović, Die Partizipialkonstruktion in der deutschen dichterischen Prosa von heute. 1977.
- Band 33: L. Siegrist, Bibliographie zu Studien über das deutsche und englische Adverbial. 1977.
- Band 34: H. Droop, Das präpositionale Attribut. Grammatische Darstellung und Korpusanalyse. 1977.
- Band 35: H. Gelhaus, Der modale Infinitiv. 1977.
- Band 36: U. Engel (Hrsg.), Deutsche Sprache im Kontrast. 1977.
- Band 37: A. Ballweg-Schramm/A. Lötscher (Hrsg.), Semantische Studien. 1977.
- Band 38: J. Ballweg, Semantische Grundlagen einer Theorie der deutschen kausativen Verben. 1977.
- Band 39: K. Zimmermann, Erkundungen zur Texttypologie. 1978.
- Band 40: M. Dyhr, Die Satzspaltung im Deutschen und Dänischen. Eine kontrastive Analyse. 1978.

- Band 41: I. Keim, Studien zum Sprachverhalten ausländischer Arbeitnehmer. Dargestellt an türkischen Gastarbeitern im Raum Mannheim. 1978.
- Band 42: M. Kolvenbach/A. Lötscher/H.D. Lutz (Hrsg.), Künstliche Intelligenz und natürliche Sprache: Sprachverstehen und Problemlösen mit dem Computer. 1979.
- Band 43: L. Auburger/H. Kloss, Deutsche Sprachkontakte in Übersee. 1979.
- Band 45: Projektgruppe Verbvalenz, Konzeption eines Wörterbuchs deutscher Verben. Zu Theorie und Praxis einer semantisch orientierten Valenzlexikographie. 1981.
- Band 46: H. Wulz, Formalismen einer Übersetzungsgrammatik. 1979.
- Band 47: W. Mentrup, Die Groß- und Kleinschreibung im Deutschen und ihre Regeln. Historische Entwicklung und Vorschlag zur Neuregelung. 1979.
- Band 48: M. W. Hellmann (Hrsg.), Ost-West-Wortschatzvergleiche. Maschinell gestützte Untersuchungen zum Vokabular von Zeitungstexten aus der BRD und der DDR. 1984.
- Band 49: W. Mentrup (Hrsg.), Rechtschreibreform in der Diskussion. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur deutschen Orthographie, Mannheim, Mai 1979. 1979.
- Band 50: I. Keim, Untersuchungen zum Deutsch türkischer Arbeiter. 1984.
- Band 51: S. Grosse/W. Mentrup (Hrsg.), Bürger — Formulare — Behörde. Wissenschaftliche Arbeitstagung zum Kommunikationsmittel 'Formular'. Mannheim, Oktober 1979. Mit einer ausführlichen Bibliographie. 1980.
- Band 52: D. Krallmann/G. Stickel (Hrsg.), Zur Theorie der Frage. Vorträge des Bad Homburger Kolloquiums im November 1978. 1981.
- Band 53: I. Keim/P. Nikitopoulos/M. Repp, Kommunikation ausländischer Arbeiter. 1982.
- Band 54: S. Grosse/W. Mentrup (Hrsg.), Anweisungstexte. 1982.
- Band 55: H. Ortner/L. Ortner, Zur Theorie und Praxis der Kompositaforschung. Mit einer ausführlichen Bibliographie. 1984.
- Band 56: U. Reitemeier, Juristische Kommunikation. Kommentierte Bibliographie. (im Druck)
- Band 57: W. Nothdurft, "... äh folgendes problem äh ...". Die interaktive Ausarbeitung "des Problems" in Beratungsgesprächen. 1984.
- Band 58: G. Strauß/G. Zifonun, Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. (im Druck)
- Band 59: P. Schröder (Hrsg.), Beratungsgespräche — Ein kommentierter Textband. (im Druck)

VERGLEICHENDE GRAMMATIKEN

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Bibliographisches Institut, Mannheim

Band 1, Teil 1: Jean-Marie Zemb, Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch, *Comparaison de deux systèmes*. Mit Beiträgen von Monica Belin, Jean David, Jean Janitza, Hans-Ludwig Scheel.

Band 1, Teil 2: Jean-Marie Zemb, Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch, *L'économie de la langue et le jeu de la parole*. Mit Beiträgen von Pierre Dimon, Irène Freitag-Boswell, Frédéric Hartweg, Paul Imbs, Jean Janitza, Jean-René Ladmiral, Hermann Möcker, Boris Rybak, François Schanen, Elmar Tophoven, Louis Truffaut.

In Vorbereitung:

Spanisch-Deutsch

Serbokroatisch-Deutsch

Rumänisch-Deutsch

DEUTSCH IM KONTRAST

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Ulrich Engel, Hans Glinz und Gerhard Jakob

Julius Groos Verlag, Heidelberg

Band 1: P. Mrazović (unter Mitarb. von U. Engel), Die Stellung der Satzglieder im Deutschen und im Serbokroatischen. Eine kontrastive Darstellung. 1982.

Band 2: M. Djordjević, Verbalphrase und Verbvalenz. Untersuchungen zur deutsch-serbokroatischen kontrastiven Grammatik. 1983.

Band 3: U. Engel/E. Savin, Valenzlexikon deutsch-rumänisch/*Dicționar de valenta german-român*. 1983.

Band 4: K. Tarvainen, Kontrastive Syntax Deutsch-Finnisch. 1984.

Band 5: S. Stănescu, Satzstrukturen im Deutschen und im Rumänischen. (im Druck)

DEUTSCH UND JAPANISCH IM KONTRAST

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Tohru Kaneko und Gerhard Stickel

Julius Groos Verlag, Heidelberg

Band 1: Schrift – Lautstrukturen – Wortbildung. 1984.

Band 2: J. Rickmeyer, Morphosyntax der japanischen Gegenwartssprache. 1983.

PHONAI

Bis einschließlich Bd. 27:

Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten

Herausgegeben von der Internationalen Vereinigung sprachwissenschaftlicher Schallarchive

Deutsche Reihe

Herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv im Institut für deutsche Sprache
ab Bd. 28:

Lautbibliothek der deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Herausgeber: Walter Haas, Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Schriftleitung und Leitung der Herstellung: Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbaum

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

- Band 1: L. Levine/W. Arndt, Grundzüge moderner Sprachbeschreibung. 1969.
- Band 2: E. Knetschke/M. Sperlbaum, Anleitung für die Herstellung der Monographien der Lautbibliothek. S. Karger Verlag, Basel 1967.
- Band 3: H. Richter, Grundsätze und System der Transkription-IPA(G)-, 1973.
- Band 4: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1965. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. S. Karger Verlag, Basel 1965.
- Band 5: W. Bethge/G. M. Bonnin, Proben deutscher Mundarten. 1969.
- Band 6: (Monographien 1.) W. Bethge: Riesenbeck Kr. Tecklenburg; G. Heike: Gleuel Kr. Köln; E. Grubačić: Kriva Bara/Banat; P. Paul: Barossatal/Südaustralien. 1970.
- Band 7: (Monographien 2.) R.E. Keller: Jestetten Kr. Waldshut; L.G. Zehetner: Freising; H. Schudt: Erbstadt Kr. Hanau. 1970.
- Band 8: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1967. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1969.
- Band 9: (Monographien 3.) E. Grubačić: Knićanin/Banat; W.H. Veith: Bockwitz Kr. Sprottau. 1971.
- Band 10: (Monographien 4.) W.W. Moelleken: Niederdeutsch der Molotschna – und Chortitzamennoniten in British Columbia/Kanada. 1972.
- Band 11: (Monographien 5.) D. Karch: Großbockenheim Kr. Frankenthal/Kallstadt Kr. Neustadt a.d. Weinstraße. 1972.
- Band 12: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1970. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1972.

- Band 13: (Monographien 6.) D. Karch: Gimmeldingen Kr. Neustadt a.d. Weinstraße/Mutterstadt Kr. Ludwigshafen a. Rhein. 1973.
- Band 14: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil I (W. Bethge: Textliste zu III/50). 1974.
- Band 15: (Monographien 7.) Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil II S. Geršić: Hodsčag/Batschka; W.O. Droscher: Pohoi – eine egerländer Mundart in Neuseeland. 1974.
- Band 16: (Monographien 8.) D. Karch: Mannheim. Umgangssprache. 1975.
- Band 17: M. Sperlbaum: Proben deutscher Umgangssprache. 1975.
- Band 18: (Monographien 9.) D. Karch/W.W. Moellenen: Siedlungspfälzisch im Kreis Waterloo. Ontario, Kanada. 1977.
- Band 19: (Monographien 10.) H. Popadić: Deutsche Siedlungsmundarten aus Slawonien/Jugoslawien. 1978.
- Band 20: (Monographien 11.) D. Karch: Braunschweig – Veltenhof – Pfälzische Sprachinsel im Ostfälischen –. 1978.
- Band 21: (Monographien 12.) P. McGraw: Dane County Kölsch, Wisconsin, USA. 1979.
- Band 22: (Monographien 13.) D. Karch: Jockgrim Kr. Germersheim/Niederhorbach Kr. Bad Bergzabern. 1979.
- Band 23: (Monographien 14.) I. Guentherodt: Dudenrode Kr. Witzenhausen/Netra Kr. Eschwege. 1982.
- Band 24: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1978. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbaum. 1980.
- Band 25: (Monographien 15.) D. Karch: Dahn Kr. Pirmasens/Wilgartswiesen Kr. Pirmasens/Iggelbach Kr. Bad Dürkheim. 1980.
- Band 26: (Monographien 16.) G. Lipold: Gottschee in Jugoslawien – System, Stil und Prozeß – Phonologie einer Sprachinselmundart; 1. Teil: Suchen, Hinterland, Zentralgebiet. 1984.
- Band 27: (Monographien 17.) H.W. Royé: Segmentierung und Hervorhebung in gesprochener deutscher Standardsprache – Analyse eines Polylogs. 1983.
- Band 28: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Einführungs- und Registerband. 1984.
- Band 29: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Texte, Teil 1. 1984.
- Band 30: (Textkorpora 1) J.A. Pfeffer/W.F.W. Lohnes: Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache – Texte, Teil 2. 1984.
- Band 31: (Monographien 18.) A. Rowley: Fersental/Val Fersina. (im Druck)

- Band 32: (Monographien 19.) Ch. Wickham/R. Hinderling: Diendorf Kr. Nabburg/Zinzenzell Kr. Bogen. (im Druck)
- Beiheft 1: W. Bethge: Beschreibung einer hochsprachlichen Tonbandaufnahme. 1973.
- Beiheft 2: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil III. (H. Richter, K.-H. Rensch, M. Sperlbaum, E. Knetschke). 1974.
- Beiheft 3: D. Karch: Zur Morphologie der vorderpfälzischen Dialekte. 1975.
- Beiheft 4: K. Waniek: Die Mundart von Ratiborhammer. 1977.
- Beiheft 5: Zur gesprochenen deutschen Umgangssprache I. (D. Bresson, M. Sperlbaum, H. Richter, E. Knetschke, W.O. Droscher). 1982.

DEUTSCHE SPRACHE IN EUROPA UND ÜBERSEE

Berichte und Forschungen

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache und dem Goethe-Institut

Herausgeber des IdS: Gerhard Jakob, Gottfried Kolde;
des GI: Josef Gerighausen, Hans-Peter Krüger

Franz Steiner Verlag, Wiesbaden

- Band 1: Deutsch als Muttersprache in Kanada. Berichte zur Gegenwartslage. 1977.
- Band 2: Walter Hoffmeister, Sprachwechsel in Ost-Lothringen. Soziolinguistische Untersuchungen über die Sprachwahl von Schülern in bestimmten Sprechsituationen. 1977.
- Band 3: Hans-Peter Müller, Die schweizerische Sprachenfrage vor 1914. Eine historische Untersuchung über das Verhältnis zwischen Deutsch und Welsh bis zum Ersten Weltkrieg. 1977.
- Band 4: Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil I: Der Mittelwesten. 1979. (Sammelband)
- Band 5: Deutsch als Muttersprache in Belgien (in Zusammenarbeit mit der "Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit", Brüssel). 1979. (Sammelband)
- Band 6: Fernand Hoffmann, Sprachen in Luxemburg. Beschreibung einer Triglossie-Situation. 1979.
- Band 7: Hildegard Irma Stielau, Nataler Deutsch. Eine Dokumentation unter besonderer Berücksichtigung des englischen und afrikaanses Einflusses auf die deutsche Sprache in Natal. 1980.
- Band 8: Michael Clyne, Deutsch als Muttersprache in Australien. Zur Ökologie einer Einwanderersprache. 1981.
- Band 9: Norbert Klein, Deutsche Sprache im Kontakt in Südwestafrika. Der heutige Gebrauch der Sprachen Deutsch, Afrikaans und Englisch in Namibia. 1984.
- Band 10: Heinz Kloss (Hrsg.), Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten. Teil II: Regionale und funktionale Aspekte. (Sammelband, im Druck)

DEUTSCHES FREMDWÖRTERBUCH

Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im Institut für deutsche Sprache

Verlag Walter de Gruyter, Berlin

- Band 3: Q/R. Q bearbeitet von Otto Basler. R bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1977.
- Band 4: S. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1977 ff.
- Band 5: T. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1981.
- Band 6: U - Z und Quellenverzeichnis. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1982.
- Band 7: Systematische Wortregister und Quellenverzeichnis. (im Druck)

DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, herausgegeben von Hugo Steger, Freiburg (Geschäftsführung); Odo Leys, Leuven; Johannes Schwitalla, Mannheim; Gerhard Stickel, Mannheim.

Pro Jahr 4 Hefte

1973 - 1974: Hueber Verlag, München

seit 1975: Erich Schmidt Verlag, Berlin

GERMANISTIK

Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen

Herausgegeben von H.W. Bähr u.a. gemeinsam mit dem Institut für deutsche Sprache

Schriftleitung: Tilman Krömer

Max Niemeyer Verlag, Tübingen

Erscheint vierteljährlich

INTERNATIONALES GERMANISTENVERZEICHNIS

Herausgegeben gemeinsam vom Institut für deutsche Sprache und der Redaktion des Jahrbuchs für Internationale Germanistik
(Hrsg.: Aloys M. Hagspihl, Hans-Gert Roloff, Wolfgang Teubert)

Erscheint im Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe D

Verlag Peter Lang, Bern

Teil I: Institutionen. 1980.

Teil II: Wissenschaftler. (im Druck)

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG DES INSTITUTS

Mitteilungen.

Berichte über Arbeiten und Veranstaltungen des Instituts. Die Hefte erscheinen in loser Folge; im Durchschnitt erscheint jährlich ein Heft.

Dokumentation sprachwissenschaftlicher Lehrveranstaltungen an Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz. Erscheinungsweise: halbjährlich.

Dokumentation sprachwissenschaftlicher Forschungsvorhaben 1981/1982. Erschienen Frühjahr 1983.

LDV-Info.

Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Erscheinungsweise: 1-2 mal jährlich.

PLIDIS-Dokumentation.

Verfasser: H.D. Lutz, M. Kolvenbach, G. Zifonun u.a., Mannheim, 1980.

INTERLISP Programmierhandbuch.

Verfasser: B. Epp. Mannheim, ⁴1981.

Dokumentation: Textkorpora des neueren Deutsch. Mannheim, 1982.

Linguistische Datenverarbeitungs-Software.

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache und dem Informationszentrum Sozialwissenschaften. Mannheim und Bonn, 1982.

Bibliographie von Arbeiten zur linguistischen Beschreibung der serbokroatischen Gegenwartssprache.

Projektgruppe Deutsch-Serbokroatische Kontrastive Grammatik. Mannheim, ²1983.

Rückläufige Wortliste zum heutigen Deutsch. 2 Bde.

Bearbeitet von T. Brückner und Chr. Sauter. Mannheim, 1984.

... die große Darstellung
von Gestalt und Leistung der deutschen Sprache:

Hennig Brinkmann
Die deutsche Sprache

Gestalt und Leistung

2., neubearbeitete und erweiterte Auflage
XXXI, 939 Seiten, Leinen – ISBN 3-590-15011-4

Aus Besprechungen der ersten Auflage
„Brinkmanns Werk ist für unsere Zeit zweifellos
die große Darstellung von Gestalt und Leistung
der deutschen Sprache. Das Buch hebt alle neuen
Ansätze grammatischer Betrachtung in sich auf,
stellt sie aber nicht kompilatorisch zusammen,
sondern führt sie weiter.“

(Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes)

Die innere Geschlossenheit und methodische Stärke
des Buches macht das ständig zu beobachtende gute
Einvernehmen aus, das zwischen Deskription und
Sinndeutung herrscht. Auch die alten Gegensätze zwischen
dem Inhalts- und dem Formgesichtspunkt der Sprache
werden methodisch geschickt ausgeglichen. Das
fundamentale Werk ist Zeugnis einer eindrucksvollen
gedanklichen Leistung des Verfassers.“

(wissenschaftlicher literaturanzeiger)

Schwann

**Fachsprache und Sprachgebrauch
in der Politik, in Technik und Wirtschaft**

**Bibliographie
zum öffentlichen Sprachgebrauch
in der Bundesrepublik Deutschland
und in der DDR**

Zusammengestellt und kommentiert
von einer Arbeitsgruppe
unter der Leitung von Manfred W. Hellmann
Sprache der Gegenwart 16 – ISBN 3-590-15616-2

Wortschatz der Mode
Von Hanspeter Ortner
Sprache der Gegenwart 52 – ISBN 3-590-15652-X

Wortschatz und Verständigungsprobleme
Was sind „schwere Wörter“ im Deutschen?
Jahrbuch 1982
Sprache der Gegenwart 57 – ISBN 3-590-15657-0

Schwann